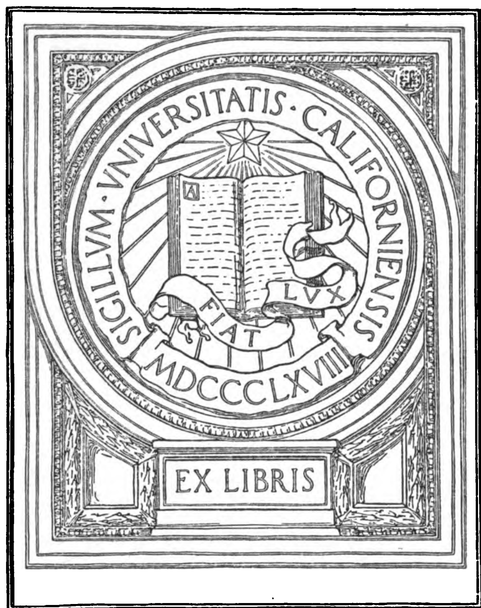

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Björnstjerne Björnson

Gesammelte Erzählungen

Zweiter Band

Verlag Albert Langen München

Gesammelte Erzählungen

Von Björnstjerne Björnson erschienen ferner bei Albert Langen:

Über unsere Kraft Schauspiel in 2 Teilen 21.—25. Tausend

Die Neuvermählten Schauspiel 2. Auflage

Paul Lange und Tora Parsberg Drama 3. und 4. Tausend

Der König Drama 2. Auflage

Geographie und Liebe Lustspiel 3. und 4. Tausend

Laboremus Drama 6.—10. Tausend

Leonarda Schauspiel

Das neue System Schauspiel

Sigurd Jorsalfar Schauspiel

Darnley Drama

Auf Storhove Drama

Ein Fallissement Schauspiel

Sigurd Slembe Schauspiel

Absalons Haar Erzählung

Mutters Hände und andere Erzählungen

Ein Tag, Ivar Bye Zwei Erzählungen

Auf Gottes Wegen Roman 4. und 5. Tausend

Arnljot Gelline Epos, Buchschmuck von Olaf Gulbransson

Gesammelte Erzählungen Erster Band

Björnstjerne Björnson

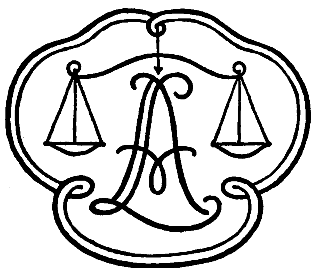
Gesammelte Erzählungen

Zweiter Band

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen

von

Cläre Greverus Mjöen



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1904

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Inhalt

Eisenbahn und Kirchhof

1866

Erstes Kapitel

Knut Aakre entstammte einer alteingesessenen Familie der Bygde, die dort von je in besonders hohem Rufe gestanden hatte, wegen ihrer Aufgeklärtheit und ihres Interesses für gemeinnützige Dinge. Sein Vater hatte sich bis zum Pastor heraufgearbeitet, war aber früh gestorben, und da die Witwe aus Bauerngeschlecht war, wurden die Kinder als Bauern erzogen. Knut hatte also nur den Unterricht genossen, wie ihn die dortigen Volksschulen zu geben vermögen, doch hatte ihm des Vaters Bibliothek früh die Liebe zum Wissen gegeben. Diese war noch weiter entwickelt worden durch seinen Freund Henrik Wergeland, der ihn oft besuchte und ihm Bücher, Samensorten und gute Ratschläge schickte. Einem solchen Rat zufolge stiftete Knut schon frühzeitig einen Verein, der anfangs höchst verschiedene Zwecke verfolgte, wie z. B. „die Mitglieder in der Redekunst sowie in der Kenntnis des Grundgesetzes heranzubilden," aus dem sich jedoch später eine praktische Landhaushaltungs-

1*

gesellschaft für die ganze Vogtei entwickelte. Auf Wergelands Rat gründete er auch eine Gemeindebibliothek, zu der er seines Vaters Bücher als erste Gabe stiftete. Ebenfalls auf seinen Rat richtete er auf seinem eignen Gut eine Sonntagsschule ein, für alle, die gern Schreiben, Rechnen und Geschichte lernen wollten. Alles das lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn, so daß er in den Gemeinderat gewählt und bald dessen Vorsitzender wurde. Hier nahm er sich noch weiter des Schulwesens an, das er auch wirklich in einen ganz vorzüglichen Stand brachte. Knut Aakre war ein kleiner, rühriger Mann mit beweglichen Äuglein unter sehr zottigem Haar. Er hatte einen Mund mit breiten Lippen, die immer in Arbeit waren, und eine Reihe vorzüglicher Zähne schien mitzuarbeiten, denn darin glänzte und blitzte es, während die Worte sich überschlugen und umhersprühten wie Funken von einem großen Feuer.

Zu den vielen, denen er zu Kenntnissen verholfen hatte, gehörte vornehmlich sein Nachbar Lars Högstad. Lars war nicht viel jünger als Knut, aber er hatte sich langsamer entwickelt. Da Knut immer gern von dem sprechen mochte, was er las und dachte, fand er in Lars mit seinem stillen ernsthaften Wesen einen guten Zuhörer, und mit der Zeit einen verständigen Beurteiler. Bald wurde das Verhältnis so, daß Knut nicht gern mit einer Sache loslegte, ohne Lars Högstad erst um Rat gefragt zu haben, und da bekam die Sache oft

eine Wendung ins Praktische. Knut zog darum den Nachbar mit in den Gemeinderat herein, und allmählich überhaupt überall, wo er selbst tätig war. Sie fuhren immer zusammen zu den Sitzungen, bei denen Lars nie ein Wort sprach; aber auf dem Hin- und Rückweg bekam Knut seine Meinung zu hören. Man hielt die beiden für unzertrennlich.

* * *

An einem schönen Herbsttage war der Gemeinderat versammelt, um unter anderen einen Vorschlag des Vogts zu verhandeln, der darauf ausging, das Kornmagazin des Kirchspiels zu verkaufen und für das Kapital eine kleine Sparkasse anzulegen. Knut Aakre, der Gemeinderatsvorsteher, wäre ganz gewiß darauf eingegangen, wenn er in dieser Sache unparteiisch gewesen wäre. Aber einmal kam der Vorschlag vom Vogt, den Wergeland nicht leiden konnte, und folglich auch Knut nicht, und zweitens war das Kornmagazin von Knuts wohlhabendem Großvater erbaut und der Bygde geschenkt worden. Er konnte sich nicht ganz davon freimachen, in dem Vorschlag eine persönliche Beleidigung zu sehen, darum hatte er auch mit keinem davon gesprochen, nicht einmal mit Lars, und dieser sprach nie über etwas, was nicht ein anderer erst aufs Tapet gebracht hatte.

Als Vorsitzender trug Knut Aakre den Vorschlag vor, ohne seine Ansicht hinzuzufügen. Aber wie es

seine Gewohnheit war, sah er dabei zu Lars hinüber, der meist etwas abseits stand oder saß, mit einem Strohhalm zwischen den Zähnen, den er sich immer erst auflas, wenn er mit einem andern ins Gespräch kam. Den brauchte er entweder als Zahnstocher, oder er ließ ihn lose aus dem Mundwinkel herunterhängen, während er ihn, je nach seiner Stimmung, schneller oder langsamer drehte. Verwundert sah Knut, daß der Strohhalm heute sehr schnell ging. Er fragte hastig: „Meinst du, wir sollten darauf eingehen?“ Lars antwortete trocken: „Ja, das meine ich.“ Die ganze Versammlung, die fühlte, daß Knut ganz anderer Meinung war, stutzte und sah zu Lars hinüber, aber dieser sagte nichts weiter, auch wurde nicht weiter gefragt. Knut lenkte ab und ging zu einer anderen Sache über, als ob nichts vorgefallen wäre. Erst gegen Schluß der Sitzung nahm er die Sache wieder auf, und fragte ganz obenhin, ob man den Vorschlag nicht dem Vogt zu näherer Erwägung zurückschicken solle, da er sich sicherlich nicht mit der Ansicht der Bygde decke; denn die Bygde schätze ihr Kornmagazin viel zu sehr. Keiner antwortete. Knut fragte, ob er zu Protokoll nehmen solle: „Die Sache wird nicht für zweckmäßig angesehen.“ „Gegen eine Stimme,“ fügte Lars hinzu. „Gegen zwei,“ sagte ein anderer gleich, „gegen drei,“ ein dritter, und ehe sich der Vorsitzende noch besinnen konnte, war die Majorität für die Sache. Seine Überraschung war so groß, daß er ganz vergaß, zu widersprechen,

er trug es ins Protokoll ein und las mit ganz leiser Stimme vor: „Die Sache wird zur Bewilligung vorgeschlagen. Die Sitzung wird aufgehoben.“ Er war feuerrot im Gesicht, als er aufstand und das Protokoll zuklappte; aber er dachte bei sich selbst: in der Repräsentantenschaft werd' ich's schon wieder gut machen. Draußen auf dem Hof spannte er sein Pferd vor, und Lars kam und setzte sich zu ihm. Auf dem Heimweg sprachen sie von allem möglichen andern, nur nicht davon.

Tags darauf ging Knuts Frau zu Lars' Frau hinauf, um zu fragen, ob denn zwischen ihren Männern etwas vorgefallen sei, Knut sei heute beim Nachhausekommen so wunderlich gewesen. Ein Stückchen vor ihrem Hause traf sie Lars' Frau, die gerade kam und dieselbe Frage tun wollte, denn Lars sei so wunderlich gewesen. Seine Frau war ein stilles, züchtiges Wesen, ein bißchen eingeschüchtert, nicht durch harte Worte, sondern durch Schweigsamkeit, denn Lars sprach nie mit ihr, außer, wenn sie etwas verkehrt gemacht hatte, oder wenn er fürchtete, daß sie etwas verkehrt machen würde. Knut Aakres Frau dagegen sprach mehr mit ihrem Mann, und besonders über die Gemeinderatssachen, weil die in letzter Zeit ihr und ihren Kindern alle seine Gedanken, seine Arbeit und seine Liebe genommen hatten. Sie war eifersüchtig auf den Gemeinderat, wie auf ein Frauenzimmer. Sie weinte des Nachts über den Gemeinderat, und bei Tage schalt sie ihn deswegen. Aber eben darum

konnte sie jetzt, nun er einmal in unglücklicher Stimmung von dort nach Hause kam, nichts sagen; denn sie fühlte sich sofort noch viel unglücklicher als er und mußte um ihrer Seligkeit willen wissen, was los sei. Und da Lars' Frau es nicht wußte, mußte sie in die Bygde hinaus. Dort erfuhr sie es, stellte sich natürlich gleich auf die Seite ihres Mannes und fand Lars unbegreiflich, um nicht zu sagen, schlecht. Als sie aber ihren Mann das merken ließ, fühlte sie: noch war zwischen Lars und ihm nichts zerbrochen; im Gegenteil, er war ihm noch immer gut.

Die Repräsentantenschaftssitzung kam. Lars Högstad fuhr am Morgen auf Aakre vor, Knut kam heraus und setzte sich zu ihm. Sie begrüßten sich wie gewöhnlich, sprachen nur vielleicht etwas weniger auf dem Hinweg, und über die bewußte Sache gar nicht. Die Sitzung war vollzählig besucht, einige hatten sich sogar nur zum Zuhören eingefunden, was Knut gar nicht liebte; danach war also Gärung in die Bygde gekommen. Lars hatte sich seinen Strohhalm gesucht, er stand übrigens am Ofen, um sich zu wärmen; denn der Herbst fing rauh zu werden an. Der Vorsitzende trug den Vorschlag vor, sehr gedämpft und vorsichtig; er fügte hinzu, der Vorschlag käme vom Vogt, der sonst nicht gerade viel Glück zu machen pflege. Das Gebäude sei außerdem ein Geschenk, und Geschenke pflege man sich nicht so ohne weiteres nehmen zu lassen, am allerwenigsten, wenn keinerlei

Bedürfnis dazu vorhanden sei. Da nahm Lars, der bisher noch in keiner Versammlung geredet hatte, zu allgemeiner Verwunderung das Wort. Seine Stimme bebte, ob aus Rücksicht auf Knut Aakre, oder aus Furcht, zu verlieren, bleibe ungesagt. Aber seine Gründe waren gut und klar und von einem Zusammenhang, einer Unerschütterlichkeit, wie sie kaum je in diesen Versammlungen erhört gewesen war. Und als er alle seine Gründe angegeben hatte, fügte er hinzu: „Was nun den Umstand anbetrifft, daß der Vorschlag vom Vogte kommt, so hat das mit der Sache selbst gar nichts zu tun, ebensowenig, wer dieses Haus einst gebaut hat, oder auf welche Weise es Eigentum der Gemeinde geworden ist."

Knut Aakre war rot im Gesicht (das wurde er leicht) und rückte hin und rückte her, wie es seine Gewohnheit war, wenn er ungeduldig wurde; nichtsdestoweniger antwortete er behutsam und mit leiser Stimme. Sparkassen seien genug im Lande, meinte er, und zwar ganz nahebei, er möchte beinah sagen, viel zu nah. Aber wenn denn durchaus eine solche errichtet werden müsse, so könne man dies doch wohl auf anderem Wege erreichen, als über die Gräber der Toten und über die Liebe der Lebenden hinweg. Seine Stimme war etwas unsicher, als er das sagte, aber, als er dann von dem Kornmagazin als solchem sprach und zu beweisen suchte, worin dessen Nützlichkeit bestehe, wurde er wieder fester. — Lars antwortete ihm gründlich

auf das letztere, und fügte sodann hinzu: „Übrigens macht mich dies und jenes fast zweifeln, ob unsre Bygde eigentlich um der Lebenden willen oder um der Toten willen da ist. Ferner ob das, was hier regiert, die Liebe und der Haß einer einzelnen Familie ist, oder das Wohl des Ganzen." — Schnell antwortete Knut: „Ich weiß nicht, ob der, der da redet, zu denen gehört, die am wenigsten Gutes von dieser Familie genossen haben, — sowohl von denen, die gestorben sind, als von denen, die noch leben." Ersteres spielte darauf an, daß Knuts mächtiger Großvater seiner Zeit Lars' Großvater seinen Hof gerettet hatte, als dieser zu seinem Privatvergnügen eine kleine Reise nach dem Zuchthaus gemacht hatte.

Der Strohhalm, der sich lange sehr schnell gedreht hatte, ging jetzt mit einem Mal ganz ruhig. „'s ist nicht meine Art, immer von mir selbst und meiner Familie zu reden," sagte er und ging dann auf die Sache los, ruhig, überlegen, und gab eine Übersicht, die er auf ein bestimmtes Ziel hinführte. Knut mußte selbst gestehen, daß er die Sache nie von einem so weiten Gesichtspunkte aus gesehen, nie solche Motive gehört hatte; er mußte unwillkürlich zu ihm emporsehen. Lars stand breit und mächtig da, Klarheit über der starkgemauerten Stirn und in den tiefen Augen. Der Mund war zusammengekniffen, der Strohhalm hing noch immer aus dem Mundwinkel herunter und spielte; aber eine gewaltige Kraft umgab ihn.

Er hielt die Hände auf dem Rücken und stand, hoch aufgerichtet, während die Stimme jenen dumpfen Klang aus der Tiefe hatte, als sei er selbst in die Erde gepflanzt. Knut sah ihn zum ersten Mal in seinem Leben so und fühlte Angst im tiefsten Innern; denn dieser Mann war ihm ja immer, immer überlegen gewesen! Er hatte alles genommen, was Knut selbst wußte und von sich geben konnte, aber er hatte das Wrack weggeworfen und selbst alles das behalten, was ihm dieses starke, verborgene Wachstum gegeben hatte.

Knut hatte ihn großgepäppelt und geliebt; nun war ein Riese aus ihm geworden, ein Riese, der jetzt Knut haßte, tief, furchtbar; er konnte sich nicht erklären, warum, aber er fühlte es instinktiv, während er ihn ansah, und darüber vergaß er alles andere und fuhr auf: „Aber Lars, Lars, um Gottes willen, was ist denn nur in dich gefahren?" Die Bewegung übermannte ihn, — „und ich habe dich doch — — und du hast mir doch —" er konnte kein Wort herausbringen und setzte sich; aber um die Rührung niederzukämpfen, die zu sehen Lars nicht würdig war, nahm er sich zusammen, schlug auf den Tisch und sprühte Funken unter dem mächtigen zottigen Haar, das ihm immer in die Augen hereinhing. Lars stand da, als wäre er überhaupt nicht unterbrochen worden, er wendete nur den Kopf zu den andern und fragte, ob das das letzte Wort sein solle, in diesem Falle brauche man ja nicht länger darüber zu verhandeln.

Diese Ruhe war Knut unerträglich. „Was ist denn nur zwischen uns gekommen? — wir, die wir bis zum heutigen Tage stets nur in Eifer für die Sache und Eintracht verhandelt haben, wir stehen einander gegenüber, wie von einem bösen Geist aufgehetzt," und er sah funkelnd zu Lars hinauf. Dieser antwortete: „Den Geist scheinst du mir selbst hineinzulegen, Knut; ich habe mich rein an die Sache gehalten. Aber diese bedeutet für dich eben nur das, was du selbst willst; nun können wir ja mal probieren, ob die Eintracht und der Eifer auch bestehen, wenn es einmal so geht, wie *wir* wollen." „Habe ich vielleicht die Angelegenheiten der Bygde schlecht bestellt?" — Darauf antwortete keiner. Das tat Knut weh, und er fügte hinzu: „Ich hatte mir wirklich immer eingebildet, daß ich mancherlei zustande gebracht hätte, — mancherlei, was zum Besten der Bygde wäre; — — aber vielleicht habe ich mich getäuscht." Er war wieder bewegt; denn er hatte eine feurige Natur, die sich in vielen Stimmungen brach, und der Bruch mit Lars schmerzte ihn so, daß er sich kaum zu beherrschen wußte. Lars antwortete: „Ja ich weiß, du rechnest dir selbst alles, was hier getan worden ist, zur Ehre an, und wenn's danach ginge, wer in den Versammlungen am meisten geschwatzt hat, da hast freilich du das meiste getan." „Aha! *Da* geht der Hund zum Loch heraus," sagte der andere und sah Lars scharf an, „bist *du's* vielleicht, der das Verdienst an allem hat?" — „Wenn wir denn durchaus von uns selbst reden

sollen, —" sagte Lars, „allerdings wurde jede Sache, ehe sie hierher kam, vorher erst ganz gehörig durchgesprochen." — Hier gewann der kleine Knut Aakre seine Redegewandtheit wieder: „Behalt du in Gottes Namen die Ehre, ohne die werde ich schon leben können; — aber hier stehen andere Dinge auf dem Spiel, die zu verlieren schlimmer wäre!" — Lars wich unwillkürlich seinem Blick aus, aber er sagte, während der Strohhalm sehr rasch ging: „Wenn ich denn meine Meinung sagen soll, so kann hier von Ehre überhaupt nicht groß die Rede sein; — Pastor und Schulmeister können freilich zufrieden sein mit dem, was hier getan worden ist, aber die Gemeinde findet sicherlich, daß sie bis zum heutigen Tage nur immer größere und größere Abgaben zu bezahlen hatte." Hier entstand ein Gemurmel in der Versammlung, während alle auf ihren Plätzen hin und her rückten. Lars fuhr fort: „Heute liegt endlich einmal eine Sache vor, die der Bygde mal ein bißchen was einbringen könnte für all das, was sie ausgegeben hat; vielleicht stößt sie darum auf solchen Widerstand. Dies ist eine Sache der Bygde, eine Sache der allgemeinen Wohlfahrt. Ich denke, wir müßten uns doch wohl davor hüten können, sie zu einer Familiensache zu machen." — Die Leute sahen sich untereinander an und sprachen bereits halblaut, als einer, der sich erhoben hatte, um sich seinen mitgebrachten Proviant zu holen, gleichzeitig so etwas fallen ließ, wie: dieses sei das wahrste Wort, das er seit vielen

Jahren in dieser Versammlung gehört habe. Nun standen alle auf, das Gespräch wurde allgemeiner, und Knut Aakre fühlte, wie er da saß, daß die Sache verloren war, furchtbar verloren, und er machte keinen Versuch mehr, sie zu retten; denn er hatte etwas von der Natur, wie man sie den Franzosen beilegt: zum Drauflosgehen taugte er — sowohl das erste, als das zweite und das dritte Mal; aber eine Sache zu verteidigen — dazu taugte er schlecht; denn seine Gefühle überwältigten seine Gedanken.

Er konnte es nicht begreifen, er konnte es nicht länger aushalten, er überließ seinen Platz dem Vizepräsidenten und ging; — es fehlte nicht viel, daß die andern gelacht hätten.

Er war zusammen mit Lars zur Versammlung gekommen, zurück ging er allein, obwohl der Weg lang war. Es war ein kalter Herbsttag, dürr und entblättert stand der Wald, graugelb lagen die Felder, hier und da lag Reif am Wegrande. Die Enttäuschung ist ein fürchterlicher Kamerad, er fühlte sich so klein und verlassen, wie er da ging, aber allüberall sah er Lars vor sich in der Abenddämmerung wie einen Giganten in den Himmel hinein ragen. Es nagte an ihm, daß es durch seine eigene Schuld zu einer Entscheidungsschlacht gekommen war; er hatte zu viel auf eine einzelne kleine Sache eingesetzt. Aber Überraschung, Schmerz und Zorn hatten ihn überwältigt, — noch immer brannte, sauste, schluchzte und raste es in ihm.

Jetzt hörte er Wagengerassel hinter sich, es war Lars, der mit seinem vorzüglichen Pferde an ihm vorbeigefahren kam, in scharfem Trab, so daß es auf dem harten Weg dröhnte. Er sah ihm nach, wie er da breitschultrig in seinem Wagen saß, während das Pferd vor lauter Heimverlangen drauflos raste, ohne daß Lars etwas anderes zu tun brauchte, als ihm die Zügel locker zu lassen. Das war wie ein Bild seiner Kräfte; dieser Mann fuhr zum Ziel! Und er selbst, wie er da in der Herbstkälte vorwärts trottete, fühlte sich aus seinem Gefährt hinausgeworfen.

Daheim auf Aakre ging seine Frau umher und wartete. Sie wußte, daß etwas bevorstand, sie hatte nie in ihrem Leben an Lars geglaubt und fühlte jetzt ein Grauen vor ihm. Es war ihr wenig tröstlich gewesen, daß sie zusammen weggefahren waren, es würde ihr nicht einmal tröstlich sein, wenn sie zusammen wiederkämen. Aber die Dunkelheit brach herein, und sie kamen nicht. Sie stand in der Tür; denn der Weg führte dort vorbei, sie ging hinunter und ging wieder heim, aber kein Wagen kam. Endlich hört sie, wie es auf der harten Landstraße poltert. Ihr Herz klopft so schnell, wie die Wagenräder sich drehen. Sie hält sich am Türrahmen fest und schaut; der Wagen kommt, nur einer sitzt drin; sie erkennt Lars, und der sieht und erkennt sie auch, aber er fährt vorbei, ohne anzuhalten, und nun wurde ihr erst ordentlich bange! Sie fühlte kaum ihre Beine unter sich, sie wankte ins

Haus und sank auf die Bank unterm Fenster. Die Kinder wurden ängstlich und kamen herangelaufen, das kleinste fragte nach Vater, denn sie sprach ja von nichts anderem mit ihnen, als von ihm. Er war so voll von Herzenswärme, darum liebte sie ihn, aber jetzt war diese Herzenswärme nicht bei ihnen daheim, sondern draußen, bei allen möglichen Vorhaben, wobei er selbst unglücklich war und sie alle unglücklich machte.

Wenn nur nichts Schlimmes passiert wäre; Knut war so hitzig; — warum kam Lars allein, warum hielt er nicht? — Sollte sie ihm nachlaufen? Oder lieber ihrem Mann entgegen? Es quälte sie, und die Kinder drangen in sie und fragten, was es denn nur wäre. Aber denen wollte sie's nicht eingestehen, sie stand also auf und sagte, die Kleinen müßten heute allein zu Abend essen, machte alles für sie zurecht und half ihnen. Dabei sah sie in einem fort den Weg hinunter. Er kam nicht. Sie zog sie aus und legte sie zu Bett, und das kleinste sprach sein Abendgebet, während sie an seinem Bettchen stand.

Sie selbst betete die Worte, die der zarte Mund ihr so getrost vorsagte, innig mit, und dabei überhörte sie die Schritte draußen. Knut stand in der Tür und sah seine kleine Versammlung im Gebet. Sie stand auf, alle die Kleinen riefen „Vater!" — aber er setzte sich gleich und sagte leise: „Ach bitte, laß den Jungen das noch einmal sagen." Die Mutter ging wieder an das Bettchen, damit er ihr Gesicht einstweilen noch nicht sehe; denn das wäre ja, als

wollte sie sich in seinen Kummer hineinmischen, ehe er selbst das Bedürfnis fühlte, sie einzuweihen. Der Kleine faltete die Händchen auf der Brust, alle die anderen ebenso, und er betete:

Ach ich bin noch gar so klein,
doch bald werd' ich größer sein,
wachse auf zu aller Freude
als der Eltern Augenweide,
wenn nur du, o lieber Gott,
lehrst mich halten dein Gebot.
Und nun loben wir den Herrn,
und dann geh'n wir schlafen gern.

Welch ein Friede senkte sich auf sie herab. Es dauerte keine Minute, bis alle Kinder in diesem Frieden wie in Gottes Arm einschliefen, aber die Mutter ging leise und richtete das Essen für den Vater her, der jedoch nichts mochte. Aber als er zu Bett gegangen war, sagte er: „Von jetzt an will ich nur noch bei euch daheim bleiben." Und sie erbebte vor Freude, wie sie da lag, und dankte Gott für alles, was geschehen war; denn was es auch war, nun hatte sich doch alles zum Guten gewendet.

Zweites Kapitel

Ehe noch ein Jahr herum war, war Lars Vorsitzender im Gemeinderat, Vorsitzender in der Sparkasse, erster Schiedsrichter, kurz alles, wozu er nur irgend gewählt werden konnte. Im Amts=

verwaltungsrat hielt er das erste Jahr hübsch den Mund, aber im zweiten, als er redete, erregte er auch da dasselbe Aufsehen wie im Gemeinderat. Denn auch hier trat er in offene Fehde mit dem, der bisher der Herrschende gewesen war, siegte auf der ganzen Linie und war von da an selbst der Herrschende. Von da ging's in den Storthing, wohin ihm sein Ruf vorausgegangen war und wo es daher nicht an Herausforderungen fehlte.

Aber dort blieb er, obwohl sicher und wuchtig, immer zurückhaltend. Er wollte keine Macht, wo er nicht der wohlbekannte Mann war, und wollte seine Heerführerstellung daheim durch die Möglichkeit einer Niederlage draußen nicht verscherzen.

Denn es ging ihm gut daheim. Wenn er des Sonntags an der Kirchenmauer stand und die Gemeinde vorbeizog und ihn grüßte und verstohlen zu ihm hinlugte und der eine nach dem andern stehen blieb, um ein paar Worte mit ihm wechseln zu können, dann konnte man wohl sagen, daß er, wie er da so stand, das ganze Kirchspiel mit einem Strohhalm lenkte; denn der hing ihm natürlich aus dem Mundwinkel herunter.

Und wohl verdiente er sein Ansehen. Den Weg, den sie zur Kirche gingen, hatte er angelegt, die neue Kirche, vor der sie standen, hatte er gebaut; das und noch vieles andere waren Früchte des Wirkens der Sparkasse, die er selbst gestiftet hatte und selbst leitete. Denn die Mittel, die sie

brachte, wurden weiter fruchtbringend verwendet, und das Kirchspiel wurde bald allen andern als Beispiel vortrefflichster Ordnung und Selbstverwaltung hingestellt.

Knut Aakre hatte sich ganz zurückgezogen. Anfangs kam er noch einige Male zu den Sitzungen, da er bei sich beschlossen hatte, seine Dienste, selbst wo es seiner Eitelkeit nicht mehr angenehm war, doch anzubieten. Bei dem ersten Vorschlag, den er stellte, verwickelte ihn jedoch Lars, indem er ihn in allen seinen Konsequenzen ausführte, dermaßen, daß Knut etwas gekränkt sagte: „Als Kolumbus Amerika entdeckte, teilte er es nicht gleich in Pfarrämter und Probsteien ein, — sowas kam erst ganz allmählich," worauf Lars in seiner Antwort die Entdeckung Amerikas mit Knuts Vorschlag verglich, — es drehte sich übrigens um verbesserte Stallwirtschaft — und von da an nannten sie Knut unter sich nie mehr anders, als „den Entdecker von Amerika". Da dachte Knut: wo man keinen Nutzen mehr tun kann, soll man auch nicht mehr arbeiten, und lehnte von da an die Wiederwahl ab.

Aber tätig war er stets, und um doch etwas zu tun, vergrößerte er seine Sonntagsschule und setzte sie durch kleine Beiträge der Besuchenden in Verbindung mit der Missionssache, deren Mittelpunkt und Leiter in dieser wie in den angrenzenden Gegenden er bald wurde. Lars Högstad bemerkte dazu, wenn Knut Aakre zu irgend etwas Geld

2*

sammeln wollte, müsse es natürlich tausend Meilen weit fortliegen, das wüßte er im voraus.

Im übrigen herrschte keine Zwietracht zwischen den beiden. Sie verkehrten zwar nicht mehr miteinander, aber sie grüßten sich doch und sprachen auch zusammen. Knut gab's immer einen kleinen Stich durchs Herz, wenn er nur an ihn dachte, aber er kämpfte es tapfer nieder und sagte zu sich selber, es sei eben nur gekommen, wie es hätte kommen müssen. Auf einer großen Hochzeit viele Jahre später, wo sie beide anwesend und beide schon ein wenig munter waren, stieg er auf einen Stuhl und brachte ein Hoch auf den Vorsitzenden des Kirchspiels und den ersten Storthingsmann des Amtes aus!

Er sprach, bis er bewegt wurde und, wie dann gewöhnlich, außerordentlich hübsch. Man fand das sehr ehrenwert von ihm, und Lars ging auf ihn zu, und sein Blick war unsicher, als er sagte, er habe ihm für manches von dem, was er wisse und sei, zu danken. Bei der nächsten Wahl wurde Knut Aakre wieder Gemeinderatsmitglied! Aber hätte Lars Högstad vorausgewußt, was nun folgte, er hätte ihn nicht dazu gemacht. Jedes Ding zu seiner Zeit, sagt ein Sprichwort, und gerade als Knut Aakre wieder in den Gemeinderat hineinkam, drohten die Besten der Bygde zugrunde zu gehen an einem Spekulationsfieber, das lange gewütet hatte, aber erst jetzt anfing, seine Opfer zu fordern. Und, wie man sagte, hatte Lars Högstad dieses große Unglück angerichtet; denn er hatte der Bygde

das Spekulieren beigebracht. Vom Gemeinderat aus hatte sich die Geldsucht weiter verbreitet; denn der Gemeinderat selbst war der tollste Spekulant der Bygde. Alles, bis hinunter zum zwanzigjährigen Tagedieb, wollte jetzt durch ein Geschäftchen den Taler auf das Zehnfache vermehren; der anfängliche übertriebene Geiz, die Sammelwut wurde schließlich durch eine übertriebene Verschwendungssucht abgelöst. Und da Aller Sinn nur auf Geld gerichtet war, entwickelte sich gleichzeitig ein Mißtrauen, eine Unverträglichkeit, eine Rechthaberei, die in Prozesse und Gehässigkeit ausliefen. Auch hier, sagte man, führe der Gemeinderat an; denn einer der ersten Schritte, die Lars als Gemeinderatsvorsitzender vorgenommen hatte, war, gegen den alten ehrwürdigen Pfarrer wegen einiger zweifelhaften Gerechtsame Prozeß anzulegen. Der Pfarrer hatte verloren, hatte aber auch gleich darauf seinen Abschied eingereicht. Einige hatten das damals gelobt, andere hatten es getadelt; jedenfalls war es zu einem schlimmen Beispiel geworden. Jetzt kamen die Folgen seiner Handlungsweise zurück, in Form von Verlusten für jeden einzelnen Großbauern der Bygde, und da schlug die Stimmung jählings um! Die Gegenpartei bekam auch sofort ihren Führer; denn Knut Aakre war ja wieder im Gemeinderat, — und zwar eingeführt durch Lars selbst!

Sofort begann der Kampf. Alle die jungen Leute, die Knut seiner Zeit unterrichtet hatte, waren jetzt Männer geworden, und zwar in allen geschäft-

lichen und öffentlichen Angelegenheiten die Aufgeklärtesten der Bygde; — mit denen sollte Lars kämpfen, und alle diese trugen noch von ihrer Jugendzeit her Groll gegen Lars im Herzen. Wenn er am Abend nach einer dieser stürmischen Verhandlungen auf der Treppe vor seinem Hause stand und über die Bygde hinaus sah, kam es wie ferner grollender Donner zu ihm herauf von den großen Gehöften her, die jetzt im Unwetter lagen. Er wußte, an dem Tage, da sie zusammenstürzten, würden die Sparkasse und er selbst fallen, und sein ganzes, langes Wirken würde sich in einem Fluch über seinem Haupte sammeln.

In diesen Kampftagen der Verzweiflung kam eines Abends eine Eisenbahnkommission, die die Linie für eine neue Eisenbahn abstecken wollte, nach Högstad, dem ersten Gehöft an der Einfahrt ins Tal. Gesprächsweise erfuhr Lars am Abend von ihnen, daß man im Zweifel sei, ob man die Linie durch dieses oder durch ein parallel laufendes Tal legen solle.

Mit Blitzgeschwindigkeit fuhr es ihm durch den Sinn, daß, wenn die Linie hier durch ginge, alle Grundstücke im Wert steigen würden, und nicht allein er selbst gerettet, sondern auch sein Ruf bis in die spätesten Geschlechter befestigt wäre! In jener Nacht konnte er nicht schlafen, es leuchtete und funkelte vor seinen Augen, es war ihm bisweilen, als höre er die Eisenbahn schon gehen! Am nächsten Tage ging er selbst mit den Mitgliedern der

Kommission, um das Terrain zu untersuchen; sein eignes Pferd fuhr sie, und nach seinem Hause kehrte man zurück. Am Tage drauf ging es ins Nebental, auch da war er mit dabei und führte sie wieder zurück. Als sie heimkamen, war ganz Högstad erleuchtet; die Vornehmsten der Bygde waren eingeladen zu einem glänzenden Gelage für die Kommission; es dauerte bis zum nächsten Morgen. Doch es nützte alles nichts; denn je mehr man sich dem endlichen Ausgang näherte, desto klarer zeigte es sich, daß die Eisenbahn nicht ohne große Unkosten durch diese Bygde gehen könne. Die Einfahrt war zu eng, sie ging nämlich durch eine Felskluft, und sowie man in die Bygde einbog, machte der große Fluß einen solchen Bogen, daß die Eisenbahn entweder dieselbe Kurve am Berg entlang wie der Weg machen mußte, wodurch sie viel zu hoch kam und zweimal den Fluß überschreiten mußte, — oder sie mußte geradeaus gehen, und zwar über den alten jetzt außer Gebrauch gestellten Kirchhof.

„Soll es vielleicht von dem bißchen alten Kirchhof abhängen, ob dieser große Segen in unsere Bygde hinein soll oder nicht," dachte Lars; da hieß es eben seinen Namen und seine Arbeitskraft daransetzen, um dieses Hindernis aus dem Wege zu räumen. Er unternahm sofort eine Reise zum Pastor und zum Probst, und weiter zur Stiftsdirektion und zum Ministerium, er redete und verhandelte, er hatte alle möglichen Erkundigungen eingezogen, über die ungeheuern Vorteile einerseits und die Stimmung

der Bygde andererseits, und erreichte es wirklich, alle Parteien für sich zu gewinnen. Man versprach ihm, daß durch Überführung einiger Leichen nach dem neuen Kirchhof das Hindernis als beseitigt angesehen und kraft königlicher Verfügung der Kirchhof zum Eisenbahnterrain gewonnen werden würde. Es wurde ihm gesagt, er habe jetzt nur noch die Sache im Gemeinderat zur Sprache zu bringen.

Die ganze Bygde war in eben so heftiger Erregung wie er selbst, denn der Spekulationsgeist, der schon seit vielen Jahren der einzige Geist war, der in der Bygde waltete, war ganz außer sich vor Jubel. Man sprach von nichts anderem, dachte an nichts anderes als an Lars' Reise und deren mögliches Ergebnis. Als er mit den ausgezeichnetsten Nachrichten zurück kam, wurde er sehr gefeiert. Man sang Lieder zu seinem Preise; ja, wenn in jenen Tagen die größten Güter zusammengebrochen wären, kein Mensch hätte es gemerkt. Das Spekulationsfieber war durch das Eisenbahnfieber abgelöst!

Der Gemeinderat versammelte sich, ein untertäniger Antrag, den alten Kirchhof als Eisenbahnlinie verwenden zu dürfen, wurde vorgelegt. Er wurde einstimmig angenommen, ja, es war die Rede davon, Lars ein Dankschreiben und eine Kaffeekanne in Form einer Lokomotive zu überreichen. Aber man meinte, es sei doch das beste, zu warten, bis alles vollbracht sei. Die Sache

kam zurück von der Stiftsdirektion, die ein genaues Verzeichnis der zu überführenden Leichen haben wollte. Der Pastor kam der Aufforderung nach und fertigte die Liste aus, aber anstatt diese direkt zu schicken, hatte er seine Gründe dafür, sie durch den Gemeinderat zu schicken. Zur nächsten Sitzung brachte eines der Mitglieder sie mit. Hier öffnete Lars als Vorsitzender den Umschlag und trug die Liste vor.

Nun traf es sich aber, daß die erste Leiche, die übergeführt werden sollte, Lars' eigener Großvater war! Die Versammlung durchfuhr es ein bißchen gruselig, Lars selber stutzte; aber er las doch weiter. Nun traf es sich, daß die zweite Leiche Knut Aakres Großvater war; denn diese beiden waren kurz hintereinander gestorben. Knut Aakre sprang von seinem Sitz empor, Lars hielt inne, alles sah entsetzt auf; denn der alte Knut Aakre war der Wohltäter der Bygde und seit undenklichen Zeiten der beliebteste Mann hier gewesen. Es entstand eine Pause, die Minuten dauerte. Endlich räusperte sich Lars und las weiter. Aber je weiter die Liste vorschritt, desto schlimmer wurde es, denn desto näher kamen sie ihrer eigenen Zeit, desto teurer wurden ihnen ihre Toten. Als er geendigt hatte, fragte Knut Aakre leise, ob es nicht den anderen auch vorkäme, als ob rings herum Gespenster säßen. Es war eben dämmerig in der Stube geworden, und obwohl sie lauter ausgewachsene Männer waren und man zu mehreren beisammensaß, konnte man sich doch einer gewissen

Gänsehaut nicht erwehren. Lars zog ein Bund Streichhölzer aus der Tasche und machte Licht, indem er ziemlich trocken bemerkte, es sei doch nicht mehr, als was sie alle schon gewußt hätten. „Doch," sagte Knut, indem er auf und ab ging, „das hier ist mehr, als ich gewußt habe. Jetzt fange ich zu glauben an, daß selbst Eisenbahnen zu teuer erkauft werden können." Es war, als ob durch die andern ein Ruck ginge, und Knut verlangte, daß die Sache aufs Neue behandelt werde; er brachte selbst den Antrag vor: „In der erhitzten Gemütsstimmung, in der wir alle gewesen sind," sagte er, „ist auch der Wert der Eisenbahn bedeutend überschätzt worden; denn, wenn die Eisenbahn nicht durch unsere Bygde gelegt wird, so müssen doch an ihren beiden Endpunkten Stationen angelegt werden. Es ist natürlich etwas mühsamer, dorthin zu fahren, als wenn wir die Station mitten unter uns hätten, das ist wahr; aber so schlimm ist es doch nicht, daß man um dessentwillen die Grabesruhe der Toten zu kränken brauchte." — Knut war einer von der Sorte, denen, wenn ihre Gedanken einmal in Fluß kommen, ausgezeichnete Beweisgründe zufliegen, eine Minute vorher hatte er noch nichts von dem, was er da sagte, gewußt, aber es traf den Nagel auf den Kopf. Lars fühlte seine Stellung wanken und dachte, es sei das beste, vorsichtig zu sein; darum ging er scheinbar auf Knuts Vorschlag ein; denn mit solchen Gefühlen ist es anfangs immer am schlimmsten, dachte er; man muß abwarten.

Aber darin hatte er sich verrechnet. Denn in immer größeren und größeren Wogen schlug die Furcht, die Leichen ihrer Familien zu stören, über die Bygde dahin; Dinge, an die, so lange die Sache allgemein war, keiner gedacht hatte, wurden nun zu einer bedeutsamen Frage, als es den einzelnen zu berühren anfing. Besonders die Frauen setzten sich in Bewegung, und als der Tag der nächsten Versammlung kam, war es vor dem Thinghaus schwarz von Leuten. Es war ein warmer Sommertag, die Fenster wurden herausgehoben, und es standen ebenso viele draußen wie drinnen. Alles fühlte, heute gelte es einen entscheidenden Kampf.

Lars kam mit seinem stattlichen Pferd angefahren, von allen begrüßt; er sah sich ruhig und sicher um; das alles schien ihn durchaus nicht zu überraschen. Er setzte sich dem Fenster zunächst, der Strohhalm war auch da, und es fehlte nicht viel, daß ein Lächeln über sein kluges Gesicht geglitten wäre, als er Knut Aakre sich erheben sah, um für alle die Toten dort drüben auf dem alten Kirchhof von Högstad das Wort zu führen.

Aber Knut Aakre fing nicht mit dem Kirchhof an. Er fing damit an, daß er ausführlich entwickelte, wie in allem dem Tumult die Vorteile, die die Bygde von einer Eisenbahn haben würde, überschätzt worden seien. Er brachte auch den Beweis mit, da er die Entfernung sämtlicher Gehöfte von der nächsten Station ausgerechnet hatte, und dann fragte er: „Warum ist nun von dieser Eisenbahn so viel

Aufhebens gemacht worden, wenn's nicht um der Bygde willen war?" Ja, das wolle er ihnen ganz genau sagen: da seien nämlich gewisse Leute, die eine solche Verwirrung angerichtet hätten, daß sie eine zweite, noch größere brauchten, um die erste vergessen zu machen. Da seien ferner gewisse Leute, die in der ersten Aufwallung ihre Höfe und ihren ganzen Kram verkaufen wollten, an Fremde, die dumm genug wären, drauf reinzufallen; es sei nichts als eine schändliche Spekulation, der nicht allein die Lebenden, sondern auch die Toten dienen sollten! — Sein Auftreten machte einen tiefen Eindruck, aber Lars hatte nun einmal beschlossen, seine Ruhe zu bewahren, komme, was da wolle. Darum antwortete er lächelnd, so viel er wisse, sei Knut Aakre selbst sehr eifrig für die Eisenbahn gewesen und den guten Knut der Spekulationslust zu beschuldigen, das fiele doch gewiß niemandem ein. (Man fing hier und da zu kichern an.) Knut hätte durchaus nichts dagegen gehabt, daß die Leichen von gewöhnlichen Leuten um der Eisenbahn willen überführt würden; aber als es an seinen eigenen Großvater kam, da wäre es plötzlich eine Sache von großer Wichtigkeit für die ganze Bygde geworden! — Weiter sagte er nichts, sah nur schmunzelnd zu Knut hinüber, wie auch mehrere andere. Knut Aakre überraschte jedoch sowohl ihn als die anderen, indem er antwortete: „Ja, ich gestehe ein, ich hatte die Sache nicht erfaßt, ehe sie an mein Familiengefühl rührte; möglich, daß das

eine Schande ist, aber da scheint's mir doch wirklich eine noch größere Schande, das nicht mal verstehen zu können, — so wie's bei Lars der Fall ist! Nie," fügte er hinzu, „sind seine Witzeleien so schlecht angebracht gewesen; denn für Leute von einigem Gefühl war die Sache doch wirklich empörend." —

„Das scheint mir ein bißchen fix gekommen zu sein, dies plötzliche Gefühl, hoffen wir, daß es ebenso schnell wieder übergeht. Vielleicht hilft's, wenn man ein wenig darüber nachdenkt, was Pastor, Probst, Stiftsdirektion, Ingenieure und Regierung alle mit einander sagen werden, wenn wir die Geschichte erst einstimmig in Gang bringen und dann hinterher kommen und bitten, es doch lieber bleiben zu lassen? — Wenn wir erst jubeln und Lieder singen und nachher heulen und Leichenreden halten? — Ja, wenn die Leute nicht sagen, daß wir hier in der Bygde verrückt geworden seien, dann werden sie doch jedenfalls sagen, daß wir in den letzten Tagen höchst wunderlich geworden seien." — „Ja, das weiß Gott," antwortete Knut, „wir sind sehr wunderlich geworden in den letzten Tagen, es ist also höchste Zeit, daß wir umkehren. Es ist wirklich weit mit uns gekommen, wenn wir unsre Großväter, du deinen und ich meinen, ausgraben sollen, um der Eisenbahn Platz zu schaffen, — wenn wir die Ruhestätte unserer Toten aufwühlen sollen, um unsere Ladungen besser vorwärts zu kriegen. Denn ist das nicht gleichbedeutend damit, als ob einer in der Kirchhofserde

wühlte, um Nahrung aus ihr zu holen? Was in Jesu Namen in die Erde gesenkt ist, das graben wir wieder aus, im Namen des Geldes, im Namen des Molochs, — das ist wahrhaftig nicht viel besser, als die Gebeine seiner Vorväter zu fressen." — Lars sagte trocken: „Das ist nun mal der Gang der Natur." — „Ja, der der Pflanzen und der Tiere." — „Sind wir vielleicht keine Tiere, he?" — „Freilich, aber wir sind auch Kinder des lebendigen Gottes, die ihre Toten im Glauben an ihn beerdigt haben. Er ist es, der sie wieder auferwecken soll, nicht wir." — „O, du Schwatzmichel! Als ob wir sie nicht so wie so wieder ausgraben müßten, wenn die Reihe einmal an sie kommt. Was ist denn weiter Schlimmes dabei, wenn es ein paar Jahre früher geschieht?" — „Das will ich dir sagen! Das, was aus ihnen geboren ist, atmet noch, das, was sie gebaut haben, steht noch, das, was sie geliebt und gelehrt haben, das, wofür sie gelitten haben, das lebt um uns und in uns, und da sollten wir sie selbst nicht in Frieden ruhen lassen?" — „Na, ja, man hört's daß du jetzt an deinen Großvater denkst," antwortete Lars, „du wirst ja so warm. Aber da muß ich nun wirklich sagen, daß es an der Zeit ist, daß die Bygde vor dem endlich einmal Frieden bekommt. Der Platz, den er bei Lebzeiten eingenommen hat, war gerade groß genug; darum ist es nicht nötig, daß er jetzt, nun er tot ist, auch noch im Wege liegt. Wenn seine Leiche ein Hindernis sein soll für

diese Segenstat, die unsre Bygde bis ins hundertste Glied spüren wird, dann darf man wohl wahrlich sagen, daß er von allen, die hier geboren sind, der Bygde zum ärgsten Schaden gedient hat."

Knut Aakre warf das buschige Haar zurück, seine Augen funkelten, der ganze Kerl sah aus wie eine gespannte Stahlfeder. — „Wie das mit dem Segen beschaffen ist, von dem du da redest, das habe ich längst gewußt. Der ist von derselben Sorte wie alle die andern Wohltaten, mit denen du unsere Bygde beglückt hast, nämlich von höchst zweifelhafter Sorte. Denn wohl hast du uns eine neue Kirche verschafft, aber auch einen neuen Geist, um sie damit zu füllen, — und zwar nicht einen Geist der Liebe. Wohl hast du uns neue Wege verschafft, — aber auch neue Wege zum Verderben, wie das Unglück aller der Vielen jetzt deutlich beweist. Wohl hast du unsere Abgaben an die Öffentlichkeit vermindert, aber gleichzeitig hast du die, die wir an uns selbst haben, vermehrt; Prozesse, Wechsel und Konkurse sind keine fruchtbringende Gabe für eine Bygde. Und du willst es wagen, den Mann, den die ganze Bygde segnet, in seinem Grabe zu beschimpfen? Du wagst es, zu sagen, daß er uns im Wege liege, — — ja, dir mag er wohl im Wege liegen, das werden wir jetzt bald sehen; denn über dieses Grab wirst du fallen. Der Geist, der dich und bis heute auch uns beherrscht hat, ist nicht zum Herrschen geboren, sondern zum Sklavendienst. Der Kirchhof wird schon in Frieden liegen bleiben, —

nur wird er heute noch ein Grab dazu bekommen, nämlich das Grab deines Ansehens in der Bygde, das jetzt dort beerdigt werden wird.“

Lars Högstad erhob sich, weiß wie ein Laken; er öffnete den Mund, ohne ein Wort herauszubringen, und der Strohhalm fiel hinunter. Nach drei, vier vergeblichen Versuchen, ihn wiederzufinden und zu sprechen, brach es wie aus einem Vulkan heraus: „Das ist also der Dank für alle die Mühe und Plackerei! Ein solcher Weiberprediger kriegt euch rum, — i, so mag der Teufel euer Vorsitzender sein, wenn ich je meinen Fuß wieder hersetze! Bis heute habe ich ihn zusammengehalten, allen euern Plunder, und nach mir wird er in tausend Stücke zerfallen, aber laßt's nur purzeln, — da habt Ihr euer Protokoll!“ Er schleuderte es über den Tisch hin; — „pfui über eine solche Versammlung von Weibern und Grünschnäbeln!“ Er schlug auf den Tisch. — „Pfui über die ganze Bygde, daß sie es mit ansehen kann, wie einem Manne wie mir gelohnt wird!“ — Er schlug noch einmal zu, so daß die Platte des großen Thingtisches hüpfte und das Tintenfaß mit seinem ganzen Inhalt herunterfiel, um kommenden Geschlechtern den Fleck zu zeigen, wo Lars Högstad mit aller seiner Klugheit, aller seiner Herrschsucht und aller seiner Geduld fiel.

Er stürzte zur Tür hinaus, und eine Weile darauf war er vom Hof gefahren. Die Versammlung war noch ganz regungslos; denn die Gewalt

seiner Stimme und seines Zorns hatte sie eingeschüchtert, — bis Knut Aakre, eingedenk der Worte, die er selbst damals an den Kopf bekommen hatte, als er gefallen war, mit munterm Gesicht, und Lars' Stimme nachmachend, sagte: „Soll das das letzte Wort sein?" — — und die ganze Versammlung in ungeheuern Jubel ausbrach! Die ernsthafte Sitzung schlug mit einem Male in Gelächter und Munterkeit und lebhaftes Geplauder um. Nur wenige gingen, die Zurückgebliebenen holten zu ihrem Essen Trinkwaren hervor und ließen auf den blitzenden Tag einen donnernden Abend folgen. Sie fühlten sich glücklich und selbständig wie in alten Zeiten, ehe noch Lars' gebieterischer Geist die Sinne zu schweigendem Gehorsam geduckt hatte. Sie brachten Hochs auf ihre Freiheit aus, sie sangen, ja zuletzt tanzten sie sogar, Knut Aakre mit dem Vizevorsteher voran, und hinterher die ganze Versammlung, Burschen und Mädels mit, — und draußen schrien die Kinder Hurra, denn solch ein Festgelage hatten sie doch noch nie mit erlebt.

Drittes Kapitel

In den großen Stuben auf Högstad ging Lars in dumpfem Schweigen umher. Die Frau, die ihn lieb hatte, aber immer nur in Furcht und Zittern, wagte kaum sich zu zeigen. Mit der Wirtschaft, mit dem Hause mußte es eben gehen wie es mochte, dahingegen wuchs die Zahl der Briefe, die zwischen

Högstad und der Bygde, Högstad und der Post hin und her jagten, ins Unendliche; denn er hatte Forderungen an den Gemeinderat, die jedoch von diesem nicht anerkannt wurden, und er fing Prozeß an, — Forderungen an die Sparkasse, die auch nicht anerkannt wurden, worauf er wiederum Prozeß anfing; einzelne Äußerungen in der Korrespondenz darüber nahm er so übel, daß er wieder Prozesse anfing, bald gegen den Gemeinderatsvorsitzenden, bald gegen den Vorstand der Sparkasse. Gleichzeitig standen fürchterliche Artikel in den Zeitungen, die, wie man munkelte, von ihm herrührten, und die in der ganzen Bygde Zwietracht säten und Nachbar gegen Nachbar aufhetzten. Mitunter war er wochenlang fort, keiner wußte wo, und wenn er dann zurückkam, lebte er abgeschlossen und für sich. In der Kirche hatte man ihn seit dem großen Krach in der Gemeinderatsitzung nicht gesehen.

Da kam eines Sonnabendabends der Pastor mit der Botschaft, die Eisenbahnlinie solle nun doch durch die Bygde gehen, und zwar über den alten Kirchhof! Wie ein Blitz schlug diese Nachricht in alle Häuser ein. Das einmütige Auftreten des Gemeinderats war also vergeblich gewesen, Lars Högstads Ansehen war stärker. Das also war der Zweck seiner Reisen gewesen, das hatte er ausgerichtet! Unwillkürlich wurde die Unzufriedenheit über das Verlorenhaben gedämpft durch die Bewunderung des Mannes und seiner zähen Ausdauer. Und je mehr man davon sprach, desto

besser fand man sich damit zurecht; denn Geschehenes hat immer seine Berechtigung in sich selbst, die man allmählich herauszusuchen gezwungen wird, wenn es nun mal nicht anders sein kann. Am Tage drauf versammelte man sich bei der Kirche, und man konnte sich nicht enthalten, zu lachen, wenn man sich ansah. Und wie gerade die ganze Gemeinde, jung und alt, Männer und Frauen, ja sogar die Kinder, von Lars Högstad und seinen Taten, seinem eisernen Willen, seinem großen Einfluß sprach, — kam er selbst mit seinem ganzen Hausstand in vier Wagen hintereinander angefahren! Es war zwei Jahre her, seit er zuletzt hier gewesen war! Er stieg aus und ging durch die Menge, die, alle wie ein Mann, ihn ohne Weigern grüßte, aber er sah nicht zur Seite und beantwortete nicht einen einzigen Gruß. Seine kleine Frau ging blaß wie der Tod hinter ihm her. Drinnen in der Kirche wurde die Verwunderung so groß, daß man überall, wo er hinkam, zu singen aufhörte und nur ihn anstarrte. Knut Aakre, der in seinem Kirchenstuhle vor dem der Högstadleute saß, merkte, daß etwas los sei, und da er vorn nichts merkwürdiges sah, drehte er sich um. Da sah er Lars über sein Gesangbuch gebeugt sitzen und nach dem Liede blättern.

Er hatte ihn seit jenem Abend in der Sitzung nicht gesehen, und solch eine Veränderung hätte er nicht für möglich gehalten. Denn das war kein Sieger! Das dünne, weiße Haar war stark gelichtet,

3*

das Gesicht mager und verbissen, die Augen hohl und brennend, der Riesenhals zu Runzeln und Sehnen eingeschrumpft. Es wurde ihm mit einem Male klar, was dieser Mann durchgemacht hatte, und er fühlte sich von einem plötzlichen, tiefen Mitleid ergriffen, ja fühlte sogar etwas von der alten Liebe. Er betete für ihn und gelobte sich selbst, nach dem Gottesdienst auf ihn zuzugehen; aber Lars war schon vorher verschwunden. Knut wollte ihn noch an demselben Abend aufsuchen. Aber seine Frau hielt ihn davon ab; Lars gehöre zu denen, meinte sie, die es nicht ertragen könnten, eine Dankbarkeitsschuld auf sich zu laden: „Halt dich nur fern, bis er dir vielleicht mal selbst einen Gefallen tun kann, dann wird er schon von selber kommen."

Aber er kam nicht. Ein oder das andere Mal zeigte er sich in der Kirche, aber sonst nirgends, und er verkehrte mit niemand. Dagegen nahm er sich jetzt seines Hofes und der ganzen Wirtschaft mit einem Ungestüm an, als ob er in einem Jahre wieder gut machen wollte, was er in allen den vielen Jahren versäumt hatte; und es wurden auch Stimmen laut, die da meinten, daß es nötig sei.

Die Eisenbahnarbeiten im Tal fingen bald an. Da die Linie dicht an seinem Gehöfte vorbei ging, ließ er den Teil des Wohnhauses, der nach der Bahn zu schaute, niederreißen, um einen großen hübschen Altan zu bauen; denn man sollte seinen Hof sehen können. Man war eben damit beschäftigt, als von der Eisenbahn ein provisorisches Geleise für

Material und Holztransport gelegt und eine kleine Lokomotive abgelassen wurde. Es war ein schöner Herbsttag, als die ersten Materialwagen fahren sollten. Lars stand auf seiner Treppe, um das erste Signal zu hören und die erste Rauchsäule zu sehen; alle Leute des Hofes standen um ihn auf der Treppe. Er sah über die Bygde hin, die im Lichte der untergehenden Sonne lag, und er fühlte, daß man seiner gedenken mußte, so lange ein Zug durch das fruchtbare Tal hinbrauste. Verzeihung glitt in seine Seele hinein. Er blickte zum Kirchhof hinüber, von dem nur noch ein Teil übrig war, mit Kreuzen, die sich zur Erde neigten. Das andere war jetzt Eisenbahngebiet. Er wollte sich gerade klar machen, was er fühlte, da klang der erste Signalpfiff, nach einer Weile kam der erste Zug langsam prustend daher, der Rauch wirbelte auf, untermischt mit Funken, denn man heizte mit Föhrenholz; der Wind blies in der Richtung nach dem Hof hin, so daß man dort bald in dichtem Rauche stand; aber allmählich, wie dieser sich verzog, sah man den Zug sich wie eine starke Willensäußerung durch das Tal hindurcharbeiten.

Er war zufrieden und ging hinein wie nach einem langen Tagewerk. Das Bild seines Großvaters stand in diesem Augenblick vor ihm. Der Großvater hatte das Geschlecht aus Kümmerlichkeit zum Wohlstand erhoben; ein Stück seiner bürgerlichen Ehre hatte er freilich dabei verpufft, aber vorwärts war er gekommen. Sein Fehler war eben nur

der Fehler seiner Zeit gewesen, den man auf den unsicheren Grenzgebieten der moralischen Begriffe jener Zeit fand; jede Zeit hat ihre unsicheren Grenzgebiete und fordert ihre Opfer, um sie sicherer zu machen.

Ehre sei ihm in seinem Grabe; denn er hat gelitten und gearbeitet! Friede sei mit ihm; wie gut muß es sein, zum Schluß ruhen zu können! Aber er hat ja keine Ruhe vor dem ungeheuren Ehrgeiz seines Enkels; nun ist er ja aufgeworfen zusammen mit Steinen und Schutt — Unsinn! Er würde ja im Gegenteil darüber lächeln, daß die Arbeit des Enkels über seinem Haupt dahingeht.

Unter diesen Gedanken hatte er sich ausgezogen und zu Bett gelegt. Das Bild des Großvaters erschien wieder, jetzt war es strenger, die Müdigkeit macht schwächer, und Lars machte sich jetzt Vorwürfe. Aber er verteidigte sich auch. Was wollte denn der Großvater? Jetzt mußte er doch wohl zufrieden sein; denn die Ehre des Geschlechts brauste ja über sein Grab dahin; wer von den anderen hatte ein solches Grabmal? — — Aber was war denn das? Diese beiden ungeheuren Glutaugen und dieses Zischen und Fauchen, das war doch nicht die Lokomotive, es biegt ja von der Bahnlinie ab. Es kommt vom Kirchhof her gerade aufs Haus zu, in einer ungeheuren Reihe. Die Glutaugen sind des Großvaters Augen, und der Zug dahinter, das sind alle die Toten. Immer näher kommts auf den Hof zu, lärmend, polternd,

funkelnd. Das Fenster brennt schon im Widerschein aller der Totenaugen — — er nahm sich mit Riesenkraft zusammen; es war ein Traum, natürlich nur ein Traum, wartet doch, bis ich wach bin! — — So: jetzt bin ich wach, jetzt nur heran, ihr Lumpengesindel! Und sieh, sie kamen wirklich vom Kirchhof her, und Bahn, Schienen, Lokomotive und Zug, alles warfen sie über den Haufen, so daß es mit mächtigem Gedröhn in die Erde versank. Nun war da wieder Rasen mit Kreuzen und Gräbern wie vorher, und es war ganz still. Aber, Riesen gleich, kamen sie selbst heran, und der Choral: „Laßt die Toten alle ruhen!“ tönte ihnen voran; den kannte er, denn der hatte in allen diesen Jahren ihm tagtäglich durch die Seele geklungen, nun sollte er sein Grabgesang werden, denn das war der Tod, das waren Gesichte des Todes. Der Schweiß perlte ihm am ganzen Körper; denn näher und näher kamen sie — und sieh! dort an der Fensterscheibe, da lagen sie jetzt, und er hörte seinen Namen rufen. Entsetzen packte ihn, er strengte sich an, um schreien zu können; denn es drohte ihn zu ersticken; schon ergriff ihn eine leichenhaft kalte Hand an der Kehle, als er die Sprache wieder fand zu einem keuchenden „Hilfe!“ — und erwachte. Das Fenster war von außen eingeschlagen worden, so daß die Splitter bis zu seinem Bett hinflogen, er sprang auf, da stand einer in dem zerschmetterten Fenster, umzüngelt von Rauch und Feuersflammen: „Lars, dein Haus brennt!

Komm, jetzt helfen wir dir heraus!" Es war Knut Aakre.

Als ihm die Sinne wiederkamen, lag er draußen im scharfen Winde, der ihm die Glieder erstarren machte. Kein Mensch war bei ihm; er sah den brennenden Hof zur linken, rings um ihn graste und brüllte seine Herde, die Schafe drückten sich zu einem bangen Klumpen aneinander, überall lagen hingeschleuderte Sachen, und als er sich genauer umsah, saß wirklich auch ein Mensch da, dicht bei ihm auf einem Erdhügel, und weinte. Es war seine Frau. Er rief sie an. Sie fuhr zusammen: „Gelobt sei Gott im Himmel, du lebst!" Sie kam zu ihm und setzte sich, oder besser, sank vor ihm hin: „Ach Gott, ach Gott, jetzt haben wir aber genug von der alten Eisenbahn!" „Von der Eisenbahn?" fragte er; doch kaum war ihm das Wort entfahren, als ein Schauder des Verständnisses ihn durchfuhr; es waren natürlich die Funken von der Lokomotive gewesen, die in die Hobelspäne vor der neuen Seitenwand gefallen waren. Stumm und in sich versunken saß er da, die Frau wagte nicht zu reden, sondern versuchte nur, Kleidungsstücke zum Zudecken für ihn zu finden; denn das, was sie über ihn gedeckt hatte, während er da lag, war heruntergefallen. Er nahm ihre Fürsorge schweigend hin, aber wie sie da so auf den Knien vor ihm lag, um seine Beine wieder zuzudecken, legte er seine Hand auf ihren Kopf. Sofort ließ sie ihr Gesicht in seinen Schoß

fallen und schluchzte laut. Daß wirklich mal jemand auf sie geachtet hatte! Aber Lars verstand sie und sagte: „Du bist doch mein einziger Freund.“ Und wenn's auch den ganzen Hof kosten sollte, daß sie das hören durfte, ihr war's einerlei; denn sie wurde so froh, daß sie neuen Mut gewann, und da sagte sie, während sie aufstand und ihn demütig ansah: „Es versteht dich eben doch keiner außer mir.“

Nun hielt er Zwiesprache mit ihr wie mit seiner eignen Seele. Jetzt bekam er auch ihre Meinung zu hören. Sie besprachen weiter, wie alles das zugegangen sei, oder besser, er schwieg, und sie erzählte: Knut Aakre war der erste gewesen, der das Feuer gesehen hatte, er hatte seine Leute geweckt, hatte die Mägde nach der Bygde geschickt, war selbst mit seinen Knechten und Pferden nach der Brandstätte gekommen, wo alle schliefen. Er hatte dann später die Lösch- und Rettungsarbeiten selbst geleitet, und Lars hatte er eigenhändig aus der brennenden Stube herausgetragen und hierher auf die linke Seite gebracht, von wo der Wind kam, — hier heraus auf den Kirchhof.

Und wie sie noch so sprachen, kam jemand rasch den Weg heraufgefahren und bog nach dem Kirchhof ein, wo er abstieg. Es war Knut, der zu Hause gewesen war, um seinen Kirchwagen zu holen, denselben, in dem sie so manches Mal zusammen von den Sitzungen heimgefahren waren. Nun sollte Lars sich zu ihm setzen und mit ihm nach Hause

fahren. Sie gaben einander die Hand, der eine sitzend, der andere stehend; „jetzt kommst du mit mir,“ sagte Knut. Ohne zu antworten, stand der andere auf, Seite an Seite gingen sie an den Wagen, Knut half Lars hinauf und setzte sich neben ihn. Was sie da gesprochen haben, auf der Fahrt, und später in der kleinen Kammer auf Aakre, wo sie bis gegen Morgen des anderen Tages zusammensaßen, das hat nie jemand erfahren; aber von dem Tage an waren sie wieder unzertrennlich wie ehedem.

Sobald das Unglück einen Menschen trifft, kommt allen sein wahrer Wert zum Bewußtsein. Darum erbot die Gemeinde sich, Lars Högstads Gebäude größer und stattlicher, als irgend ein anderes im Tal, wieder aufzubauen. Er wurde wieder Gemeindevorsteher, aber Knut Aakre saß ihm zur Seite; Knuts Geist und sein prächtiges Gemüt wurden nie übersehen — und von dem Tage an ging nichts mehr entzwei.

Blacken

1868

Björgan war vormaleinst Pfarrhof der Gemeinde Kvikne im Dovregebirge. Das Gehöft liegt hoch oben, ganz für sich allein; da stand ich als kleines Bübchen im Wohnzimmer auf dem Tische und sah sehnsüchtig ins Tal hinunter, wie sie da im Winter auf ihren Schlittschuhen den Fluß entlang liefen oder im Sommer auf den Wiesen spielten. Björgan lag so hoch, daß kein Korn dort gedieh, weshalb man das Gehöft jetzt auch an einen Schweizer verkauft und einen Pfarrhof im Tale angekauft hat, wo's doch ein bißchen angenehmer ist. Der Winter stellte sich auf Björgan gräßlich früh ein! Ein Acker, den mein Vater in einem warmen und frühen Frühling versuchsweise bebaut hatte, lag eines Morgens unterm Schnee begraben. Das gemähte Heu kriegte oft statt eines Regenschauers ein Schneegestöber, und wenn der Winter nun gar erst wuchs . . ! Die Kälte war so arg, daß ich die Klinke der Haustür nicht anzufassen wagte, weil mir die Finger am Eisen festfroren. Mein Vater, der aus Land am Randsfjord stammte und also tüchtig abgehärtet war, mußte nach der

entlegenen Filiale doch oft mit der Maske vorm Gesicht fahren. Wenn jemand daherkam, knarrte und knirschte es auf dem Wege, und kamen mehrere, so machte es einen Höllenlärm. Der Schnee lag oft bis zum ersten Stockwerke des mächtigen Hauses hinauf, kleinere Nebengebäude schneiten ganz ein, Hügel, Büsche und Hecken wurden nivelliert, und ein Schneemeer dehnte sich aus, auf dem die Spitzen der Birken schwammen und wogten nach dem Sturm, der hier aufgetürmt, dort ausgehölt hatte. Da stand ich also auf dem Tische und sah die Skiläufer von uns ins Tal hinabgleiten, ich sah die Finnen aus den Rorös-wäldern mit ihren Renntieren die Berghänge hinab und wieder zu uns herauf sausen. Die Pulke*) schlenkerten hin und her, und nie werde ich den Anblick vergessen, wenn dann der Zug endlich auf dem Hofe hielt und aus jedem Pulk eine Pelz-ball herauskrabbelte und sich als ein kleines kreuz-fideles, geschäftiges Menschlein entpuppte, das Renn-tierfleisch verkaufen wollte.

Die Kvikneteler sollen sich in späteren Zeiten zu einem intelligenten und kräftigen Völkchen ent-wickelt haben, allein zu jener Zeit war die Pfarrei Kvikne eine der berüchtigtsten im ganzen Lande. Noch vor ganz kurzer Zeit hatte ein Pfarrer immer Pistolen mit sich in die Kirche nehmen müssen; ein anderer kam von der Kirche nach Hause und fand

*) Pulk — Finnenschlitten.

all sein Hab und Gut zerstört und vernichtet von Männern mit geschwärzten Gesichtern, die die Frau Pfarrerin, die allein zu Hause gewesen war, fast zu Tode erschreckt hatten. Der letzte Pfarrer war geflohen und hatte sich auf's energischste geweigert, zurückzukehren. Lange Jahre war das Amt ohne Pfarrer geblieben, als mein Vater — vielleicht gerade deshalb — es erhielt; denn man traute ihm zu, daß er imstande sei, ein Boot gegen Sturm und Strömung zu steuern.

Ich entsinne mich noch ganz deutlich, wie ich an einem Sonnabend Morgen eben im Begriff war, auf allen vieren die Treppe zur Studierstube hinaufzukrabbeln, die nach dem „Sonnabendreinmachen“ ganz eisbedeckt war; ich war noch nicht viele Stufen emporgekommen, als mich plötzlich von der Studierstube her ein Krachen und Poltern schleunigst und entsetzt wieder hinunterjagte. Dort oben hatte nämlich der Hüne der Bygde dem widerhaarigen Pfarrer die Volkssitten beibringen wollen, fand aber zu seiner größten Überraschung, daß der Herr Pastor ihm erst mal seine eigenen Sitten beibringen wollte. Er flog so zur Tür heraus, daß er sich die ganze Treppe herabkollern ließ, unten seine verschiedenen Gliedmaßen zusammensuchte und in vier Sätzen die Haustür erreichte. Die Leute in Kvikne wußten's nicht besser, als daß die Gesetze, die vom Storthing ausgingen, ihnen vom Pfarrer gegeben würden. So wollten sie ihm zum Beispiel die Ausführung des

Schulgesetzes versalzen; sie boten meinem Vater Trotz, sie versammelten sich vollzählig im Schulratszimmer, um die Geschichte mit Gewalt zu hintertreiben. Trotz Mutters inständigen Flehens war Vater doch hingegangen, und da ihm niemand bei der Einteilung der Schulbezirke und den andern Arbeiten zu helfen wagte, tat er es selbst nach bestem Wissen unter dem drohenden Murren der Menge; aber als er mit dem Protokolle unterm Arme hinausging, wichen sie alle zur Seite, und keiner tastete ihn an. Man denke sich Mutters Jubel, als sie ihn, ruhig wie immer, wieder auf den Hof zufahren sah.

In diesen Verhältnissen und Umgebungen wurde Blacken geboren! Seine Mutter war eine große Fuchsstute aus dem Gudbrandsdal, die Wonne aller, die sie sahen; sein Vater war ein Wildfang von einem schwarzen Fjordhengst, der an einem ganz fremden Ort, als man sorglos mit der Stute vorüberzog, wiehernd aus dem Walde hervorgebrochen, über Hecken und Gräben gesetzt kam und mit dem Recht der Liebe nahm, was sein war. Von Blacken wurde schon früh gesagt: das wird das stärkste Pferd werden, das je ein Mensch hier im Norden gesehen hat, und ich, der ich mit Geschichten von Riesen und Schlägereien aufgezogen war, betrachtete das kleine Fohlen wie einen begabten Kameraden. Er war übrigens gar nicht immer lieb gegen mich; ich trage noch heute eine Narbe von seinem Huf über dem rechten Auge; aber trotzdem begleitete ich

Stute und Füllen getreulich überall hin, schlief mit ihnen auf dem Felde und wälzte mich zwischen den Beinen der Stute umher, wenn sie graste. Aber einmal war ich zu weit mitgelaufen. Der Tag war warm gewesen, ich war in einer offenen Waldscheuer, in der wir wohl alle drei Schatten gesucht hatten, eingeschlafen; Stute und Füllen waren weiter gegangen, ich aber war liegen geblieben. Es war schon spät am Tage, als die Leute, die mich vergebens gerufen und gesucht hatten, mit der Nachricht heimkehrten, ich sei nirgends zu finden. Man denke sich den Schrecken meiner Eltern — nun mußte alles hinaus auf die Suche, Feld und Wald wurden durchrufen, Bäche und Abgründe durchsucht, bis endlich jemand aus der Scheune heraus ein Kind weinen hört und mich im Heu sitzend entdeckt. Ich war so verängstigt, daß ich lange nicht reden konnte, denn ein großes Tier war dagewesen und hatte mich mit feurigen Augen angeblickt. Ob ich das nun geträumt oder wirklich erlebt hatte, ist nicht festzustellen, aber sicher ist, daß ich noch bis vor wenigen Jahren im Schlaf aufschrak, wenn ich dieses Tier über mir stehen sah.

Blacken und ich, wir bekamen bald Kameraden: erst ein Hündchen, das mich Zucker stehlen lehrte, dann eine Katze, die eines Tages unerwartet in der Küche antrat. Ich hatte noch nie in meinem Leben eine Katze gesehen; leichenblaß stürzte ich ins Zimmer hinein und schrie, aus dem Keller sei

eine riesige Maus heraufgekommen. Im nächsten Frühling wurden wir unser noch mehr, denn da gesellte sich ein Schweinchen hinzu, — und wenn Blacken mit seiner Mutter zur Arbeit hinaus mußte, hielten wir, Hund, Katze, Ferkel und ich, stets zusammen. Wir vertrieben uns die Zeit ganz nett, besonders mit gemeinsamem Schlafen. Ich gab diesen Kameraden ja alles, was ich selbst gern hatte; so brachte ich dem Schwein einmal meinen silbernen Eßlöffel mit hinaus, damit es hübscher essen lernte; es versuchte auch wirklich zu essen, — das heißt den silbernen Löffel selbst. Wenn ich mit meinen Eltern ins Tal hinunter durfte, kamen Hund, Katze und Ferkel auch mit. Die beiden ersten durften mit in die Fähre hinein, die uns über den Fluß setzen sollte; das Schweinchen grunzte ein bißchen und schwamm dann hinterher. Dann wurden wir mit allerlei Gutem bewirtet, jedes nach seinem Geschmack, und abends zogen wir in demselben Aufzuge wieder heim.

Doch bald sollte ich diese Kameraden verlieren und nur Blacken behalten, denn mein Vater bekam das Amt Nesset im Romsdal. Es war ein merkwürdiger Tag, als wir fortzogen, wir Kinder mit dem Kindermädchen in einem kleinen Hause, das auf einen Langschlitten gesetzt war, so daß weder Wind noch Schnee uns etwas anhaben konnten, Vater und Mutter voraus in einem Breitschlitten; und ringsum standen alle, die uns wieder und wieder Lebewohl sagen wollten. Ich kann nicht

behaupten, daß mir sonderlich traurig zumute gewesen wäre, ich war ja erst sechs Jahre alt, und außerdem wußte ich, daß in Trondhjem ein neuer Hut, ein Rock und neue Hosen für mich gekauft waren, was ich alles anziehen sollte bei unserer Ankunft. Und dort, in der neuen Heimat, sollte ich zum erstenmal das Meer sehen! Und außerdem — Blacken war ja bei uns!

Hier auf dem Pfarrhofe von Nesset, einem der schönsten Gehöfte im Lande, das breitbrüstig zwischen zwei sich vereinenden Meeresarmen daliegt, über sich das grüne Gebirge, am andern Ufer Wasserfälle und Gehöfte, unten im Talgrund wogende Felder und reges Leben, und weit hinaus den Fjord entlang Berge, die sich Zunge an Zunge ins Meer hineinschieben, jede mit einem großen Gehöft auf ihrer äußersten Spitze, — hier auf dem Pfarrhofe von Nesset, wo ich des Abends am Fenster stand und dem Spiele der Sonnenstrahlen auf Fjord und Bergen zuschauen konnte, solange, bis mir die Tränen kamen, als ob ich etwas Böses getan hätte, — und wo ich auf meinen Schneeschuhen tief unten in irgend einem Tale plötzlich stehen bleiben konnte, wie verzaubert von einer Schönheit, einer Sehnsucht, die ich mir nicht zu erklären vermochte, die aber so groß war, daß ich mitten in der höchsten Freude tiefste Trauer und eine seltsame Beklommenheit fühlte, — hier auf dem Pfarrhofe von Nesset wuchsen meine Eindrücke, aber die lebhaftesten waren die, die ich von

4*

Blacken empfing, denn hier wuchs auch er, wurde ein Held und verrichtete Heldentaten.

Er hatte nicht viel über Mittelhöhe, war aber verhältnismäßig sehr lang und von einer ganz lächerlichen Breite; er war falb von Farbe, mehr gelb als weiß, mit einer schwarzen, ungewöhnlich üppigen Mähne; er wurde ein schwerfälliges, gutmütiges Tier, — im Alltagsverkehr ging er immer etwas vornübergebeugt. Woran er gewöhnt war, das tat er seelenruhig wie ein Ochse, aber gründlich. Nicht nur, daß er mehr als die halbe Pferdearbeit auf dem Felde, beim Holzfahren usw. auf diesem schwer zu bestellenden Gute verrichtete, nein, er schleppte auch noch zu einem großen, neuen Wohnhause und zu vielem andern, was mein Vater sonst noch bauen ließ, mehr als die Hälfte des Materials, und zwar von einer schrecklichen, ganz entlegenen Trift her. Wenn zwei Pferde zusammen etwas nicht schaffen konnten, dann wurde Blacken angespannt, und wenn nur das Geschirr irgend hielt, Blacken brachte es fertig. Er sah sich gern nach den Knechten um, wenn sie ihm doppelte und dreifache Ladung aufpackten, er sagte ja nicht gerade was dazu, aber man mußte ihn doch erst drei-, viermal bitten, ehe er ging, und auch dann machte er erst einige Probezüge — dann aber ging's los! Er ging ganz gemächlich, Schritt für Schritt; bisweilen kam ein neuer Knecht, der ihn auf eine schnellere Gangart dressieren wollte, aber das Ende vom Lied war doch immer, daß der Knecht sich zu der des Pferdes bequemen mußte.

Die Peitsche wurde nie gebraucht, denn man gewann den gewaltigen Arbeiter bald so lieb, daß alles mit Liebkosungen ging. Mit der Zeit, wie Blacken in der Gegend berühmt wurde, rechnete man sich's zur Ehre an, ihn fahren zu dürfen.

Denn Blacken war bald ganz ohne Einschränkung des Kirchspiels größtes Wunder. Wie überall, wo etwas Großes zum Vorschein kommt, fing's mit gräßlichen Auftritten und Haß an, es fing nämlich damit an, daß Blacken, wenn er auf der Trift und im Gebirge unter den übrigen Pferden der Bygde ging, sämtliche Stuten für sich allein haben wollte. Er zerfetzte und schimpfierte die Nebenbuhler, die sich was einbildeten, dermaßen, daß die Bauern unter groben Flüchen mit ihnen auf dem Pfarrhof angezogen kamen und Entschädigung verlangten. Allmählich gaben sie sich jedoch zufrieden, da sie bald einsahen, daß sie sich trotzdem gut dabei standen, denn Blackens Nachkommen gereichten ihm zur Ehre! Aber es ärgerte sie doch lange, daß seine Überlegenheit so unerhört und so unbestreitbar war. Unser Nachbar, der Leutnant, konnte sich als Krieger nicht drein finden; er trieb zwei mächtige Gudbrandstaler Tiere auf, herrliche Pferde, — und die sollten Blacken Mores lehren. Es wurde dafür und dagegen gewettet; mit welcher Spannung sah man dem ersten Zusammenstoß im Frühjahr auf der Bergweide entgegen! Darum vergesse ich jenen schönen Pfingstabend nie, ich stand draußen, horchte auf den Birkhahn, wie er am Berghang

balzte, als eine Magd angelaufen kam und meldete, die beiden Leutnantspferde ständen dort am Schleifstein und schmiegten sich dicht aneinander. Alle hin — und sieh, da standen die beiden schönen Tiere und zitterten und bluteten aus Wunde an Wunde; sie waren unter Blackens gewaltigen Hufen und Zähnen gewesen. Das Entsetzen hatte ihnen die Kraft gegeben, über den hohen Zaun des Pfarrhofes zu setzen, denn sie hatten nicht gewagt, Halt zu machen, ehe sie an ein Haus kamen. Tags drauf wurde Blackens Lob an der Kirchenmauer gesungen und verbreitete sich von dort über „Berg und Tal".

Blacken mußte den Schmerz erleben, daß einer seiner Söhne, ein munteres, braunes Tier, als er einige Jahre alt war, die Alleinherrschaft mit ihm teilen wollte. Aber er ertappte ihn mitten in seinem ersten Aufruhrversuche, und als der freche Kerl nicht die Flucht ergreifen wollte, sondern ein herausforderndes Kampfgeschrei erhob, da richtete der sturmgeprüfte Held sich empor, auf den Hinterbeinen gingen sie aufeinander los, legten einander die Vorderbeine um den Hals und rangen miteinander (Hengste kämpfen immer so). Bald stand der junge Tollkopf da wie ein Violinbogen; kurz darauf lag er gebrochen auf dem Boden und erhielt seine väterlichen Prügel. Ich stand dabei und sah es mit an.

Fast jeden Sommer hauste der Bär in der Gegend und raubte uns und anderen manche Kuh

und manches Schaf. Alle Augenblicke hörten wir den Hirtenknaben Zetermordio schreien und den Schäferhund aus vollem Halse bellen; dann wurde die Glocke gezogen, die Arbeitsleute kamen angelaufen, und nun ging's drauf los mit Flinte und Axt und eisernen Stangen; in der Regel jedoch kamen sie zu spät; entweder hatte der Hund den Bären schon verjagt, oder das Vieh war auch schon verreckt, ehe Hilfe kam. Die Pferde konnten sich besser schützen, hier und da kam es aber doch vor, daß der Bär ein Pferd tötete, indem er es entweder in einen Sumpf lockte, wo es versank und ihm dann leicht zum Opfer fiel, oder dadurch, daß er es jagte, bis es über einen Abgrund hinabstürzte. Einen Sommer war es besonders schlimm, kaum eine Woche verging, ohne daß sich der Bär in der Herde meldete; die Pferde kamen oft plötzlich bis dicht an die Viehgänge heran und waren immer in tüchtiger Angst; denn jedesmal waren sie vom Bären gejagt. Allein Blacken und die Stute mit ihrem Fohlen, die er scharfbeschuht bewachte, waren nie dabei. Schließlich wußten wir gar nicht, wie es ihnen eigentlich ergangen wäre; schon seit mehreren Tagen hatte der Hirtenbub die Glocken der Stute nicht mehr klingeln hören. Als dann einmal ein langanhaltendes Gewitter gewesen war, während dessen die Pferde sich sonst stets dem Hause zu nähern pflegten, ja, sich sogar oft an das Zauntor, das zum Stalle führte, stellten, und sie noch immer nicht wieder da waren, wurden die Knechte vollzählig

nach dem Walde auf die Suche geschickt. Sie suchten meist auf moosigen Stellen, falls der Bär etwa das kampflustige Pferd dorthin gelockt, es dort möglicherweise besiegt und dann vielleicht das Fohlen und die Stute, die natürlich das Fohlen verteidigt hatte, geraubt haben sollte. Sie suchten und suchten, ohne etwas Verdächtiges wahrzunehmen; Bärenspuren liefen zwar überall, aber kein Merkmal eines Kampfes mit Pferden. Wie die Knechte da gehen und das besprechen und sich der besten Pferdeweide im Walde nähern, wird einer von ihnen darauf aufmerksam, daß sich ganz dicht bei einem Sumpfe Spuren eines Fohlens und der Stute finden, und zwar, daß sie unendliche Male auf demselben Fleck umhergelaufen, also in großer Angst gewesen sind; und das war ganz vor kurzem, vielleicht heute erst, geschehen. Bei näherer Untersuchung des Moorbodens fanden sie ganz deutlich, daß er an vielen Stellen aufgewühlt war wie durch heftigen Kampf. Den Knechten lief es heiß und kalt über den Rücken, aber sie wollten doch erst genauer nachsehen. Am Rande des Moors entdeckten sie Spuren von den Hinterfüßen des Bären wie des Pferdes; sie hatten sich also beide sofort aufgerichtet, der Bär war, um das Pferd mitzulocken, rückwärts in den Sumpf gegangen, und das Pferd hinterher; denn die breiten Tatzen und Waden des Bären werden besser mit dem Moorboden fertig, zumal der Bär auch nicht so schwer ist wie ein Pferd, das gleich sinkt und

stecken bleibt. Doch diesmal hatte sich der Bär verrechnet, denn wohl war Blacken eklig eingesunken, aber mit der Riesenkraft seiner Lenden hatte er die Beine wieder aus dem Saugschlund des Moores herausgezogen, während die scharfbeschlagenen Vorderfüße zuschlugen und die Schneidezähne zubissen, — und bald sah man nichts mehr von den Hinterfüßen des Bären, dagegen aber einen naturgetreuen Abdruck seines Pelzes, und noch einen, und noch einen, und so den ganzen Sumpf entlang. Er war also umgeschmissen worden, hatte sich nicht wieder aufzurichten vermocht, hatte sich aber nun, um sich gegen die Schläge und Bisse des wütenden Pferdes zu schützen, weiter und weiter gewälzt, und das konnten sie bis auf den festen Boden hin verfolgen. Erregt von der frischgebackenen Kunde, die der Kampfplatz gab, wurden die Knechte hellhöriger und schlauer, und nun konnten sie in der stillen, sonndurchzitterten, nach dem Regenwetter noch feuchten Luft die Schellen der Stute aus dem Laubwalde am Fuße der Berghalde hören. Sie eilten hin, aber Blacken stürzte ihnen entgegen und verbot ihnen mit feuersprühenden Augen, näherzukommen. Er war nicht wieder zu erkennen. Mit hocherhobenem Kopfe und wallender Mähne trabte er in großen Kreisen um Stute und Fohlen herum, und erst nach vielen guten Worten, und mit Hilfe von Salz, das sie bei sich hatten, gelang es, ihm wieder in Erinnerung zu bringen, daß es gute Freunde waren, die da kamen. Aber diese

Großtat Blackens, die einzig in ihrer Art dastand, verbreitete um seinen Namen einen solchen Glanz, daß sein bisheriger Namen „Pastorblacken“ zu „Bärenblacken“ erhöht wurde. Ein übers andere Mal, Jahr für Jahr, hatte er einen Strauß mit dem Bären, und jedesmal war er noch lange nachher nicht zu bändigen. Einmal kam er mit Merkmalen von den Klauen des Bären heim. Ein alter Riese, der ihm seine Klaue dicht unter den Augen eingesetzt und, als das Pferd seinen Kopf losriß, ihm eine fürchterliche Schmarre heruntergekratzt hatte. Einen so alten Hengst scharfbeschlagen auf die Trift zu lassen, war sonst gefährlich; allein die Pferde kannten ihn und flohen, und wenn auch eines oder das andere noch dumm genug war, sich verhauen zu lassen, so hatte man doch Nachsicht mit Blacken, um seines großen Ruhmes willen. Ein Pferd, das den Bären unterkriegte, mußte ja tun dürfen, was es wollte.

Wie bewundert er war, konnte man am besten sehen, wenn wir, was selten geschah, gezwungen waren, ihn als Kirchenpferd zu gebrauchen. Sollte die ganze Familie nebst Haushälterin und Hauslehrer fahren, so mußte Blacken drei oder vier von uns in einem alten Gig fahren, in dem man „nicht bloß zu eitler Lust“ saß. Da keines der gewöhnlichen Staatsgeschirre groß genug war, mußte er in seinem Arbeitsgeschirr einhertrotten, und da ihm die schwere, widerhaarige Mähne in die Augen hineinhing, sah er just nicht danach aus, als wäre er auf der Kirchenfahrt. Man mußte ihn

immer zuhinterst fahren lassen, denn einmal wollte er nicht laufen, sondern nur langsam wie vor dem Arbeitskarren gehen, und dann wollte er mit seinen Insassen in alle die Waldwege, an die er gewöhnt war, hinauf. War er jedoch der hinterste in der Reihe, so folgte er, wenn auch auf eigne Weise: wenn die anderen Pferde liefen, machte Blacken Sprünge, und so kamen die, die im Gig saßen, ruckweise oder wie auf hoher See an, und einmal sogar mit wirklicher Seekrankheit. Bei der Kirche trat dagegen eine vollkommene Veränderung ein. Dort waren nämlich viele andere Pferde, er erhob sofort den Kopf und stieß einen herausfordernden Kampfruf aus. Dieser wurde von allen Seiten ringsum beantwortet, und nun wollte er mit dem Gig los, wurde aber gehalten, ausgespannt und angebunden. Ein ganz besonderes Spannstück wurde stets für ihn mitgenommen, und dann wurde er nach einem Platze dicht unter dem Felsenabhang gebracht, damit er so fern wie möglich von den andern Pferden wäre. Aber er wollte dahin, zerrte am Riemen, hob sich auf den Hinterbeinen, schüttelte die Mähne und wieherte ins Tal hinunter. Um ihn waren mehr Menschen versammelt als in der Kirche. Wenn er einen Augenblick ruhig war, streichelten sie ihn und maßen seine Brust, seinen Hals, seine Lenden, griffen wohl auch nach seinem Maule, um sein Gebiß zu betrachten; sobald aber eines der anderen Pferde wieherte, riß er sich los, richtete sich auf und wieherte zurück, — das däuchte

alle der herrlichste Anblick, den sie je gehabt hatten. Ich meinesteils bin wohl nie wieder auf irgend etwas so stolz gewesen, wie ich damals auf Blacken war, wenn ich unter den Bauern stand und die saftigen Lobsprüche mit anhörte.

Und hier auf der Höhe seiner Siegeslaufbahn will ich ihn verlassen. Ich kam in die Welt hinaus und bekam andere Ziele für meine Bewunderung und andere Helden als Vorbild.

Treue

1868

Auf dem Hofe Fladern in meiner heimatlichen Bygde wohnte ein Ehepaar mit sechs Söhnen; sie arbeiteten treulich auf einem großen, aber verwahrlosten Hofe, bis ein Fehlhieb das Leben des Mannes endete, und nun saß die Frau mit der mühsamen Wirtschaft und den sechs Kindern allein. Sie verlor aber nicht den Mut, sondern führte die beiden ältesten Söhne an den Sarg und ließ sie dort über der Leiche des Vaters geloben, für die kleinen Geschwister zu sorgen und, soweit Gott ihnen Kraft gäbe, der Mutter beizustehen. Das gelobten sie, und das taten sie, bis dann der jüngste der Söhne konfirmiert war. Da hielten sie sich für frei, der älteste heiratete eine Bauernwitwe und der zweitälteste kurz darauf ihre wohlhabende Schwester.

Nun sollten auf einmal die vier übrig gebliebenen Brüder das Ganze leiten, sie, die bisher selbst unaufhörlich geleitet worden waren. Sie hatten keine besondere Schneid darauf; von Kindheit an waren sie gewohnt, zusammenzuhalten, zwei und zwei, oder auch alle vier, und das taten sie

jetzt um so mehr, als sie gegenseitig beieinander Hilfe suchen mußten. Keiner äußerte eine Meinung, ehe er der Meinung der anderen sicher zu sein glaubte, ja im Grunde kannte er nicht mal seine eigene, ehe er nicht in den Gesichtern der Brüder gelesen hatte. Ohne daß sie sich verabredet hätten, war es doch stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihnen, daß sie sich nie trennen wollten, solange die Mutter lebte. Diese selbst hatte indessen andere Pläne, und es gelang ihr, die beiden verheirateten Söhne auf ihre Seite zu ziehen. Der Hof hatte sich mit der Zeit zu einer recht bedeutenden Wirtschaft entwickelt; er verlangte mehr und mehr Arbeitskraft, weshalb die Mutter vorschlug, die beiden Ältesten abzulösen und den Hof zwischen den vier anderen zu teilen, und zwar so, daß je zwei und zwei zusammen wirtschafteten. Neben den alten Gebäuden sollte eine Reihe neuer aufgeführt werden; da hinein sollte das eine Paar ziehen, und das andere sollte bei ihr bleiben. Aber von dem Paare, das auszöge, müßte einer sich verheiraten, denn sie müßten Hilfe haben für Haus und Vieh, — und die Mutter hatte auch schon ein Mädchen an der Hand, das sie sich zur Schwiegertochter wünschte.

Niemand hatte gegen diesen Plan etwas einzuwenden; aber jetzt war nur die Frage, welches Paar sollte ausziehen, und wer von den Brüdern sollte sich verheiraten? Der Älteste sagte, zum Ausziehen wäre er zwar bereit, aber verheiraten

würde er sich nie, und alle die anderen wiesen diese Zumutung ebenso entschieden zurück.

Da einigten sie sich mit der Mutter dahin, daß das Mädel selbst entscheiden solle. Und so fragte die Mutter das Mädchen eines Abends oben beim Sommerstall, ob sie nicht als Hausfrau auf Fladerne einziehen wollte, und das Mädchen wollte recht gern. Welchen von den Jungens sie denn haben wolle, sie könne kriegen, welchen sie wolle. Nein, darüber habe sie noch gar nicht nachgedacht. Dann müsse sie das jetzt mal tun, denn es hinge nur von ihr ab. Ei nun, dann könnte es ja der ältere sein; aber nein, den könne sie nicht kriegen, der wolle nicht. — Nun nannte sie den jüngsten. Doch die Mutter meinte, das wär' doch ein eigen Ding: „so der Jüngste" — Na ja, dann den zweitjüngsten. — „Weshalb denn aber nicht den zweitältesten?" — „Freilich, weshalb denn nicht den zweitältesten?" erwiderte das Mädchen, denn an den hatte sie grade die ganze Zeit gedacht, und deshalb hatte sie ihn nicht genannt. Aber die Mutter hatte sich gleich vom ersten Augenblick an gedacht, als der älteste sich geweigert hatte, er meine gewiß, der zweitälteste und das Mädchen hätten ein Auge auf einander geworfen. Der zweitälteste heiratete also das Mädchen, und der älteste zog mit ihm aus. In welcher Weise der Hof nun geteilt wurde, das hat nie ein Außenstehender erfahren; denn sie arbeiteten gemeinsam wie bisher und trugen gemeinsam

ein, bald in die eine, bald in die andere Scheune.

Nach einiger Zeit begann die Mutter zu kränkeln; sie bedurfte der Ruhe und also auch der Hilfe, und die Söhne kamen überein, ein Mädchen, das sonst auf dem Hof in Arbeit ging, zu mieten. Am nächsten Tage beim Laubsammeln sollte der jüngste das Mädchen fragen, er kannte sie am besten. Aber der jüngste schien das Mädchen lange im Stillen gern gehabt zu haben, denn als er sie fragte, tat er es so sonderbar, daß das Mädchen glaubte, es sei ein Heiratsantrag, und ja sagte. Der Bruder kriegte es mit der Angst, er ging sofort zu seinen Brüdern und erzählte ihnen, wie verkehrt es gegangen war. Alle vier wurden ernst, und niemand wagte das erste Wort zu sagen. Aber der zweitjüngste merkte dem jüngsten an, daß er das Mädchen wirklich lieb hatte, und daß er es deshalb so mit der Angst gekriegt hatte. Und zugleich ahnte er sein Los, nämlich Junggeselle zu bleiben, denn wenn der jüngste sich verheiratete, dann konnte er nicht. Es wurde ihm zwar ein bißchen sauer, denn er hatte selbst eine, die er gern hatte, aber dabei war nun nichts zu machen. Er sprach drum das erste Wort, nämlich, daß sie des Mädchens am sichersten wären, wenn sie Hausfrau auf dem Hofe würde. Sobald erst einer gesprochen hatte, waren die anderen gleich einverstanden, und die Brüder gingen, um mit der Mutter zu reden. Als sie aber nach Hause kamen, war die Mutter

ernstlich erkrankt; nun mußten sie doch warten, bis sie wieder gesund wäre, und da sie nicht mehr gesund wurde, hielten sie abermals Rat. Da setzte der jüngste durch, daß sie, so lange die Mutter das Bett hütete, keine Veränderung vornehmen wollten, denn das Mädchen sollte niemand weiter als die Mutter zu pflegen haben. Und dabei blieb es.

Sechzehn Jahre lang lag die Mutter krank. Sechzehn Jahre lang pflegte die zukünftige Schwiegertochter sie still und geduldig. Sechzehn Jahre lang versammelten sich die Söhne jeden Abend an ihrem Bette, um Andacht zu halten, und des Sonntags auch die beiden ältesten. Sie bat ihre Söhne oft in diesen stillen Stunden, doch ja des Mädchens eingedenk zu sein, die sie so treulich gepflegt hatte; sie verstanden, was sie meinte, und versprachen es. In all diesen sechzehn Jahren segnete sie ihre Krankheit, weil diese sie die Freuden einer Mutter bis zum letzten Atemzug hätte kosten lassen, sie dankte ihnen bei jedem Zusammensein, und einmal wurde es dann das letzte Mal.

Als sie tot war, kamen die sechs Brüder, um sie selbst zu Grabe zu tragen. Es war hier Sitte, daß auch Frauen zum Grabe folgten, und diesmal folgte die ganze Gemeinde, Männer und Frauen, alles was Beine hatte, ja sogar die Kinder — voran der Küster als Vorsänger, dann die sechs Söhne mit dem Sarg, und dann die ganze Gemeinde unter Trauergesängen, daß man es eine Viertelmeile weit hörte. Und als die Leiche in die Erde gesenkt war und die Sechs das Grab zugeschaufelt

5*

hatten, zog das ganze Trauergefolge in die Kirche, denn dort sollte gleichzeitig die Trauung des Jüngsten stattfinden; so wollten es die Brüder haben, weil das im Grunde zusammengehörte. Hier predigte der Pfarrer, mein jetzt verstorbener Vater, über Treue und sprach so, daß ich, der zufällig mit dabei war, als ich aus der Kirche kam, fand, daß seine Worte zusammenschmölzen mit Berg und See und mit der Größe dieser ganzen Natur.

Das Adlernest

1869

Es war eine kleine Bygde, die ganz für sich von hohen Bergwänden eingeschlossen lag und den Namen Endrehofen trug. Der Talgrund war eben und fruchtbar, wurde aber von einem breiten Flusse, der aus den Bergen kam, entzweigeschnitten. Dieser Fluß ergoß sich in ein weithin sichtbares Gewässer unweit des Dorfes.

Den Endrefluß hinauf war einst der Mann gerudert gekommen, der als erster hier im Tale gerodet hatte; der Mann hieß Endre, und die jetzt hier wohnten, waren seine Nachkommen. Einige sagten, er sei eines Totschlages wegen hier heraufgeflüchtet, darum sei sein Geschlecht so finster; andere sagten, das käme von den Bergwänden, die selbst zur Mittsommerzeit den Sonnenstrahlen schon um fünf Uhr nachmittags den Weg versperrten.

Hoch über der Bygde hing ein Adlernest. Das lag auf einer Felskuppe oben am Berge; alle konnten sehen, wenn das Weibchen sich setzte, aber keiner konnte hinauf. Der Adler kreiste über der Bygde, schoß bald auf ein Lamm, bald

auf ein Zicklein herab, und einmal hatte er sogar ein kleines Kind genommen und fortgeschleppt; drum war's in der Bygde nicht recht geheuer, so lange der Adler sein Nest da oben in den Klüften hatte. Es ging die Sage, vor langen Zeiten wären einmal zwei Brüder gewesen, die hinaufgeklettert wären und das Nest zerstört hätten, aber heutzutage war keiner mehr imstande, dahin zu gelangen.

Wo in Endrehofen zwei zusammenkamen, sprachen sie vom Adlernest und guckten hinauf. Man wußte genau, wann das Adlerpaar in diesem Jahre wieder angekommen war, wo sie sich hinabgestürzt und Unheil angerichtet hatten, und wer zuletzt versucht hatte, hinaufzuklettern. Die Jugend übte sich von klein an, auf Bäumen und Klippen, im Ringen und Faustkampf, um dereinst das Nest erreichen und zerstören zu können, gleich jenen beiden Brüdern.

Zu der Zeit, von der hier erzählt wird, hieß der stattlichste Bursch in der Bygde Leif. Er war keiner vom Endregeschlecht, er hatte krauses Haar und kleine Augen, war gewandt in allen Spielen und den Weibern hold. Er rühmte sich schon in jungen Jahren, das Adlernest wolle er schon noch kriegen, aber erfahrene Leute meinten, das solle er nur ja nicht so laut sagen.

Das reizte ihn, und noch ehe er recht in die Jahre gekommen war, klomm er eines Tages hinauf. Es war ein klarer Sonntagmorgen im

Frühsommer; die Jungen mußten gerade ausgebrütet sein. Die Leute hatten sich zahlreich unten versammelt, um zuzusehen. Die Alten rieten ab und die Jungen zu. Aber er gehorchte nur seiner eigenen Lust, wartete, bis das Adlerweibchen das Nest verließ, tat einen Sprung und hing in einem Baume mehrere Ellen hoch über der Erde. Dieser wuchs aus einer Spalte hervor, und in dieser Spalte kletterte er nun aufwärts. Steinchen lösten sich unter seinem Fuß, Geröll und Erde rieselte hinunter, sonst war es ganz still; nur der Fluß rauschte dahinten mit seinem unaufhörlichen dumpfen Brausen. Schroffer und schroffer wurde die Felswand; lange hing er an der einen Hand, suchte mit dem Fuß nach einem Halt und konnte nichts sehen. Viele, besonders Frauen, wandten sich ab und sagten, das hätte er nicht getan, wenn seine Eltern noch am Leben wären. Er fand jedoch einen Halt, suchte wieder, bald mit der Hand, bald mit dem Fuße, es gab nach, er glitt, aber hing wieder fest. Die da unten konnten einer den andern atmen hören. Da erhob sich ein hochgewachsenes, junges Dirnlein, das allein auf einem Steine saß. Man sagte, sie habe sich ihm schon als Kind versprochen, obgleich er nicht zum Geschlecht gehörte. Sie streckte die Arme empor und rief: „Leif, Leif, warum tust du das?“ Alle Leute wandten sich nach ihr um, ihr Vater stand dicht neben ihr und sah sie streng an, aber sie erkannte ihn nicht. „Komm herunter, Leif,“ rief

sie; „ich hab' dich lieb, und da oben hast du nichts zu gewinnen!" Man sah, wie er sich bedachte, es dauerte eine Sekunde oder zwei, dann kletterte er weiter. Er war sicher auf Händen und Füßen, deshalb ging es lange gut; aber er schien müde zu werden, denn er hielt oft inne. Ein kleiner Stein kam angerollt, wie ein Vorbote, und alle, die dastanden, mußten dem Stein mit den Augen folgen, bis er unten ankam. Einige konnten es nicht länger aushalten und gingen fort. Das Mädchen allein stand aufrecht auf dem Steine, rang die Hände und sah hinauf.

Leif tastete wieder mit der Hand vor sich her, da ließ sie los, sie sah es deutlich, er faßte schnell mit der anderen zu, aber auch die ließ los. „Leif!" rief sie, daß es in den Bergen gellte, und alle die andern stimmten ein. „Er fällt!" riefen sie und streckten die Hände nach ihm empor, Männer und Frauen. Und wirklich, er glitt, riß Sand, Steine, Kies mit sich fort, und glitt, und glitt immer weiter, immer schneller; die Leute wendeten sich ab, und dann hörten sie hinter sich ein Schleifen und Schrapen und dann etwas Schweres wie einen großen Klumpen nasser Erde herabfallen.

Als sie wieder Mut hatten, sich umzuschauen, lag er da, zerschmettert und entstellt. Das Mädchen lag über dem Stein, ihr Vater trug sie fort.

Die Jungen, die Leif am meisten angestachelt hatten, wagten jetzt nicht einmal Hand anzulegen und zu helfen; viele konnten nicht einmal hinsehen. So mußten die Alten dran. Der älteste von ihnen sagte, indem er zugriff: „Das war verkehrt; — aber," fügte er hinzu, und sah hinauf, „'s ist ganz gut, daß etwas so hoch hängt, daß nicht alle Leute es erreichen können."

Ein Lebensrätsel

1869

„Müssen wir denn grade hier sitzen?“ — „Ja, hier ist es so hoch und licht.“ — „Aber hier geht's so tief 'runter; ich werde ganz taumelig, und die Sonne scheint so grell aufs Wasser; — komm, wir gehen weiter!“ — „Nein, nicht weiter.“ — „Dann lieber wieder zurück in den grünen Schlupfwinkel; da war's so hübsch.“ — „Nein, nein, da auch nicht.“ — Er ließ sich nieder, als könnte oder wollte er nicht mehr. Sie blieb vor ihm stehen, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet. Dann sagte er: „Asta, jetzt erzählst du mir, weshalb du solche Angst hattest, als der fremde Schiffer in der Dämmerung hereinkam.“ — „Hab' ich mir's nicht gedacht!“ flüsterte sie und schien davon laufen zu wollen. — „Du mußt mir's sagen, ehe du gehst; sonst komme ich nie wieder nach.“ — „Botolf!“ rief sie und wendete sich um, blieb aber stehen. Er sagte: „Ich habe dir versprochen, dich nicht zu fragen, das ist wahr. Ich werde es auch halten, wenn du willst; aber dann ist es eben zu Ende.“ — Da brach sie in Tränen aus und kam zu ihm hinauf. Ihre schmächtige

zarte Gestalt, ihre feinen Händchen, ihr weiches, helles Haar, von dem das Tuch hinuntergeglitten war, und dann erst die Augen und der Mund, das blitzte und lockte jedes für sich und alles zusammen. Die Sonnenstrahlen fielen gerade auf sie. Er sprang auf: „Ach, du weißt ja, wenn du mich so ansiehst, dann gebe ich nach. Aber ich weiß jetzt auch, daß es nachher nur immer schlimmer wird. Kannst du's denn gar nicht begreifen: wenn ich dir auch hundertmal verspreche, deine Vergangenheit nicht kennen zu wollen — es läßt mir keine Ruhe, ich kann es nicht aushalten!" In seinem Gesicht lag auch wirklich ein Leidenszug, der nicht von gestern war. — „Aber Botolf, eben das war's ja, was du mir versprachst, als du mich nicht in Ruhe ließest; du versprachst mir, davon abzulassen, weil ich es dir ja doch nie, nie sagen könnte. Du versprachst es mir feierlich, du sagtest, es wäre dir ganz gleichgültig, du wolltest nur mich, nichts als mich haben! — — Botolf!" Und sie kniete vor ihm im Haidekraut nieder, sie weinte, als wände sie sich in Todesqualen, sie sah ihn an, und Träne auf Träne sprach weiter, und sie war das Lieblichste und Unglückseligste, das er je in seinem Leben gesehen hatte. — „Um Gotteswillen!" sagte er, sprang auf, setzte sich aber gleich wieder. „Wenn du mich nur so lieb hättest, daß du ein bißchen Zutrauen zu mir haben könntest, wie glücklich könnten wir sein!" — „Wie, wenn nun du ein bißchen Zutrauen zu mir hättest?" bat sie und

kam auf den Knien näher, und dann fügte sie hinzu: „Dich lieb haben? In jener Nacht, als ich auf das Deck kam, als unser Schiff mit deinem zusammengestoßen war, wie du dastandest mit deinen Fausthandschuhen auf der Kommandobrücke und Befehle gabst, nie hatte ich so etwas Kraftvolles gesehen; ich liebte dich sofort! Und als du mich hinübertrugst ins Boot, während die Schiffe sanken, — da fühlte ich wieder Lust zum Leben, und ich hatte doch geglaubt, sie für immer verloren zu haben!" Sie verstummte und weinte, dann aber schlang sie die Hände um seine Knie: „Botolf," flehte sie, „sei groß, sei edel wie damals, als du mich nahmst, ohne irgend etwas, nur mich, mich allein nahmst — Botolf!" Fast hart erwiderte er: „Weshalb versuchst du mich? Du weißt ja, ich kann nicht! Was wir haben wollen, das ist die Seele, nicht nur das andre — in den ersten Tagen mag so was gehen, aber später nicht." Sie zog sich zurück und sagte hoffnungslos: „Ach nein, ein Leben wird nie wieder ganz; o mein Gott!" — Und wieder brach sie in heftiges Weinen aus. — „Gib du mir dein ganzes Leben, und nicht bloß ein Stück davon, dann wird es bei mir wieder ein ganzes werden!" Er sprach mit fester Stimme, wie um sie zu ermutigen; sie antwortete nicht, aber er sah sie kämpfen. „Überwinde dich selbst, sei mutig! Schlimmer als es jetzt ist, kann es ja doch nicht werden!" — „Du kannst mich zum Äußersten treiben!" flehte sie; er mißverstand sie

und fuhr fort: „Und wenn es das größte Verbrechen ist, ich werde es zu tragen versuchen, aber das kann ich nicht ertragen!“ — „Nein, ich auch nicht!“ rief sie und richtete sich empor. — „Ich will dir ja helfen, jeden Tag will ich dir tragen helfen,“ sagte er und stand nun auch auf, „wenn ich nur weiß, was es ist. Aber ich bin zu stolz, Hüter über etwas zu sein, was ich nicht kenne — und was vielleicht einem andern gehört!“ — Doch nun wurde sie flammend rot. „Schäm dich, von uns zweien bin ich doch die Stolzere, ich biete nichts an, was einem andern gehört. Jetzt sollst du aber aufhören.“ — „Gut, bist du so stolz, dann befreie mich doch von meinem Argwohn!“ — „Gott im Himmel, das halte ich nicht länger aus.“ — „Ja, ich habe geschworen, daß es heute ein Ende haben soll.“ — „Ist es nicht unbarmherzig,“ schrie sie, „ein Weib, das sich dir anvertraut hat und so innig um Schonung bittet wie ich, so zu martern und zu peinigen!“ und wieder kamen ihr die Tränen, aber mit einem plötzlichen Umschwung rief sie: „O, ich durchschaue dich, du willst bloß, daß es in mir aufschreien soll vor Verzweiflung, damit du etwas aus mir herauskriegst!“ Sie sah ihn erbittert an und wendete sich von ihm ab. Da hörte sie langsam, Wort für Wort: „Willst du oder willst du nicht?“ Sie streckte die Hand aus: „Und wenn du mir all die Herrlichkeit bötest, die da vor uns liegt, ich tät’s nicht!“ Sie trat von ihm zurück, ihre Brust

flog, ihre Augen irrten hin und her, und meist zu ihm, bald hart, bald schmerzlich, und dann wieder hart. Sie lehnte sich an einen Baum und weinte; dann hörte sie zu weinen auf und ging wieder hin und her. „Ich wußte ja, daß du mich nicht liebtest!“ hörte sie jetzt — und im Nu war sie wieder ganz Demut und Reue; ein paarmal wollte sie antworten, aber statt dessen warf sie sich ins Heidekraut nieder und verbarg das Gesicht in den Händen. Er trat zu ihr und neigte sich über sie. Sie fühlte seine Nähe, sie wartete, daß er etwas sagte, sie wollte sich davor schützen, aber als es ausblieb, wurde sie erst recht ängstlich, und sie mußte aufsehen. Sie sprang sofort in die Höhe; sein wettergebräuntes, längliches Gesicht war hohlwangig geworden; mit den tiefen Augen ohne Augenbrauen, mit dem breiten aber zusammengepreßten Mund, mit der ganzen ungeheuren Gestalt in ihrer kolossalen Wucht überwältigte er sie so total, daß sie ihn plötzlich wieder sah wie in jener Schiffbruchnacht mit den Fausthandschuhen; er war wieder groß wie damals und von einer grenzenlosen Kraft, aber jetzt stand diese Kraft wider ihre eigene!“ „Du hast mich belogen, Asta!“ Sie wich zurück, aber er kam nach; „du hast auch mich zum Lügner gemacht; nicht in einem einzigen von allen den Tagen, die wir zusammen gelebt haben, ist volle Wahrheit gewesen!“ Er stand so dicht vor ihr, daß sie seinen warmen Atem fühlen konnte, er sah ihr streng ins Gesicht,

6*

daß es ihr dunkel vor den Augen wurde, sie wußte nicht, was er im nächsten Augenblicke zu sagen oder zu tun imstande wäre, deshalb schloß sie die Augen. Sie stand da, als wolle sie umfallen oder fortlaufen; der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Die tiefe Stille, die voranging, machte selbst ihn beklommen; noch einmal schlug es in ihm um: „Rechtfertige dich, lege deine Künste ab, — tu's gleich, auf der Stelle!" — „Ja," erwiderte sie — geistesabwesend. — „Tu es gleich, hier, sage ich!" Er stieß einen Schrei aus; denn sie flog an ihm vorbei und hinunter zum Strande, er sah ihr blondes Haar, ihre emporgestreckten Hände, ein Tuch, das sich mehr und mehr löste und lang hinter ihr her schleifte. Er hörte keinen Schrei, auch kein Plätschern, denn dort ging's tief hinunter. Er konnte auch nichts hören, denn er war zu Boden gefallen.

Vom Meere her war sie in jener Nacht zu ihm gekommen, im Meere war sie wieder verschwunden, und mit ihr die Geschichte ihres Lebens. In der nachtschwarzen Tiefe war alles begraben, was seine Seele besaß, — sollte er nicht hinterdrein? Er war hierhergekommen mit dem unerschütterlichen Willen, seiner Qual ein Ende zu machen; — doch dies war ja kein Ende, jetzt sollte es nie, nie ein Ende haben, jetzt sollte die Qual erst allen Ernstes beginnen. Ihre letzte Tat schrie ja zu ihm empor, daß er sich geirrt hatte, und daß er sie gemordet hatte. Und wenn auch die Qual verzehnfacht wurde, er

mußte leben, um darüber zu grübeln, wie das alles zugegangen war. Sie, die fast die einzige war, die in jener fürchterlichen Nacht gerettet wurde, sie sollte nur gerettet werden, um von ihm, der sie gerettet hatte, getötet zu werden! Er, der bis dahin gesegelt und gehandelt hatte, als wäre die ganze Welt nur Meer und Handel, war plötzlich das Opfer einer Liebe geworden, die ihn und sie getötet hatte. War er denn schlecht? Das hatte er doch nie sagen hören, nie selbst gefühlt. Aber was war es dann? Er stand auf — nicht, um sich ins Meer zu stürzen, sondern um heimzugehen; man tötet sich nicht in dem Moment, wo man ein Rätsel aufbekommen hat.

Doch jetzt konnte es ja nie gelöst werden. Sie hatte als erwachsenes Mädchen in Amerika gewohnt, von dort war sie gekommen, als ihre Schiffe zusammenstießen. Wo in Amerika sollte er anfangen? Aus welcher Gegend Norwegens stammte sie? — Er wußte es nicht sicher, er war nicht einmal ganz sicher, ob ihr Familienname derselbe war wie der, den die Familie in Norwegen trug. Der fremde Schiffer? Ja, wo war er? Und kannte er sie, oder kannte sie nur ihn? Das hieß das Meer selbst fragen, umherziehen und nachforschen, hieß sich selbst hineinstürzen.

Er war im Irrtum gewesen. Eine reuige Sünderin hätte sich erleichtert durch ein Geständnis vor ihrem Mann, eine nicht reuige hätte Ausflüchte gesucht. Aber sie hatte nichts gestanden, sie

hatte auch keine Ausflüchte gesucht, sie hatte sich in den Tod gestürzt, als er in sie drang. Solchen Mut besitzt keine Schuldige. Und doch — warum denn nicht? Das ist immer noch leichter als bekennen, denn dazu gehört ein noch größerer Mut. Doch der Mut des Bekennens fehlte ihr nicht; sie hatte ja selbst zuerst damit angefangen, zu erzählen, daß da etwas sei, was sie nicht sagen könnte. Es mußte also das Verbrechen selbst sein, das es ihr verbot. Und doch konnte sie kein großes Verbrechen auf dem Gewissen gehabt haben, denn sie war ja oft so fröhlich, so ausgelassen gewesen, sie war heftig, aber auch zartfühlend und herzensgut. Das Verbrechen mußte also das eines anderen sein. Aber warum dann nicht sagen, daß es einem andern gehörte. Damit wäre ja alles gut gewesen. Aber war es weder ihr eignes noch das eines anderen, was war es dann? Sie hatte ja doch selbst gesagt, es wäre etwas, — und der fremde Schiffer, vor dem sie sich so gefürchtet hatte? Was war es, was um Gottes Willen war es? — Wäre sie noch am Leben gewesen, er hätte sie noch weiter gequält, — dabei ertappte er sich, und er fühlte seine ungeheure Erbärmlichkeit.

Und nun fing er wieder an. Vielleicht war sie gar nicht so schuldig, wie sie selbst dachte, oder vielleicht nicht so schuldig, wie sie anderen erscheinen mochte. Wie oft liegt nicht Unschuld hinter unserer Schuld, Einfalt in unsrer Sünde, was aber nur so wenige zu begreifen fähig sind, — und ihn hatte

sie nicht für fähig gehalten, es zu verstehen, ihn, der eitel Argwohn war. Ihm würde eine einzige klare Antwort tausend argwöhnische Fragen eingegeben haben, und darum hatte sie sich lieber dem Tode anvertraut, als ihm! Warum hatte er sie nur nie, nie in Ruhe lassen können? Zu ihm war sie von ihrer Vergangenheit weg geflüchtet, bei ihm hatte sie Schutz davor gesucht, und jetzt hatte er ihre Vergangenheit nachgelockt und unaufhörlich auf sie gehetzt! Sie war ja so hingebend, sie war warm und wonnig bei ihm, — was ging ihn denn ihre Vergangenheit an? Und wenn sie ihn was anging, weshalb hatte er dann nicht gleich geforscht? Nein, je mehr ihre Zärtlichkeit gewachsen war, desto mehr war auch seine Unruhe gewachsen, als sie nicht nur aus Bewunderung und Dankbarkeit, sondern auch von ganzem Herzen die Seinige geworden war, da wollte er wissen, ob sie schon einem anderen angehört und was sie vorher erlebt hatte. Und je weher es ihr tat, je mehr sie um Schonung bat, desto mehr drang er in sie, denn es war also doch etwas da!

Zum ersten Male kam es ihm in den Sinn: hatte er ihr denn alles gesagt? War es wirklich möglich, einander alles zu sagen? Würde alles richtig aufgefaßt werden? Sicher nicht.

Er hörte zwei Kinder spielen und schaute sich um. Er saß in dem grünen Schlupfwinkel, von dem sie vorhin gesprochen hatte, aber erst jetzt fiel es ihm ein, daß er da saß. Fünf Stunden waren

vergangen; ihm war, als wären es Minuten. Vielleicht hatten die Kinder schon lange hier gespielt, erst jetzt hörte er sie. Ach, war das nicht Agnes, das sechsjährige Töchterchen des Pfarrers, das Asta fast abgöttisch geliebt hatte und das ihr so ähnlich sah? Gott im Himmel, wie ähnlich sah sie ihr! Sie hatte eben ihrem kleinen Bruder auf einen Stein hinaufgeholfen, sie wollten Schule spielen, er war Kind, sie Lehrer. „Jetzt sprich mir nach," fing sie an: „Vater — unser!" — „Vata unja!" — „Der du bist im Himmel!" — „Bisch in Himme!" — „Geheiligt werde dein Name!" — „Heini Namm!" — „Dein Reich komme!" — „Och nö!" — „Dein Wille geschehe!" — „Nö, ich ma' nich meh!" — — Botolf hatte sich hinten herum weggeschlichen, es war nicht das Gebet, das ihn so ergriff, er merkte nicht einmal gleich, daß es ein Gebet war; aber während er den Kindern zuschaute und ihnen zuhörte, wurde er in seinen eigenen Augen zum unreinen Raubtier, ausgestoßen aus der Gemeinschaft Gottes und der Menschen. Hinter den Büschen schlich er sich fort, damit ihn die Kinder nicht entdeckten. Er fürchtete sich mehr vor ihnen, als je in seinem Leben vor irgend jemand. Er schlich sich in den Wald hinein, weit fort von begangenen Pfaden. Wo sollte er hin? In das leere Haus zurück, das er für sie gekauft und eingerichtet hatte? — oder weiter fort? — Ach, es war ja alles einerlei: wohin er auch dachte, überall stand sie vor ihm. Man sagt von Sterbenden, daß sie

das letzte Bild, das sie sehen, in ihren Augen bewahren; wer von einer bösen Tat erwacht, der nimmt das erste, was er sieht, in sich auf und wird es nimmer wieder los. Es war nicht Asta, was er sah, wie sie vorhin am Felsabhang gestanden hatte, es war ein kleines unschuldiges Mädchen, es war Agnes. Selbst das Bild der Sinkenden ward zu dem des Kindes mit den kleinen, emporgestreckten Händchen. Die Erinnerung an Astas unsägliche Liebe zu dem Kinde vertauschte geheimnisvoll die Bilder in seiner Seele, die große Ähnlichkeit spielte hinein in den monatelangen Zweifel: schuldig oder unschuldig? Hatte Asta ein solches Kind im Herzen getragen? Ja, er hatte es gesehen, oder richtiger, er sah jetzt erst, daß er es gesehen hatte. Vorher hatte er ja bloß darüber gegrübelt, ob das auch Unschuld sei, ob sie mehrere so anlächeln könnte, oder was das war, das dieses Kind in ihr so verdeckt hätte, daß es nur in strahlenden Augenblicken hervorbrach. Der stetige Wechsel in ihrer Natur, ihre Unruhe, mit den ewigen Übertreibungen, die auch andere zur Übertreibung veranlaßten, hatten ihn, als sie noch lebte, angelockt und wieder abgestoßen; jetzt, nach ihrem traurigen Tode, vereinigten sich alle Erinnerungen in einem unschuldig betenden Kinde.

Wohin sich auch seine Gedanken wendeten, jammernd nach Licht, überall begegnete er dem Kinde; es versperrte ihm alle Wege zur Klarheit. Jedes Ereignis aus ihrem kurzen Zusammenleben, von

jener Unglücksnacht an bis zu diesem Sonntagmorgen am Felshang — sobald er nur eine Frage tat, so zeigten sie das Gesicht des Kindes, und diese seltsame Verwechslung ermattete ihn so sehr an Leib und Seele, daß er nach Verlauf weniger Tage kaum mehr Nahrung zu sich nahm und nach einiger Zeit nicht mehr das Bett verlassen konnte.

Jeder sah, daß es mit ihm zu Ende ging. Wer ein Rätsel in sich trägt, bekommt ein seltsames Wesen, das ihn andern zum Rätsel macht. Von dem Tage an, da sie hierher gezogen waren, hatte sein finsteres Schweigen, ihre Schönheit und beider zurückgezogenes Leben der Klatschsucht der Bygde Futter gegeben; als nun die Frau so plötzlich verschwand, wuchs die Spannung, bis das Unglaublichste glaubhaft wurde. Niemand konnte Aufschluß geben, da niemand von allen denen, die am Strande und an den Berghalden wohnten oder sich aufhielten, an jenem Sonntagsmorgen nach der Felswand geschaut hatte, als sie sich im Sonnenschein ins Meer gestürzt hatte. Auch trieb ihre Leiche nicht an Land, um selbst Zeugnis abzulegen. Es bildeten sich deshalb schon zu seinen Lebzeiten wunderliche Sagen um ihn. Garstig sah er aus, wie er dalag mit dem langen, hohlwangigen Gesicht, um das der rote Bart und das struppige rote Haar zusammenwuchsen. Die großen Augen sahen wie aus einem eingehegten Waldteich daraus hervor. Da er weder leben noch sterben zu können

schien, hieß es, Gott und der Teufel kämpften um ihn. Man hatte gesehen, wie sich der Böse selbst, von Feuerflammen umzüngelt, bis zu seinem Kammerfenster emporgereckt hatte, um ihn zu rufen. Andre hatten ihn auch in Gestalt eines schwarzen Pudels um das Haus herumschnüffeln oder als hüpfenden Knäuel vor dem Hause rollen sehen. Leute, die vorbeiruderten, hatten das ganze Gehöft in Flammen stehen sehen; andre hatten einen Zug gesehen, der johlend, bellend, heulend aus dem Meer emporgestiegen und langsam auf das Haus zugegangen sei, dort durch die verschlossenen Türen hineingedrungen, durch alle Zimmer hindurchgerast, und darauf mit ebensolchem Lärm, Hundegebell und Pferdegewieher wieder nach dem Meer zurückgekehrt sei, wo er verschwunden wäre. Die Dienstboten des Kranken, Knechte wie Mägde, nahmen ohne weiteres reißaus, und die erzählten all das Sonderbare. Niemand wagte mehr, sich dem Hause zu nähern. Hätten sich nicht ein paar alte Häuslersleute, gegen die er immer freundlich gewesen war, seiner angenommen, er wäre ohne jede Hilfe liegen geblieben. Die alte Frau, die nach ihm sah, war selbst in stetiger großer Angst, sie verbrannte Stroh unter seinem Bett, um den Bösen zu vertreiben; aber obgleich der Kranke dabei selbst fast verbrannt wäre, wurde er doch nicht erlöst. Er stand unglaubliche Qualen aus. Die alte Frau kam endlich auf den Gedanken, er müßte wohl auf irgend jemand warten. Sie fragte ihn, ob sie den

Pfarrer holen solle. Er schüttelte den Kopf. Ob denn niemand anders da wäre, den er gern sehen wollte? Darauf antwortete er nichts. Am folgenden Tage, wie er da so lag, nannte er deutlich den Namen „Agnes“. Freilich kam das nicht als Antwort auf die gestrige Frage der Alten, aber sie faßte es so auf; froh stand sie auf, ging zu ihrem Manne und bat ihn, doch schnell anzuspannen und Pfarrers Agnes zu holen. Auf dem Pfarrhofe glaubten sie natürlich, die Frau hätte falsch verstanden, und der Pastor solle kommen, aber der alte Mann bestand darauf, Agnes sei gemeint. Sie war selbst dabei und hörte alles, und ihr wurde sehr bange; denn sie hatte auch die Geschichte vom Teufel und von dem Zug aus dem Meere gehört, allein sie hatte auch gehört, daß der Kranke auf jemand warte, um sterben zu können, und fand gar nichts Sonderbares dabei, daß sie es wäre, da seine Frau sie ja so oft zu sich hinübergeholt hatte. Was ein Sterbender will, muß getan werden, hatte man ihr gesagt, und wenn sie recht innig zu Gott bete, so würde ihr niemand etwas zuleide tun. Und das glaubte sie und ließ sich anziehen. Es war ein kalter, klarer Abend mit langen, ziehenden Schatten; die Schlittenglocken riefen das Echo im Walde wach, es war ein bißchen gruselig, aber sie saß ganz still und betete, die Händchen im Muff gefaltet. Sie sah keinen Teufel, hörte auch keinen Zug aus dem Meer, an dessen Ufer sie entlangfuhren, aber sie sah die Sterne

über sich und das Licht auf dem Hügel gerade vor sich. Oben auf dem Hofe war es unheimlich still; aber die alte Frau kam sogleich heraus und trug sie hinein und nahm ihr ihre Sachen ab und ließ sie sich am Herde wärmen. Und dabei sagte die Alte, sie solle nur guten Mutes sein und getrost an ihn herangehen und ihr Vaterunser über ihm beten. Als sie warm geworden war, nahm die Alte sie bei der Hand und führte sie in die Kammer hinein. Da lag er mit seinem langen Bart und den hohlen Augen und sah sie groß an, sie fand ihn gar nicht so häßlich und fürchtete sich nicht. „Verzeihst du mir?" flüsterte er. Sie dachte sich, daß sie gewiß ja sagen sollte, und darum sagte sie ja. Da lächelte er und versuchte sich aufzurichten, blieb aber kraftlos liegen. Sie fing sofort ihr Vaterunser an, aber er machte eine abwehrende Bewegung und deutete auf seine Brust, da legte sie ihre beiden Händchen darauf, denn so hatte sie es aufgefaßt, und er legte schnell seine feuchten, eiskalten, knöchernen Hände auf ihre kleinen warmen, und dann schloß er die Augen. Da er nichts sagte, als sie fertig war, wagte sie nicht, die Hände fortzuziehen, und fing wieder zu beten an. Als sie das zum dritten Male tat, kam die alte Frau herein, sah ihn an und sagte: „Jetzt laß es genug sein, Kind, denn jetzt ist er erlöst!"

Eine Nordlandreise

1869

Das norwegische Nordland und die Finnmark sind den meisten Norwegern, wenn sie nicht gerade Geschäftsbeziehungen dort haben, so fremd, daß man von Dänen oder Schweden nun schon gar nicht verlangen kann, daß sie diese Teile des Landes kennten. Gleichwohl möchte ich diese ebenso dringend wie die Norweger dazu ermuntern, eine Ferienreise da hinauf zu machen. Das heißt, ich muß gleich hinzufügen: denen, die sich nur ein= oder zweimal in ihrem Leben eine längere Reise leisten können, gilt meine Aufforderung nicht, wohl aber den vielen, die Europas Kulturländer besucht haben, die sich nicht nach den großen Städten hin sehnen, sondern gerade aus ihnen hinaus, die nicht mehr nach Zerstreuungen jagen, sondern ein paar Monate der Erquickung in einer außergewöhnlichen Natur suchen. Auch an die wende ich mich, die ihr Nervensystem wieder herzustellen wünschen und dazu lieber eine stärkende Seereise als das süßliche Badeleben wählen sollten. Allerdings kann es dabei wohl ein bißchen Seekrankheit absetzen, wenn auch selten bei dem ruhigen Sommerwetter; aber einmal ist die

Seekrankheit eine gesunde Krankheit, und dann birgt gerade diese Reise in der Hinsicht so wenig Gefahr wie möglich, denn mit einigen kurzen Ausnahmen geht die Fahrt fast den ganzen Weg im Schärenwasser; selbst bei starkem Seegang fährt das Dampfschiff einen Tag wie den andern ganz still und ruhig; man lebt wie in seiner eigenen Stube, nur mit dem Unterschiede, daß man sich von der stärkenden Seeluft nährt und die großartigste Natur, die der Norden besitzt, vor Augen hat. Die Engländer haben sie zuerst zu finden verstanden, und jetzt auch die Amerikaner, die Franzosen und die Holländer. Auf je einen lustreisenden Norweger kommen zehn, zwanzig Fremde. Die Engländer haben dort oben die besten Lachsfischereien und Jagdreviere gekauft oder gepachtet.

Der alte deutsche Maler Preller, der seinerzeit im Nordland Motive für seine historischen Landschaften suchte (ich sah bei ihm gerade eine mythologische Szene, die er in eben diese Natur verlegt hatte), sagte zu mir: „Wer Meer und Luft und Erde im Kampfe miteinander und die Menschen im Kampf mit ihnen allen sehen will, der muß da hinauf reisen.“ Ein Vergnügungsreisender hat vielleicht keine Lust, einen solchen Kampf selbst mit anzusehen, weil er ihm leicht selbst zum Opfer werden könnte, aber angesichts dieser Gebirgsformationen und vor den Zeugnissen, die die Natur stets dort abzulegen Sorge tragen wird, kann er diesen Kampf ahnen und außerdem von den Leuten an Ort und

Stelle vollen Bescheid erhalten. Ich erwähne das, weil die Berichte des Nordländers von seiner Natur und seinem Treiben mir mit zum Liebsten auf meiner Reise gehörten; seine Phantasie ist von der Gefahr und der Einsamkeit großgezogen und mit der Natur verwandt.

Ein deutscher Weltreisender, Alexander von Ziegler, war, wie ich zu meiner Schande bekennen muß, der erste, der in mir die Lust wachrief, diese Gegenden zu besuchen. Er nannte drei Gegenden in der Welt, die er jede in ihrer Art als das Großartigste bezeichnete, was er gesehen hätte, und unter diesen waren Nordland und Finnmarken die eine.

Die Reise dort hinauf ist am besten so einzurichten, daß man auf der Hin- oder Rückfahrt den Weg von oder bis Namsos über Land nimmt, vielleicht ist es am besten, den Weg zu teilen, also auf der Hinfahrt über Land bis Trondhjem und auf der Rückfahrt über Land von Namsos bis Trondhjem, und von dort aus wieder zu Schiff die Küste entlang nach den Romsdalschen Städten (unter ihnen das reizende Molde) und weiter an der Bergensischen Küste entlang, wo man dann wieder in Bergen Rast halten kann, zum Besten des Hardangerfjords oder eines der vielen Fjorde, in die man von Bergen aus auf kleineren Dampfbooten eindringt. Nordland muß man jedenfalls bis gegen Ende Juni oder Anfang Juli erreicht haben, der Mitternachtsonne wegen. Man sieht sie zwar auch später noch in voller Pracht,

7*

aber dann nur viel höher im Norden und nur von hohen oder freien Stellen aus.

Die Fahrt dorthin dünkt mich recht teuer. Wenn die verschiedenen Dampfschiffgesellschaften sich über die Herabsetzung der Fahrpreise für die Weithergereisten von Schweden und Dänemark im Verhältnis zur Länge der Reise einigen würden, und zwar so, daß man unterwegs aussteigen und nach Belieben weiter fahren dürfte, so würde ihnen dies sicherlich zum eigenen Vorteile gereichen, denn es wird nicht ausbleiben, daß diese Sommerreise in einiger Zeit eine der beliebtesten im Norden sein wird. Es wird nicht ausbleiben, denn so wahr der Nordländer nordische Poesie und Sage liebt, muß er auch eine Natur lieben, die zu den größten Gesängen der Edda oder den herrlichsten Taten der Sage die Melodie gibt. Die Sehnsucht, solche Natureindrücke in sich aufzunehmen, liegt in jedem Nordländer, mag er am Meere oder in den Bergen hausen.*)

---

*) Vor allem müssen norwegische Künstler dort hinauf, nicht nur Landschaftsmaler, die hier Stoffe finden, die sie sonst nirgends erreichen können; nicht nur Historien- und Genremaler, die hier ein Leben vorfinden, so stark, so vielgestaltig und so wenig bekannt, und zwar unter Verhältnissen, die ebenso bequem für eine historische Auffassung zur Hand liegen wie für eine Gegenwartsszene von ergreifender oder munterer Wirkung: nein, Künstler jeder Art, so wahr sie alle nötig haben, ihre Eindrücke und dadurch ihre Fähigkeiten zu heben, sich einen weiten Blick zu verschaffen, in dem nordische Farbe und Form

Sobald man die Namsoser Bucht, eine der schönsten unseres Landes, die sich zwischen tannenbewachsenen Bergen und weit hervorragenden Landzungen dahinschlängelt, und eine kurze Strecke weiter das Trondhjemsche verlassen hat, verändert sich auch die Natur. Der höhere Baumwuchs flüchtet in die traulicheren Fjorde hinein, wo ihn die Meeresstürme nicht knicken können, — und wo es auch dem Menschen nicht ganz so leicht gemacht wird, ihn zu verwüsten. Denn daß einst die ganze Küste mit mächtigen Wäldern bedeckt war, ist ebenso sicher, wie daß die Meeresstürme dafür gesorgt haben, den Rest, den die Menschen übrig gelassen hatten, zu nehmen. Der Grasgürtel,

---

ist, und der seine Wurzeln in unsren frühsten Phantasien über Märchen, Göttermythe und Sage hat. Musiker, Sänger, Schauspieler haben überdies Gelegenheit, in den nordländischen Städten (Tromsö, Hammerfest, Vadsö) einen Teil der Reisekosten wieder zu verdienen. Aber da muß ich gleich den Rat mitfolgen lassen, daß ja nicht jeder X=beliebige sich darbieten darf; denn in diesen Städten finden wir nicht etwa das landläufige „Kleinstadtpublikum“, sondern man trifft hierzulande im Gegenteil auf eine Belesenheit und Bildung, über die man anfangs stutzt, die man aber später ganz übereinstimmend findet mit den Forderungen, die das einsame Leben in der großen Natur an Seelen stellt, die von Gefahren, Entbehrungen und herrlichen Natureindrücken großgezogen sind, Leute, die fast alle das Ausland bereist haben, ebensosehr aus eignem Bedürfnis wie aus dem Grunde, daß das Volk dort oben aus Kaufleuten oder Seeleuten besteht.

der sich bis zu dem nördlichsten Teile von Finnmarken hinzieht, gehört zu dem Üppigsten, was ich gesehen habe. Dicht wie die Haare eines Renntieres steht es, schön grün und saftig, dank dem salzigen Seewasser, das sie, oft wirklich, meist aber nur durch die Luft als Vermittlerin besprengt. Die Viehzucht ist ein so wichtiger Faktor in dem Leben des Nordländers, daß ihn sogar ein reiches Fischjahr nicht genügend ernähren kann, wenn ihn einmal die Feuchtigkeit dran hindert, das allzeit üppige wuchernde Gras unter Dach zu bringen. Dieser Umstand ist erfreulich, denn ein Volk, das seine Nahrung nur aus dem Meere zieht, nimmt zu viel von dessen Unbeständigkeit an, während die Erde den Sinn an Treue und Ordnung bindet.

Schon bei Helgeland werden die Berge mächtiger und sind weiter voneinander gestellt, so daß sie schon hier mitunter einsam aus dem Meer hervorragen. Die Berge haben oft eine ganz eigne Art von Moosbekleidung, die sich, bald graugrün, bald braunrot, bis zum Gipfel hinaufzieht und mitunter, wenn die übrige Landschaft kräftige Gegensätze darbietet, unter dem Spiele der Sonnenstrahlen so neue Farbenwirkungen hervorrufen kann, daß ein Maler sie wie Klänge aus fremden Melodien empfinden müßte und — wenn er die Fähigkeit, sie aufzufangen, besitzt — eine Gesamtwirkung von hinreißender Schönheit hervorlocken könnte. Man kommt hier an einigen historischen Stätten vorüber, wie z. B. an dem Wohnorte Haareks

von Tjotta's. Wie ein Langschiff, das gerade ins Wasser gleitet, schießt er weit in die See hinaus; die Umschau ist weit und groß.*) Scharen von

*) Diesmal war ich auf den drei Höfen, auf denen die drei Anführer in dem Aufruhre gegen Olaf den Heiligen wohnten. Späterhin war ich auf Stiklestad im Värdal selbst, wo sie ihre Scharen gegen den großen König führten, der dort fiel. Tiefer hat mich nie eine geschichtliche Erinnerung berührt. Aber beim Anblicke der wunderbaren Landschaft, die sich da so majestätisch öffnet, dieselbe, die Olaf und sein treues Gefolge erblickten, als sie nach langer Abwesenheit über die Berge kamen und der Heimat entgegenjubelten, — einer Heimat, für die zu fallen sich wohl lohnt, — mußte ich unwillkürlich an Bjarköj hoch oben in den Lofoten denken, an Thore Hunds ausgedehntes Gehöft, von Felswänden umringt, die zerklüftet sind, aber hoch wie seine Seele, und vom Meere umschlossen, das der Höhle des Fuchses mit den beiden Ausgängen auf zwei Seiten Einfahrt und Hafen gewährte; ich dachte an Tjotta auf Haalogaland, wo der geschmeidige Haarek im Geheimen den Plan geschmiedet hat, der, als die Zeit erfüllt war, zur Ausführung kam und ihn zwar nach Stiklestad führte, aber weder ihn selbst zum Jarltum noch sein Geschlecht auf den Thron erhob; ich dachte an Egge im Trondhjemschen, das aussah wie ein Sattel, über den breiten, geduldigen Rücken der Landschaft gelegt, auf dem Kalv Arneson ritt; der konnte auch den Zügel ziehen, nach welcher Seite er wollte, war lange schwankend, wohin, aber schließlich ging's doch nach Stiklestad gegen den König, gegen seine vier Brüder! Diese große Heimat hat jedem von ihnen Charakter verliehen. Man kann sicher sein, daß ihnen bei Stiklestad diese Heimat, für die sie sich schlugen, im Sinne lag, denn hier nachgeben, das hieß auch dort nachgeben. Die ehrgeizigen Großen sahen mitten im Rachekampfe, mitten

Eidervögeln, die umherschwimmen, schreiende Möven, Nordlandboote, die anlegen, Jachten mit dem einen großen Raasegel, denen man überall begegnet, und die behagliche Breite des Fjords mit der steten Fernsicht auf hohe Berge machen es uns zuletzt ganz heimisch, ja fast vertraut hier, so vollkommen entspricht das eine dem andern, und so gewaltig ist es zugleich; es erobert und hält fest.

Aber dies alles ist nur eine Einweihung des Augenblicks, da das Lofotengebirge zu blauen beginnt. Ich weiß nicht, was das Herrlichste ist, es als Fernsicht zu haben, als eine einzige tiefblaue Wand, mit tausend Türmen gekrönt, — über der ungeheuren Riesenstube, in die wir eben hineingefahren sind, nämlich in den Golf des Westfjords selbst, im Sonnenschein flimmernd, soweit du schaust, aber auch oft durch Luftspiegelungen abgesperrt, die vor dir und hinter dir lange Bergreihen in unaufhörlichem Wechsel auf den Kopf stellen, während Walfische spielen, Vögel schreien und sich auf den Wasserspiegel senken — oder ihr näher zu kommen und die Mauer sich öffnen zu sehen: jede Zinne wird ein Berg für sich, einer immer wilder als der andere, und alles in einer einzigen Reihe, so weit du siehst,

---

in der Erwartung und Angst Bilder von den Spielplätzen ihrer Jugend, von den Hünengräbern ihrer Väter vor sich auftauchen; sie sahen plötzlich den Hochsitz in der Halle, sie hörten die Rhythmen einer heimischen Melodie, und darin stiegen die Umrisse ihrer heimatlichen Berge vor ihnen auf.

auch mit dem besten Fernrohr. Wenn man Romsdal mit den Trollkuppen, den Ringelzinnen, dem Horn usw. preist, so will ich nur gleich hinzufügen: das Lofotengebirge gibt diese Felsspitzen viele hundert Mal hintereinander, — oder besser ausgedrückt: das Gebirgspanorama, das man bei Molde sieht, dauert hier oben, auch wenn man mit dem schnellsten Dampfschiff fährt, den ganzen Tag lang. Aber die Gebirgsformen sind so zerrissen, daß kein Bild in meiner Seele aus dem Kreise der Mythologie oder der Bibel oder der Poesie recht treffend ist, um die versteinerte Bewegung, die ich hier sah, die drohende Riesenordnung, das starre Entsetzen, die tausendzackige Mannigfaltigkeit in diesem einzigen Guß von Stein recht zu bezeichnen. Man kann sich die erste Stunde, vielleicht den ersten Tag, wehren und kann versuchen, das alles im Abstand der Schönheit von sich zu halten, aber wenn das Tage lang so weiter geht, und immer gleich großartig, einerlei, ob man hineinfährt oder heraus, dann empfindet man zuletzt in der toten Natur eine Spannung, wie mitten in einer lebendigen Handlung. Das haben auch die empfunden, die einst die großen Sagen, die über diesen Stätten schweben, gedichtet haben, und die, die sie jetzt erzählen; diese Sagen, in denen die Berge dramatisches Leben annehmen und als Riesen und Riesenfräulein, als Ritter und Jungfrauen auftreten. Das Großmächtige darin wird noch gewaltiger durch die unübersehbaren Entfernungen zwischen den einzelnen Auftretenden in diesem

Steindrama. Wer hier oben fährt und träumt und dichtet, betrachtet nämlich Meilen wie Spaziergänge, und in der reinen Luft sieht man Dinge aus einer Entfernung von elf, ja dreizehn Meilen, die man in wenigen Augenblicken erreichen zu können glaubt. Und das Licht, das über dieser Märchenwelt strahlt, läßt ja nimmer ab. Da, wo wir jetzt sind, war noch vor wenigen Monaten eine einzige Nacht, und jetzt ist hier alles ein einziger Tag. Auf dem Deck versammelt, gehen die Passagiere in Erwartung der Mitternachtsonne auf und ab. Man hat so oft sagen hören, welche Vorstellungen man auch mitgebracht hätte, sie zerflössen vor der Naturmacht der Wirklichkeit in Nebel. Und das ist wahr. Sobald die schwimmende Feuerkugel groß über den Horizont emporgleitet, wo ihre Vorboten nur einen Augenblick vorher erschienen sind, so verwandeln sich auf einmal Himmel, Gebirge und Meer. Sie selbst kann man stundenlang mit bloßen Augen betrachten; kein hindernder Strahlenglanz umgibt sie, alle Glut ist innerhalb ihres eigenen Feuerkernes, aber dieser ist auch unendlich viel größer, als man ihn sich am Tage vorzustellen pflegt, ja, so groß, daß man anfangs ganz davon verzaubert wird und lange für nichts anderes Augen hat. Endlich siegt die Farbe; die Sonne ist jetzt ein rotglühendes Meteor, das man sich in Millionen Stückchen zerplatzend vorstellen müßte, wenn nicht die ruhige Hoheit des Schauspiels, die harmonische Farbenpracht am Himmel, an dem sie

majestätisch vorwärts schreitet, Frieden gäbe, vollen, verklärten Frieden. Wenn ein Wolkenstreifen über die Kugel hingleitet, wird er sofort durchglüht und strahlt in dunklerem Rot, so daß sich auf der Sonne gleichsam Gebirge und Landschaften abzeichnen. Aber wenn ein Wolkenstreifen an dem feingetönten Himmel dahingleitet, entzünden sich bloß die Ränder, und werden weiß — oder rotglühend, während das Innere Farbe hält und dadurch alles ringsum hebt. Denn der Himmel steht in allen Farbenübergängen vom purpurnen Blutrot über den Bergen bis zu dem gleichgültigen Weißgrau in der Höhe, und zwar so, daß du auf keinen einzigen Punkt auch nur so viel wie die Spitze einer Nadel hinsetzen und sagen kannst: hier geht die eine Farbe in die andere über. Wenn nun dieses Bild still stände, so könnte man sich schließlich doch vielleicht auch daran satt sehen. Allein es wechselt unaufhörlich; jetzt ist die Sonne mehr violett, jetzt wieder mehr gelbrot, jetzt mit einem Schleier von Grün verhüllt, und jetzt wieder verklärt in Weiß; aber hinter ihren wechselnden Schleiern immer heiß, immer rot. Jetzt gleitet ein Nebelstreifen über sie weg, im Nu ist er durchglüht, jetzt zieht er vorüber, und nun wieder voller funkelnder Sonnenbrand, jetzt wieder ein langer, schmaler Wolkenstreifen, der zittert und glüht und vorübergleitet. Und gleichzeitig wechselt der Himmel um sie her in allen Farbenübergängen, als durchriesele ihn ein Zittern, und die Wolken darin, je nachdem sie sich verflüchtigen oder verdichten,

je nachdem sie in die bläulichen, weißen oder in die roten, violetten Schichten hinein kommen, erglühen heftiger am Rande, erblassen oder verfinstern sich im Innern. Der Anblick ist so unaufhörlich neu, daß ich sogar alte Leute es mit der gleichen unablässigen Aufmerksamkeit habe verfolgen sehen, wie wir es taten.

Eigentümlich wird es auch dadurch, daß der übrige Himmel und die Berge unter ihm unberührt dastehen. Dort herrscht dieselbe unerschütterliche Farbenkälte in dem stählernen Meer, in dem dunkelgrünen Bergfuß, in den tiefblauen Berghängen und -zacken, während hier alles glüht, strahlt, wechselt, jubelt im Sonnenglanz. Aber plötzlich kann sich dort mitten in dem Kalten ein einzelner Berg vollkommen loslösen und vom Gipfel bis zum Fuße in Purpur erglühen; als hielte dieser Berg sein eigenes Sönnchen hinter sich versteckt. Er liegt eben einfach so, daß er von der Sonne erreicht werden kann, und mit seiner Glut hebt er die klare Kälte seiner Umgebung noch kräftiger hervor.

Einmal, als die Mitternachtsonne gerade in ihrer vollsten Pracht stand, ging der Mond auf; der wußte vermutlich nicht, was los war, denn eine schmuddeligere und verdrießlichere Fratze, eine versoffenere und mißratenere Physiognomie kann kaum ein dem Opiumrauchen ergebener Chinese schneiden. Mit einem solchen unbehaarten Exemplar der Saufboldklasse hatte er überhaupt eine frappante Ähnlichkeit. Daß je ein Dichter Oden

an den geschrieben, je eine Verliebte den angeschmachtet haben sollte, war schwer zu begreifen. Er wurde auch einfach ausgepfiffen, so jämmerlich zog er seines Wegs, und mit Gelächter zugedeckt. Er war auch so auffallend klein und verschrumpelt; er schien es wirklich selbst zu fühlen, denn er hielt sich in angemessener Entfernung.

Der Gebirgscharakter, den die Lofoten haben, tritt weiter nördlich nur noch in vereinzelten Bergketten auf, ungefähr wie wir ihn südlich z. B. im Romsdal bewundern. Im Lyngenfjord haben wir ihn wieder, teilweise auch im Balsfjord, vielleicht noch in mehreren Fjorden, in denen ich nicht gewesen bin, so wie hier und da längs der Küste, wenn auch seltener. Doch wir fahren immerfort zwischen Bergen, sehen nichts als Berge, bekleidet und nackt, zuweilen grün bis zum Gipfel, zuweilen meilenweit nur große Massen unter Gras. Dagegen kann man auch an Stellen kommen, die einem außerordentlich häßlich erscheinen; steigt man aber ein Stückchen hinauf und sieht sie aus der Ferne, so daß die Formationen und Verhältnisse der Felsen, die tiefe Farbe des Meeres, die Klarheit der Luft Macht über einen bekommen, so kann die Vorstellung der Unendlichkeit über das weite wilde Land brausen, und da ist es schön. So z. B. bei Hammerfest. Sobald man von dem kleinen, hier und da aus Lehmhütten zusammengekneteten Trannest auf den „Saal“, einen kleinen Berg hinter der

Stadt, hinauf kommt, liegt die Stadt traulich und geordnet in der Biegung der Bucht da. Ihre ungewöhnliche Geschäftigkeit spielt in Fjord und Strand, in Fahrzeugen, großen und kleinen Dörrgerüsten für die Fische, Tranbrennereien, Finnenbooten und Dampfschiffen. Aus dem mehrere Meilen großen Teich, den das Meer hier — eingeengt von grauen Bergen, hinter denen Schneegebirge schimmern — bildet, steigt außerdem noch eine Felseninsel empor und schiebt eine üppige Landzunge hinaus. In der Klarheit der Luft tönt sich die schwere Natur freundlicher, und die menschliche Geschäftigkeit in ihrem Rahmen hebt sich mit ihr zu einem großartigen Eindruck. Dies ist die nördlichste Stadt der Welt, unter dem 71. Breitengrade. Sonst scheint mir die norwegische Landschaft, im Gegensatz zu den dänischen, meist wenig Gemütliches darzubieten, in der Nähe wenigstens, — d. h. da, wo man gerade steht, dagegen desto öfter unendliche Schönheit in der Fernsicht.

Ferner fesselt, dünkt mich, die nordische Natur durch ihre Eigenartigkeit, und zwar namentlich die Küste, und um so mehr, je weiter man nach Norden kommt. Um diese Eigentümlichkeit recht zu fassen, dazu gehört jedoch, daß man seine Seele zur Beobachtung des Lebens der Menschen, der Vögel, der Fische, wie es uns hier entgegentritt, stimmt. Man wird die ganze norwegische Küste entlang eben so sicher Verschiedenheiten in der Gesichtsform, der Sprache, dem Wesen und der

Kleidung treffen, wie man schon von fern her andersgeartete Bootsformen sich nähern sieht. Das Boot des Nordländers (übrigens überall verschieden) erscheint dem Fernherreisenden als etwas vollkommen Neues, meiner Ansicht nach als das Hübscheste in ganz Norwegen, eingerichtet für den Bedarf bei den großen Entfernungen dort oben, nämlich als Schnellsegler und gleichzeitig als Fischerboot, indem es sich leicht wenden und manövrieren läßt. Seine Form ist kräftig und zugleich geschmeidig, und etwas Ähnliches scheint mir das ganze Volk zu kennzeichnen. Man hat den Nordländer träge genannt, und so wird er sich noch lange zeigen; er ist nämlich argwöhnisch. Ein vernachlässigteres, öfter ausgeplündertes und geringschätziger betrachtetes Volk hat nämlich der Norden bis ganz vor kurzem nicht gehabt. Empörend ist es, von den Beamten und Verordnungen aus der Dänenzeit zu hören, von den Betrügereien der Bergener Kaufleute bis in unsere Zeit, sowie von den dito der Landkrämer. In Nordland und Finnmarken hatte ein konsequent durchgeführtes Plünderungssystem vollständiges Gewohnheitsrecht gewonnen, so daß sogar Peter Daß in seiner „Nordlandfanfare" oft Schilderungen von Mißbräuchen und Erpressungen gibt, von denen er selbst nichts fühlt.*) Nein, der Nordländer, des

*) Jeder Nordlandreisende muß Peter Daß' „Nordlandfanfare" haben, aber man lese sie erst auf der Rückreise, wenn man selbst einen Begriff davon bekommen hat, wie unvergleichlich wahr sie empfunden ist.

Landes erster Fischer und mutigster, unverdrossenster Seemann, ist nicht träg. Sieh ihn nur im Boot! — ein jeder muß in seinem Berufe beurteilt werden! Nicht nur ist er ein gewaltiger Ruderer, ein schneller Auslader, nein, auch seine Bewegungen, wenn er die Segel hißt oder manövriert, sind mehr als nur rasch, sie sind leicht, sind schön. Und sprich nur mal mit ihm! Was hat er nicht gelesen und durchdacht, wie leicht folgt er, wenn du erzählst! Zwar ist er zur Zeit wohl sehr in Jaabeksche Kannegießereien vertieft, aber einerseits ist dies nicht zu verwundern, wenn man seine Vergangenheit kennt, und dann muß man Gott danken, wenn der Nordländer so leicht vom Regiertwerden zum Selbstregieren hinüber springt, bloß indem er im Verein ein paar fremde Eier aufwärmt, die schon unter dem Brüten faul werden wollen, und die er daher selbst als erster hinausschmeißen wird. Hierbei wird ihm auch sein Beamtenstand beistehen; der ist nämlich im allgemeinen jetzt der gerade Gegensatz zu dem von früher.*) Der jetzige Beamtenstand besteht

*) Zur Charakterisierung einzelner Mitglieder des alten Beamtenstandes möchte ich folgendes erwähnen: Bald nachdem Norwegen ein selbständiges Land geworden war, wurde ein versoffener dänischer Pfarrer abgesetzt, der in seiner Wut darüber, daß der Storthing ihm keine Pension gab, die norwegische Verfassung einen Lumpen nannte; er hätte geglaubt, sie sei ein Mann! — Noch in den vierziger Jahren war in Finnmarken ein Pfarrer, der den Küster von der Kanzel eine Predigt aus einer Predigtsammlung vorlesen ließ, während er selbst beim

zum größten Teile aus jungen Männern, die sich dem Volke mit Leib und Seele anschließen. Diese Gegenden haben es an sich, daß sie alle, die dorthin ziehen, bezaubern. Beamte, die von dort versetzt werden, reden von dem Aufenthalt dort oben im Norden stets wie von der schönsten Zeit ihres Lebens. Im Bunde mit dem Volke werden die jungen Beamten bald das Zutrauen gewinnen; viele unter ihnen besitzen es schon. Die zähe Naturkraft dieses Volkes, die die jahrhundertelange Verunglimpfung ertragen hat, weil sie gestählt war durch des Meeres ewiges Zerren und das Hazardspiel um Gut und Leben, gegen das jene Plagen nur halb lächerliche Bagatellen waren, — diese erprobte Naturkraft wird jetzt, im Schutz der Fürsorge des Storthings, dessen Schoßkinder Nordland und Finnmarken geworden sind, diese Gegenden einer großen Zukunft entgegenführen.

Einen Teil des Volkes bilden, wie bekannt, Quänen und Finnlappen. Erstere (die finnländischen Finnen) sind ein starkes, tüchtiges Volk, gute Seehundjäger, Walroßfänger und Eishaifischer, aber auch Ackerbauer. Wenn sie in Ehen mit Norwegern diese stets dahin bringen, quänisch zu sprechen, so kommt

---

Krämer saß und Karten spielte. Kurz vorher lebte im Nordland ein Pfarrer, der in seine Haustür ein Gitterfenster machen ließ, damit die Bauern dadurch mit ihm reden könnten, und wenn sie ihm die Hand geben wollten, steckte er ihnen einen Stock hinaus, den sie drücken durften.

das nicht, wie man oft meint, von ihrer Überlegenheit, sondern im Gegenteil daher, daß es dem Quänen eine physische Unmöglichkeit ist, Norwegisch zu sprechen, wenn er nicht von Kind auf daran gewöhnt ist. Davon kann man sich an Ort und Stelle überzeugen. Ein gutes Schulwesen sorgt jetzt dafür, daß die Kinder Norwegisch lernen, und erfahrungsgemäß machen alle, die einmal Norwegisch gelernt haben, es auch zu ihrer Umgangssprache.

Die Finnlappen sind natürlich die, die man am meisten anguckt und nach denen man am meisten fragt, von dem Augenblicke an, da der erste Finne an Bord gekommen ist in seiner grauweißen, wollnen Blouse mit rotem Paspoil und Gürtel (im Winter trägt er einen Renntierpelz), mit seiner eigentümlichen Fußbekleidung und seiner sonderbaren Kopfbedeckung. Die Finnlappen sind fast alle klein, äußerst freundlich, gesprächig, voller Phantasie und Gefühl. Viele von den Seefinnen kleiden sich wie Norweger und werden im Laufe der Zeit wohl völlig zu diesen übergehen. Die Bergfinnen halten sich dagegen ganz für sich; während sie einst alles Land dort oben besessen haben, sind sie jetzt in die Hochgebirge zurückgedrängt, kommen auch dort mit den Eingewanderten oft in Streit und hegen im allgemeinen einen tiefen Groll gegen die Norweger. In ihren Märchen vom Teufel erscheint dieser stets als Norweger verkleidet. Trifft ein Norweger im Gebirge ohne Begleitung mit einem Finnen zusammen, so wird er unfehlbar niedergeschossen;

dies wurde mir von mehreren Seiten bestätigt — namentlich auch von einem Finnen, der mir viele Aufschlüsse über diesen merkwürdigen Volksstamm erteilte, zu dem er sich kraft seiner Bildung und Stellung nicht mehr rechnen konnte, den er aber noch liebte. Welche Ausdauer muß dieses Volk haben, das den größten Teil seines Lebens im Schnee lebt, im Kampfe mit Wölfen und Elementen! Den größten Teil des Jahres auf der Suche nach verlaufenen oder gestohlenen Renntieren, auf Schneeschuhen, solange Schnee liegt, und später an Geröllhängen oder auf ungebahnten Wegen klimmend, hat sich der Bergfinne einen eigentümlichen Gang mit gespreizten Beinen und schwanken Knien angewöhnt; er scheint mehr zu gleiten als zu gehen. Die Weglängen, die er mit unverminderter Geschwindigkeit und oft mit schweren Lasten auf dem Rücken zurückzulegen vermag, kommen einem ganz unglaublich vor, ebenso, wie er vierundzwanzig Stunden hintereinander gehen kann, ohne der Ruhe zu bedürfen. Nahrung trägt er bei sich auf der Brust, nämlich ein Stück Renntierfleisch und Brot. Wenn er auf seinen Schneeschuhen Wolfspuren entdeckt, folgt er diesen, bis er den Wolf erreicht. Der setzt den Berg hinab, der Finne auf Schneeschuhen noch schneller hinterher, und nun geht's bergauf bergab, oft Tag und Nacht; der Finne ißt, der Wolf kann weder fressen noch rasten; da wird er dann zuletzt so müde, daß er sich auf die Erde niederlegt und wie ein Hund nach dem Finnen

8*

schnappt; und dann wird er niedergeschossen oder ganz einfach mit dem Skistab totgeschlagen. Zehn Taler erhält dann der Finne als Schußprämie und außerdem den Wert des Pelzes. Ein Wolf, der von einem Finnen aufgespürt wird, kann ihm im Schnee nie entgehen. Nichtsdestoweniger ist der Wolf sein schlimmster Feind. Er kommt gern bei Nacht und Nebel; die Renntiere stehen in der Schneefurche, die sie sich, um Moos zu finden, aufgescharrt haben; sie stehen Seite an Seite, oft in Reihen von Hunderten, alle mit dem Hinterteil in die Höhe und Kopf und Vorderteil in der Furche, also außer stande, Witterung zu erhalten. Da kommt der Wolf, und mit einem Satz ist er dem feistesten Renntier auf dem Rücken; ehe noch die Hunde, die sich ebenfalls anführen lassen, den Finnen wecken können und er mit seiner Flinte aus der Erdhütte herausgekrabbelt kommt, ist die Herde zerstreut, und es kostet oft wochenlange Mühe, sie wieder zu sammeln, — wenn sie überhaupt je wieder gesammelt wird; denn fremde Renntiere, die in die Herde eines Finnen geraten, werden gewöhnlich sofort geschlachtet, und wenn der Eigentümer kommt, ist nichts mehr zu sehen. Selbstverständlich heißt es da Wurst wider Wurst, sobald er Gelegenheit hat. Aber das kommt nicht oft vor.

Der Finne lebt vorzüglich. Das Renntierblut, aus dem er Suppe kocht, sowie das Fleisch und die Milch sind eine so fette und kräftige Nahrung, daß nicht alle von uns sie genießen können, selbst

wenn wir sie auf unsere Weise zubereiten. Wenn das Essen aufgetragen wird, setzt man zugleich Mehl und Salz vor; man macht sich sein Brot selbst und bäckt es auf der eisernen Backplatte. Ich erzähle so viel von den Finnen, weil ich selbst nie müde wurde, zu fragen, und voraussetze, daß es anderen Reisenden ähnlich ergehen wird. Die Beamten dort oben haben die Finnen gern und erzählen viel von ihnen. Eine Tingreise dort oben ist oft eine pfeilschnelle Fahrt mit Renntieren über unwirtliche Berge hinweg. Voran der Führer, hinter ihm der Reisende, dann ein Renntier mit dem Gepäck; letzteres ist oft ein ungezähmtes Tier und hängt sich, um zurückzuhalten, an den Schlitten des Reisenden, was oft die köstlichsten Szenen zur Folge hat. Die Fahrt ist gefährlich genug, schon aus dem Grunde, daß auch das bestgezähmte Renntier doch immer ein wildes Tier bleibt, das, sobald es müde ist, auf Mann und Schlitten losprügelt, — sich selbst hinten aufstellt, wenn es abwärts geht, und überhaupt alles erst nach Aufgebot vieler Künste tut. Der Schlitten kippt ein übers andere mal, aber die Zügel sind fest um den Arm gewickelt, das Tier muß warten, und die Pelzkleidung schützt gegen den Schnee; deshalb nur wieder hinauf, ein paar Künste, und dann weiter.

Aber ich kann meine Erzählung von den Finnen nicht schließen, ohne noch der Else Marie Schancke in Tanen zu gedenken, von der ich gar

vieles hörte, nachdem ich erst mal das Fragen gelernt hatte. Sie wurde von allen Finnen ringsum auf den Bergen „Mutter" genannt und ist ihnen wahrlich auch eine Mutter gewesen! Mit einem reichen Kaufmann verheiratet, gab sie ihr und ihres Mannes Vermögen den Finnen und widmete den größten Teil ihres Lebens der Sorge für sie, obgleich sie Mutter von zwölf Kindern war und einem großen Haushalte vorstand. Ich möchte nur eins von den vielen Beispielen erzählen: Einmal, am Abend vor Weihnachtsabend, als Else Marie gerade in einem großen Kreise von Verwandten und Gästen das Essen ausgeteilt hatte, kam ein Finne in's Zimmer und bat sie mit Tränen in den Augen, doch mit ihm zu kommen, er wohne zwar hoch in den Bergen, und es tobe ein arges Unwetter; aber seine Frau habe nun schon zwei Tage in Kindsnöten gelegen; wenn die „Mutter" nicht mit ihm gehen wolle, so gäbe es keine Rettung. Sowohl Kinder wie Gäste antworteten ihm, eine zweiundsiebenzigjährige Frau könne doch nicht spät abends und in solchem Unwetter in die Berge hinauf, und noch dazu einen so weiten Weg. Aber der Finne kannte „Muttern", er hielt sich an sie selbst und flehte zu Gott, daß er ihm bitten helfe. Da erhob sich die Alte, einer mußte ihre Schneeschuhe holen, ein anderer ihren Finnenpelz, während sie selbst Proviant und Medizin zusammenpackte und sich anzog wie der Finne; so ging sie mit ihm auf Ski in das Schneegestöber hinaus! Sowohl die

Nacht wie den folgenden Tag blieb sie fort; man hatte sich bereits um den Weihnachtsmilchreis versammelt, und nicht gerade in fröhlicher Stimmung, als sie rasch und grüßend ins Zimmer trat und von allen begrüßt und umringt wurde. Aber sie achtete auf niemand, erteilte nur kurze Befehle, bestellte warmes Wasser, Milch und ein Kistchen, in dem Zucker gewesen war, und als sie alles hatte, langte sie aus dem Busen ein Bündelchen hervor, wickelte es auf, und da lag ein Säugling in ein weiches Hasenfell gewickelt. „Das hat mir der liebe Gott geschenkt; die Mutter ist tot." Sie fütterte das Zuckerkistchen mit dem Hasenfell aus, suchte Wäsche zusammen und legte das Kind, reingewaschen und sauber gewickelt, hinein. Diese Kiste stand von da an stets neben ihrem Bett, sie pflegte das Kind unermüdlich und nahm es überall hin mit. Das Kind war, wie sie selber sagte, „ihr Herzenskind". Aber als es sechs Jahr alt geworden war, verbrannte es. Sie wühlte selbst die Überreste des Kindes aus der Asche heraus, legte diese in dieselbe kleine Zuckerkiste mit dem Hasenfell, in die sie das Kind zuerst gelegt hatte, und begrub es. Bei dieser Gelegenheit äußerte sie: „Ich war für meine eigenen zwölf nicht gut genug als Mutter. Hieß es da nicht Gott versuchen, noch ein dreizehntes dazu nehmen zu wollen?"

Übrigens erzählt man auch sonst viel von reichen, wohltätigen Finnen, die aus ihren Herden mehrere tausend Renntiere an die ärmeren Brüder ver-

schenken, ja sie oft ganz unterhalten. Aber die Nordländer, seien es nun Norweger, Quänen oder Finnen, sind ein wohlwollendes, freundliches Völkchen. Das, was die Menschen gewöhnlich am Gutsein verhindert, alle die tausenderlei Rücksichten, die zersplitternden Geschäfte, das zerstreute Wesen, dem alles ungelegen und verdrießlich ist, — von dem allen findet man hier wenig. Die Menschen haben sich unter so einsamen Verhältnissen lieb; es keimen tiefere Gedanken in dieser großen Natur, bei der gefahrvollen Tätigkeit, in dieser langen Finsternis und diesem sieghaften Lichte.

Kein Reisender möge versäumen, an Bord eines russischen Schiffes zu gehen, von denen es in Tromsö und Hammerfest wimmelt. Die Russen haben jetzt anstatt der elenden Schmacken, mit denen sie früher fuhren, hübsche Schoner und Briggs. Kann man einen Kaufmann zum Begleiter bekommen, der russisch spricht (und die Kaufleute dort oben pflegen fast ebenso oft russisch zu sprechen, wie unsere hier spanisch*), so ist man eines ausgezeichneten Empfanges sicher; man wird mit dem vorzüglichsten russischen Tee, mit Wein usw. bewirtet. Die Russen sind gutmütige Herzensmenschen; wer daran zweifelt, der beobachte sie nur mal, wenn sie sich einen vergnügten Tag

*) Viele von den Kaufleuten dort oben verstehen auch finnisch und quänisch, so daß sie zu der gewöhnlichen Sprachkenntnis der Kaufleute noch einen hübschen Zuschuß haben.

machen; wer daran zweifelt, der höre sie singen und zu ihren Liedern tanzen, Alt und Jung durcheinander. Sie haben immer einen Vorsänger, den die andern im Chor begleiten, oft mit großer Fertigkeit. Man kann hören, daß diese Lieder Jahrhunderte alt sind, und man kann ferner hören, daß sie diese ganze Zeit Seeleneigentum des Volkes gewesen sind; denn alle singen sie ohne Spur von Dressur, Lieder von fünfzig und mehr Versen, ganz wie man aus einem Brunnen herausschöpft, mit der Gewißheit, daß immer noch mehr da unten ist. Man erzählte uns, daß die meisten dieser Lieder Liebeslieder seien; aber Rußlands und des Zaren Name kam stets darin vor: die Vaterlandsliebe trug den Gesang. Und ist das so wunderlich? Was für eine törichte Annahme ist es doch, daß die Russen ein Haufe von Halbwilden wären, die man wie Pferde in den Kampf führte und die ohne Gedanken und Gefühle, bloß auf das Geheiß des Zaren, lebten, kämpften und in den Tod gingen! Können so große Dinge von Sklaven und Tieren ausgerichtet werden? Die Russen haben sich Jahrhunderte lang ein Volksgefühl mit Erinnerungen aus der großen Kampfzeit, aus der die Sagen und Volkslieder aufgestiegen sind, bewahrt; sie konnten nicht lesen, nicht schreiben, aber erzählen und singen, das konnten sie, und weinen und tanzen, dulden und sterben. Es war die russische Sehnsucht in Glauben und Lied, die den Zaren Peter auf den Thron setzte, die Suwarow zum Siege führte, die

für Nicolaus kämpfte und in den Tod ging, und die Alexander das Adelsgesetz der Freiheit gab. Deshalb sind die Russen so furchtbar gewesen, weil sie mit einem lebendigen Gott in ihrem Herzen und einer lebendigen Vaterlandsgeschichte in ihren Liedern gegen den Feind zogen, — eben das, was ihre „zivilisierten“ Gegner oft entbehrten. Das gibt uns auch ein Verständnis für ihre berühmte „Disziplin“, die Moskau verbrannte, die die Schiffe im Hafen von Sebastopol in den Grund bohrte, und die Hunderttausende auf alle Kampfstätten Europas streute.

Vielleicht habe ich mich zu lange aufgehalten bei den Völkern, die man auf dieser Reise trifft; ich bitte, daß man es in diesem Falle nur als Gedanken auffassen wolle, wie sie einem Reisenden unterwegs aufstoßen; dieselben Gedanken werden sich in unvermeidlicher Reihenfolge jedem einzelnen aufdrängen.

Unablässig spielt auch die Tier- und die Pflanzenwelt mit. Ein Walfisch taucht auf, spritzt und wälzt sich. Der Feind des Walfisches ist der Schwertfisch, der ihm seine Waffe in die Seite stößt, so daß er, ganz wild vor Schmerzen, oft direkt aufs Land zustößt. Wir sahen gerade einen Walfisch, der verwundet zu sein schien, denn er schoß heftig in die Höhe, richtete sich kerzengerade auf, Ellen hoch über den Meeresspiegel; er schrie so, daß alle auf dem Verdeck sich umwandten und ihm zuriefen. Bei solchen Gelegenheiten wirft du von

den Fischern und Kaufleuten, die sich an Bord befinden, genug zu hören bekommen von den großen Fischzügen dort oben, wenn Tausende von Booten beisammen sind, wenn die Fische, namentlich die Heringe, so dicht stehen, daß die Boote hochgehoben werden und man mit Händen und Eimern nur so schöpfen kann, oder von den großen Stürmen, die die Boote oft meilenweit fortjagen; da, wo sie hingetrieben werden, erleben dann die Leute einen Überfall von erfrorenen und ausgehungerten Menschen, die die Stabbure und Küchen plündern; sie können oft nicht warten, bis die Grütze, die sie sich im größten Topfe des Hauses kochen, aufgetragen wird, sondern sie umringen den Topf, essen mit den Fingern und trinken Wasser dazu! Weiter bekommst du von Schiffbrüchen und Jammernden auf dem umgekippten Boot zu hören, von heldenhaften Rettungsversuchen, die aber oft nur Boottrümmer zu Boottrümmern und Jammernde zu Jammernden fügen. Da erfährst du die große Geschichte dieser großen Natur.

Aber mitten unter den Erzählungen schwimmen einige Eidervögel zutraulich vorbei, und mit ihnen ihre freundliche Geschichte. Der Eidervogel ist des Nordländers Liebling; er ist auch so zahm, daß er oft in die Häuser hineingeht und sein Nest unter dem Bett, ja oben auf dem Bett baut, und dann rücken die Leute weg, um dem Gaste Ruhe zu gewähren. Der Eidervogel will beim Brüten gern geschützt und bedeckt sein, darum macht man ihm

aus Brettern und alten Booten kleine Schlupfwinkel zurecht, ist Katze oder Hund auf dem Hof, so werden diese fortgeführt. Die Leute können das Weibchen aus dem Neste nehmen und hoch heben; die Federn, die es um sich streut, sind sein reichlicher Dank fürs Hegen und Pflegen. Aber Raben, Krähen und Möven lauern ihm auf, wenn es auf einen Augenblick nach dem Strande hinabwatschelt, um zu schwimmen und mit seinem Ehegespons zu plaudern, das dort mittlerweile auf der Wacht liegt. Haben die Feinde nun, indem sie der Gans bei ihrer Rückkehr nachgehen, das Nest ausfindig gemacht, so stehen sie auf der Lauer, bis sie das nächste Mal aufsteht; sie wollen ihr nämlich ihre Eier austrinken. Aber sie ist schlau; sie bleibt so lange sitzen, bis die andern in ihrer Ungeduld auf sie losbeißen und hacken; dann schreit sie, das Männchen hört es und kommt angewackelt; jetzt setzt es Kampf. Erwischt er nun einen der Räuber, so zerrt er ihn unter entsetzlichem Geschrei, vor dem die anderen schleunigst Reißaus nehmen, rücklings Schritt für Schritt ans Meer hinunter; er ist zwar schwerfällig, aber stark, und nun taucht er den Spitzbuben so lange unter, bis ihm der Atem ausgeht. Wenn die Eidergans ihre Jungen ausgebrütet hat, macht es ihr große Mühe, sie an den Strand hinunterzubekommen, den ganzen Weg wird sie von den Raubvögeln verfolgt, doch in der Not von ihrem starken Freunde beschützt; aber hat sie sie erst wohlbehalten aufs Wasser bekommen, dann verläßt er sie und

die Jungen, schwimmt dem Meere zu und geht mit Tausenden von Kameraden draußen an den äußersten Scheeren auf Abenteuer aus. Sie kämpft weiter für seine und ihre Kinder. Verliert sie die Jungen in diesem stillen, heimtückischen Wasser, das sie leider noch nicht verlassen darf, so schwimmt sie dem Treulosen nach und teilt mit ihm die Abenteuer des Meeresschwarms.

Während du noch die Erzählungen mit anhörst vom Eidervogel oder von jenem dummen Vogel, der sich vom Hund fangen läßt (vergl. Peter Daß' „Nordlandsfanfare" S. 124, 4. Aufl.), oder von der „Diebsmöve", die nur von dem Raube lebt, den andre Vögel fangen, und den sie sie fallen zu lassen zwingt, — hat das Dampfboot einen Schwarm Möven und Meerschwalben aufgescheucht, und wir sind wie in einer Schneewolke. Die schwimmenden beflügelten Schneebälle, die sich zu Millionen*) kreuzen, sich heben und senken, schreiend, im eifrigsten Gekreisch, im dichtesten Maschennetz von Gewimmel, sind in der Tat eines der ergötzlichsten Bilder, die Gottes Sonne je beschienen hat. Doppelt wohltuend ist das in dieser großen, aber auch erdrückenden Natur, wo nur hier und da eine baumlose Fläche nackte Häuser trägt und sonst meilenweit keine andere Spur von Leben zu merken ist.

---

*) Buchstäblich genommen! Ein deutscher Gelehrter hat durch Berechnung einzelner Quadrate in den Schwärmen bis zu sechs Millionen herausgerechnet.

In den tiefen Biegungen der Fjordtäler, wo der Segen des Golfstromes nicht in den leeren Raum hinaushaucht, wo die Sonnenstrahlen getrunken werden von Felsenwänden, die dann halberstickt sie wieder aushauchen über alles, was sich in ihrem Schutze anbaut, — da wachsen Bäume, da grünen Wiesen, da schießen Pflanzen empor in dem unermüdlichen Sonnenschein bei Nacht wie bei Tage, so daß sie in drei Monaten hier mehr wachsen als anderwo in fünf, und dort sieht man eine Vegetation wie in Norwegens fruchtbarsten Talsenkungen. Nur das, was im Süden ein Wachstum von sechs Monaten verlangt, wie edleres Obst, kann hier nicht vorwärtskommen; denn wir sind hier — wohl zu merken — unter dem 70. und 71. Breitengrade, also vielleicht das größte Wunder in diesem Land der Wunder. Im Lyngenfjord, wenn ich nicht genau darauf acht gab, was für Bäume und Früchte es waren, die da so üppig wuchsen,*) hätten die Üppigkeit und Form der Natur, die Lichteffekte über Fjord und Bergen mich glauben machen können, daß ich in Italien stände; auch die Schneeberge im Hintergrunde konnten diesen Eindruck nicht zerstören, denn die sieht man auch in Italien oft.

Auch die Fahrt selbst bietet bisweilen eine liebliche Schönheit mitten in aller der Größe, wie z. B.

---

*) Johannisbeeren wachsen z. B. im Lynger Kirchspiel wild.

die breite Einfahrt von Tromsö. Schneebergmajestätisch zu beiden Seiten, aber unten flach und anmutig in den Sund hineinragend, so zeigt sich uns die Landschaft mit Gehöften und grünen Wiesen; die Stadt liegt im Schutze einer bedeutenden, mit Birken bewaldeten Anhöhe, aus der die vielen weißen Landhäuser der Bewohner mit ihren wehenden Flaggen hervor blinken. Steht man oben in einer dieser Sommerwohnungen, so wird der Anblick noch größer, aber die Stadt in der Tiefe nimmt sich in der großen Natur klein aus; von allem, was Leben gibt, fühlt man sich freundlich berührt. Gehst du durch den Garten, so duften die Blumen mit dem feinen Arom des Nordens, und wanderst du den Waldpfad nach einem andern Hause, so grüßen Gras und Birke auf gleiche Weise. Vor deinem Fuße fliegt ein Rypenschwarm nach dem andern auf; diese sommerlich gesprenkelten Vögel mit den weißen, runden Hälsen und den dicken Federsocken wagen sich bis dicht an die Häuser heran.

Da ich nun diese Schilderung schließen muß, die, wie ich hoffe, zu einer neuen Ferienreise ermuntern und die Reisenden des Nordens herbeirufen wird, — fließen alle Bilder vor mir in ein einziges zusammen. Ich habe es schon angedeutet, als ich sagte, daß die Natur Norwegens in der Fernsicht am schönsten ist.

Ich sehe dies Bild in der Fernsicht der Zukunft. Norwegen ist in der Gegenwart nicht immer reich,

— ungerodet, unfertig, wie es dasteht, aber aus dem Unfertigen schießt Zukunft empor. Über unserm Lande liegt das Symbol, daß diese Gegenden, die in der Morgendämmerung unserer Geschichte mit mächtigen Geschlechtern und gewaltigen Taten dastanden, wieder aufflammen in der aufgehenden Sonne.

Als letzten Genuß dieser Reise muß ich doch noch den anführen, wenn man nach wochenlanger Fahrt zwischen Bergen wieder zwischen niedrigen Höhenrücken dahin fährt, liebliche Getreidefelder und gemütliche Häuser sieht, um in den Sund bei Namsos einzubiegen und sich unter dem fröhlichen Völkchen von Overhalden mit seinen flinken Pferden, zwischen den Höfen in dem berühmten Korn- und Waldland umherzutummeln. Will man das tun, — dann über Snaasen nach Stenkjaer und nicht den andern (gewöhnlichen) Weg. Die Strecke von Stenkjaer nach Levanger ist in ihrer Art die schönste unseres Landes, aber man muß sie bei Sonnenschein sehen. Hier fühlt man sich innig verbunden mit den breiten Bygden; daß wir das Große und Wilde gesehen haben, hat in uns die Fähigkeit, das Ebene, Fruchtbare, Anmutige zu verstehen und zu lieben, gestärkt, ja verdoppelt.

Ein froher Bursch

Erstes Kapitel

Öyvind hieß er, und weinte, als er geboren wurde. Aber schon als er aufrecht auf der Mutter Schoß sitzen konnte, lachte er, und wenn abends die Lampe angesteckt wurde, lachte er, daß es schallte, aber wenn er das Guckelicht nicht anfassen durfte, weinte er. „Aus dem Bübchen muß mal was besonderes werden," sagte die Mutter.

Da, wo er geboren wurde, hing der nackte Fels vornüber, aber es ging nicht hoch hinauf: Fichte und Birke guckten herunter, und der Faulbaum streute Blüten aufs Dach. Aber oben auf dem Dache weidete ein Ziegenböckchen, das Öyvind gehörte; das mußte sich da oben herumtreiben, um sich nicht zu verlaufen, und Öyvind brachte ihm Laub und Gras hinauf. Eines schönen Tages hüpfte aber das Böckchen hinüber und in die Berge hinein; es kletterte lustig drauflos und kam an Stellen, wo es sein Lebtag noch nicht gewesen war. Als Öyvind nach dem Vesperbrot hinauskam und sein Böckchen nicht sah, war sein erster Gedanke der

9*

Fuchs. Ihm wurde heiß am ganzen Körper, er sah sich um und horchte „Mecke-mecke-mecke-mecke-Meckerzicklein". — „Me—e—e—äh!" antwortete das Böckchen oben am Felsrand, machte ein schiefes Köpfchen und lugte herab.

Aber neben dem Böckchen hockte ein kleines Mädchen auf den Knien. „Ist das dein Bock?" fragte es. Öyvind stand, Mund und Augen aufgesperrt, da und steckte beide Hände in die Hosentaschen. „Wie heißt denn du?" fragte er. — „Ich? ich bin doch die Marit, Muttern ihr Kleines, Vatern seine Fiedel, der Kobold im Hause, das Großkind von Ola Nordistuen auf den Heidehöfen, im Herbst werd' ich vier Jahr, zwei Tage nach den Frostnächten, ja—a!" — „Ach so, — die bist du!" sagte er und holte Atem, denn er hatte, solange Marit plauderte, nicht zu atmen gewagt.

„Ist das dein Bock?" fragte die Kleine wieder. „Freilich!" sagte er und sah hinauf. — „Ich habe solch schreckliche Lust auf den Bock, — magst ihn mir schenken, ja?" — „Nöö, das will ich nicht."

Sie lag da, strampelte mit den Beinen und guckte auf ihn hinab. „Wenn ich dir aber 'n Butterkringel geb'," fragte sie darauf, „krieg ich ihn dann?" — Öyvind war armer Leute Kind; nur einmal in seinem Leben hatte er einen Butterkringel gegessen, das war, als der Großvater zu Besuch gekommen war, und so etwas Leckeres hatte er sein Lebtag nicht gegessen. Er blickte zu dem

Mädel hinauf. „Ich möcht' den Kringel erst mal sehen!“ sagte er. „Da!“ sagte Marit und warf ihn, nicht faul, zu Öyvind hinunter. „Au, nu is er kaput gegangen!“ sagte der Junge und sammelte sorgfältig jedes Krümchen auf; das allerkleinste Bröckchen mußte er doch kosten, hei, das schmeckte, er mußte noch eins kosten, und ehe er sich's versah, hatte er den ganzen Kringel aufgegessen.

„Etsch, — jetzt gehört der Bock man mi—ir!“ sagte Marit. Dem Knaben blieb der letzte Bissen im Munde stecken, das Mädel lachte; der Bock stand daneben mit weißer Brust und schwarzbrauner Mähne und guckte mit schiefem Kopfe hinunter.

„Kannste nicht lieber noch 'n bißchen warten?“ bat der Knabe, sein Herz fing zu klopfen an. Da lachte die Kleine noch mehr und sprang schnell auf die Knie. „Nein, nein, der Bock ist mein,“ sagte sie und schlang die Arme um den Hals des Tieres, machte eines ihrer Strumpfbänder los und band es ihm um. Öyvind sah es mit an. Nun stand sie auf und begann, an dem Bock zu ziehen; der wollte aber nicht mit und reckte den Hals nach Öyvind hinunter. „Mä—ä—ä!“ schrie er. Sie aber packte ihn mit der einen Hand an der Mähne, zog mit der andern an dem Bande und sagte liebkosend: „Komm mit, Böckchen, darfst auch mit in die Stube und aus Mutters Schüsselchen und aus meiner Schürze essen“ — und dann sang sie:

Komm Böckchen zum Bübchen,
komm Kälbchen zur Kuh,
komm Kätzchen, mein Liebchen
mit schneeweißem Schuh,
kommt Entlein, ihr kecken,
aus Winkeln und Ecken,
kommt Küchelein lieb
mit munterm Gepiep,
kommt Täubchen mit Kröpfchen
und schillernden Köpfchen,
im Gras hat's geweint
doch die Sonne, die scheint;
's ist früh, o so früh noch zur Sommerzeit,
ruf ja nicht den Herbst, sonst kommt er noch heut.

* * *

Ja, da stand nun das Büblein! Das Böckchen hatte er den ganzen Winter lang, seit es geboren war, gehegt und gepflegt, und nie hätte er gedacht, daß er es verlieren könnte; und nun war es in einem Nu geschehen, und nie sollte er es wiedersehen.

Die Mutter kam, ein Liedchen summend, vom Strande her mit ihren hölzernen Kübeln, die sie gescheuert hatte. Sie sah ihr Büblein mit gekreuzten Beinen im Grase hocken und weinen und ging zu ihm. „Na, was weinst denn?" — „Hu—u—u, mein Böckchen, mein Böckchen!" — „Was ist denn mit dem Bock?" fragte die Mutter, und sah nach dem Dache hinauf. — „Er kommt n—n—nie wieder," sagte das Büblein. — „Aber Kind, wie ist das denn passiert?" — Er wollte es nicht gleich gestehen.

„Hat der Fuchs ihn geholt?“ — „Ach, wenn's noch der Fuchs wär!“ — „Bist du nicht bei Trost?!“ sagte die Mutter; „was ist mit dem Bock passiert?“ — „Hu—u—u—u, ich hab' — — ich — ich hab' — ihn verkauft für 'nen — Butterkringel!“ —

Als er das Wort aussprach, wurde ihm erst recht klar, was das heißen wollte, den Bock für einen Kringel zu verkaufen; bis dahin hatte er gar nicht so recht darüber nachgedacht. Die Mutter sagte: „Was meinst wohl, was das Böckchen jetzt von dir denken mag, daß du es für 'nen Kringel verkaufen konntest?“

Und das Büblein dachte selber daran, und es galt ihm als abgemacht, daß es auf dieser Welt nimmer wieder froh werden könnte; und nicht mal beim lieben Gott, dachte er später.

So tief war sein Kummer, daß er sich fest vornahm, nie wieder etwas Unrechtes zu tun, nie mehr den Faden am Spinnrocken abzuschneiden, oder die Schafe hinauszulassen, oder allein ans Wasser zu gehen. Er schlief ein, so wie er da lag, und träumte, der Bock wäre in den Himmel gekommen. Gottvater saß da mit einem langen Bart, wie im Katechismus, und der Bock knabberte Laub von einem leuchtenden Busch ab; aber Öyvind saß ganz verlassen auf dem Dache und konnte nicht hinauf.

Da schnupperte ihm mit einem Male etwas Feuchtes im Ohr herum, so daß er in die Höhe

fuhr. „Mä—ä—ä—äh!“ machte es, und wer war's? Sein Bock, der wiedergekommen war.

„Bist wieder da, mein Böckle?“ Er sprang auf, nahm ihn bei beiden Vorderpfoten und tanzte mit ihm, als wär er ein Brüderlein; er zupfte ihn am Barte und wollte gerade mit ihm zur Mutter hinein, als er etwas hinter sich hörte, und da sah er das Mädel dicht neben sich auf der Wiese sitzen. Nun wurde ihm alles klar; er ließ den Bock los. „Bist du mit ihm hergekommen?“ fragte er. Die Kleine saß da, rupfte Gras mit den Händen aus und sagte: „Ich darf ihn nicht behalten; Großvater sitzt da oben und wartet.“ Während der Knabe noch da stand und sie anschaute, hörte er eine scharfe Stimme oben vom Wege her rufen: „Na? wird's bald?“ Da fiel ihr wieder ein, was sie tun sollte; sie stand auf, ging auf Öyvind zu, schob ihr erdiges Händchen in seins, guckte verlegen auf die Seite, und sagte: „Will's nicht wieder tun!“ Aber da war's auch mit ihrem Mut vorbei, sie warf sich über den Bock und fing zu weinen an.

„Behalt' ihn man,“ sagte Öyvind und blickte fort.

„Mach schnell!“ rief der Großvater oben auf der Höhe. Und Marit ging mit schleppenden Schritten den Berg hinauf. „Du hast ja dein Strumpfband vergessen,“ rief Öyvind ihr nach. Da wandte sie sich um und sah erst das Band und dann ihn an. Endlich faßte sie einen großen

Entschluß und sagte mit erstickter Stimme: „Das kannst du behalten!“ Er lief ihr nach und gab ihr die Hand. „Dank auch schön,“ sagte er. — „Ach, laß man,“ erwiderte sie, stieß einen unendlich tiefen Seufzer aus und ging weiter.

Er setzte sich wieder ins Gras, der Bock weidete dicht neben ihm, aber er hatte ihn gar nicht mehr so lieb wie früher.

Zweites Kapitel

Der Bock wurde jetzt am Hause angebunden; aber Öyvinds Augen schweiften nach dem Berge hinauf. Die Mutter kam zu ihm hinaus und setzte sich neben ihn. Er wollte Märchen hören, von Dingen, die weit fort waren, denn jetzt war ihm der Bock nicht mehr genug. Da hörte er denn, daß es eine Zeit gab, wo alles noch eine Sprache hatte, der Berg redete mit dem Bach, und der Bach mit dem Flusse, und der Fluß mit dem Meer, und das Meer mit dem Himmel; aber ob denn der Himmel nicht auch mit jemandem sprechen konnte, fragte der Knabe; doch, der Himmel redete mit den Wolken, die Wolken mit den Bäumen, die Bäume mit dem Grase, das Gras mit den Fliegen, die Fliegen mit den Tieren, die Tiere mit den Kindern, die Kinder mit den Großen, und so ging es immer weiter, immer im Kreise herum, und niemand wußte mehr, wo es anfing. Öyvind sah den Berg, und

die Bäume, und das Meer, und den Himmel an, er hatte sie eigentlich noch nie recht gesehen. In demselben Augenblicke kam die Katze aus dem Hause und legte sich auf die Steinfliesen in der Sonne. „Was sagt denn die Katze?" fragte Öyvind und zeigte auf sie. Die Mutter sang:

Leise säuselt der Abendwind,
Kätzlein liegt faul auf dem Stein und spinnt.
„Fing mir 'ne Maus,
schleckt's Rahmtöpfchen aus,
stahl mir vier Fisch'
unter 'nem Tisch,
bin jetzt bumssatt,
kugelrund und matt,"

sagt Kätzlein.

Jetzt kam auch der Hahn mit all seinen Hühnern. „Was sagt denn der Hahn?" fragte Öyvind und klatschte in die Hände. Die Mutter sang:

Hennenmama ihre Flügel senkt,
Hahn steht auf einem Bein und denkt:
„Du Watschel-Gans,
trägst hoch den Schwanz,
doch vom Hahnengeist
du gar nichts weißt,
hinein unter Dach, all ihr Hühnerleut',
wir geben der Sonne wohl Urlaub für heut,"

sagt der Hahn.

Und jetzt saßen wieder zwei kleine Vögel oben auf der Dachfirst und sangen. „Was sagen die Vögel?" fragte Öyvind und lachte

Lieber Gott, wie schön ist das Leben,
braucht man nur nicht zu schuften und streben,

sagen die Vöglein.

Und nach und nach bekam er alles zu hören, was sie sagten, bis zur Ameise, die im Moos krabbelte, und zum Wurm, der hinter der Borke pickte.

In diesem Sommer fing die Mutter auch an, ihn lesen zu lehren. Die Bücher hatte er schon längst gehabt und viel darüber nachgedacht, wie das wohl würde, wenn auch die zu sprechen anfingen. Nun würden ihm die Buchstaben zu Tieren und zu Vögeln und zu allem, was da kreucht und fleucht. Aber bald fingen sie an, zusammen zu gehen, immer zwei und zwei; A machte halt und setzte sich unter einen Baum, der B hieß, und dann kam C und machte es ebenso. Aber als sie zu dreien und vieren beisammen waren, da war es, als würden sie wütend aufeinander; es wollte nicht recht gehen. Und je weiter er kam, desto mehr vergaß er, was sie waren; am längsten behielt er das A, das er am besten leiden konnte; das A war ein schwarzes Lämmchen und war gut Freund mit allen; aber bald vergaß er auch das A; das Buch hatte keine Märchen, nur Aufgaben.

Da, eines Tages kam die Mutter ins Zimmer und sagte: „Morgen fängt die Schule wieder an, da gehst du mit mir nach dem Schulhause hinauf." Öyvind hatte gehört, die Schule wäre ein Ort,

wo viele Jungens spielten, und dagegen hatte er durchaus nichts. Er war sehr zufrieden damit; er war auch schon öfter an der Schule gewesen, freilich noch nie zur Schulzeit, und deshalb lief er schneller die Berge hinauf, als die Mutter, denn er sehnte sich nach der Schule. Sie kamen ans Altenteilhäuschen. Ein entsetzliches Gesumme, ähnlich wie aus der Mühle daheim, tönte ihnen entgegen, und er fragte die Mutter, was das wäre. „Das sind die Schulkinder, die lesen,“ erwiderte sie, und er freute sich, denn gerade so hatte es auch bei ihm geklungen, ehe er die Buchstaben konnte. Als er ins Schulzimmer kam, sah er so viele Kinder um einen Tisch herumsitzen, daß sicher in der Kirche nicht mehr sein konnten; andere saßen auf ihren Frühstücktaschen an den Wänden entlang; wieder andere standen in kleinen Gruppen um eine Wandtafel herum. Der Schulmeister, ein alter grauhaariger Mann, saß auf einem Schemel am Ofen und stopfte sich seine Pfeife. Als Öyvind mit seiner Mutter eintrat, sahen alle auf, und das Mühlengesumme hörte mit einem Male auf, gerade wie wenn man die Rinne staut. Alle guckten die Eintretenden an; die Mutter begrüßte den Schulmeister und dieser sie.

„Hier bringe ich ein Bübchen, das gern lesen lernen möchte,“ sagte die Mutter. — „Wie heißt das Kerlchen?“ fragte der Schulmeister und griff tief in seinen Lederbeutel nach Tabak.

„Öyvind,“ entgegnete die Mutter; „er kennt

die Buchstaben schon und kann sie auch zusammensetzen.“ — „Ei sieh mal an!“ sagte der Schulmeister. „Komm mal her, du Flachskopf!“ Öyvind ging zu ihm; der Schulmeister nahm ihn auf den Schoß und nahm ihm die Mütze ab. „Hübscher kleiner Bengel!“ sagte er und strich ihm durchs Haar. Öyvind schaute ihm in die Augen und lachte. „Lachst du am Ende über mich?“ fragte der Lehrer und runzelte die Stirn. „Ja, freilich,“ entgegnete Öyvind und lachte herzhaft. Da lachte der Schulmeister auch, die Mutter lachte, die Kinder merkten, daß sie auch lachen dürften, und so lachten sie alle miteinander.

Somit war Öyvind in die Schule aufgenommen.

Als er sich hinsetzen sollte, wollten ihm alle Platz neben sich machen; er sah sich auch lange um; sie flüsterten und zeigten auf ihn; er drehte sich nach allen Seiten, die Mütze in der Hand und das Buch unterm Arm. „Na, was soll denn nun werden?“ fragte der Schulmeister, der sich wieder mit seiner Pfeife zu schaffen machte. Wie er sich nach dem Schulmeister umdrehen will, sieht er dicht neben sich am Ofen Klein-Marit mit den vielen Namen auf einem rotbemalten Eßkörbchen sitzen; sie hatte ihr Gesicht in beide Hände versteckt und lugte verstohlen durch die Finger nach ihm. „Da will ich sitzen!“ rief Öyvind schnell, schob sich einen Korb hin und setzte sich neben sie. Jetzt hob sie den einen Arm ein bißchen und sah ihn unter dem

Ellbogen durch an. Sofort versteckte auch er sein Gesicht hinter beide Hände und sah sie auch unter dem Ellbogen durch an. So saßen sie beide da und „hatten“ sich, bis sie zu lachen anfing, da lachte er auch, und die Kinder, die das mit angesehen hatten, lachten auch mit. Doch da fuhr eine fürchterlich donnernde Stimme dazwischen, die aber allmählich milder wurde. „Ruhe da, ihr Koboldspack, ihr Gewürm, ihr Taugenichtse! — Ruhe, und jetzt hübsch artig, meine Zuckerferkelchen!“ — Es war der Schulmeister; er hatte es so an sich, plötzlich aufzubrausen, aber dann, noch ehe seine Rede zu Ende war, wieder gut zu werden. Augenblicklich wurde es in der Schule ruhig, bis sich die Pfeffermühlen wieder in Bewegung setzten; sie lasen laut, jeder aus seinem Buche; die feinsten Diskante spielten auf, die gröberen trommelten lauter und lauter, um das Übergewicht zu behalten, und bisweilen jodelte eine oder die andere dazwischen; solch einen Spaß hatte Oyvind sein Lebtag noch nicht gesehen.

„Ist es hier immer so?“ flüsterte er Marit zu. — „Ei, freilich!“ versetzte sie.

Nach einer Weile mußten sie zum Schulmeister vor und lesen; dann mußten sie unter der Aufsicht eines kleinen Burschen weiter lesen, und dann mußten sie aufhören und sich wieder auf ihre Plätze setzen und hübsch ruhig sein.

„Ich hab' jetzt auch 'nen Bock,“ sagte sie. — „So?“ — „Ja, aber so hübsch wie deiner ist er

nicht." — „Weshalb bist du denn nie mehr nach dem Berg gekommen?" — „Großvater ist bange, ich könnte hinunterfallen." — „Ach, es ist ja gar nicht so hoch." — „Ja, aber Großvater will's doch nicht."

„Mutter kann so viele Lieder," sagte er. — „O, Großvater kann ebenso viele, das darfst du glauben." — „Ja, aber nicht solche wie Mutter." — „Großvater kann sogar eins mit Tanzen. Willst du das hören?" — „Ja gern!" — „Aber dann mußt du näher ranrücken, damit's der Schulmeister nicht merkt." Er rückte näher, und nun sagte sie ein paar Verslein von einem Lied vier=, fünfmal auf, bis er's konnte, und das war das erste, was er in der Schule lernte.

„Tanz," rief die Fiedel,
die Saiten sie johlen,
der Amtsbursch will holen
sein Mädel mit Macht.
„Kann's," rief der Ola
und schmeißt auf's Bäuchlein
das nasweise Gäuchlein.
Die Mädchenschar lacht.

„Hopp," sagt der Erik
und springt an den Giebel
mit wuchtigem Stiebel
und lautem Gekrach.
„Stopp," sagt der Elling,
und nimmt ihn beim Wickel.
„Du elender Zwickel,
du bist mir zu schwach."

„He," sagt der Rasmus,
faßt Randi ums Leibchen,
„'nen Kuß her, mein Täubchen,
ich laß dich nicht aus."
„Nee," sagt die Randi,
versetzt ihm 'ne Kopfnuß,
der lüsterne Tropf muß
sich schleichen nach Haus.

„Auf, Kinder!" rief der Schulmeister; „heut ist der erste Schultag, da will ich euch 'n bißchen früher laufen lassen, aber erst müssen wir noch beten und singen." Da gab's aber Leben in der Bude, sie sprangen auf von den Bänken, liefen im Zimmer herum und schwatzten alle durcheinander. „Still, ihr Lumpengesindel, ihr Hallunken, ihr wilde Bande, — still und hübsch leise auftreten, Kinderchen!" sagte der Schulmeister, und ruhig stellten sie sich auf, worauf der Schulmeister vor sie hintrat und ein kurzes Gebet sprach. Darauf sangen sie; der Schulmeister stimmte mit kräftigem Baß an, alle Kinder standen mit gefalteten Händen und sangen mit; Öyvind stand am weitesten weg neben Marit an der Tür; sie falteten ebenfalls die Hände, aber mitsingen konnten sie nicht.

Das war der erste Schultag.

Drittes Kapitel

Öyvind wuchs heran und wurde ein prächtiger Junge. In der Schule war er stets unter den

Ersten und daheim war er anstellig bei jeder Arbeit. Das kam daher, weil er daheim die Mutter lieb hatte und in der Schule den Schulmeister; vom Vater sah er wenig, der war entweder auf Fischfang oder in der Mühle, in der die halbe Bygde mahlen ließ. Was in diesen Jahren am meisten auf sein Gemüt eingewirkt hatte, war die Geschichte des Schulmeisters, die ihm seine Mutter eines Abends, als sie am Herd saßen, erzählt hatte. Sie wob sich in seine Bücher hinein, legte sich in jedes Wort, das der Schulmeister sagte, und schlich auf leisen Sohlen in der Schule umher, wenn es still war. Sie gab ihm Gehorsam und Ehrfurcht und gleichsam ein leichteres Verständnis für alles, was gelehrt wurde. Die Geschichte war aber so:

Baard hieß der Schulmeister; er hatte noch einen Bruder, und der hieß Anders. Die beiden hatten einander herzlich lieb, ließen sich zusammen anwerben, lebten zusammen in der Stadt, machten zusammen den Krieg mit, in dem sie beide Korporale wurden, und dienten bei derselben Kompagnie. Als sie nach dem Kriege heimkehrten, sagten alle, es seien zwei famose Kerle. Da starb ihr Vater; er hinterließ viel loses Hab und Gut, das schwer zu teilen war, und deshalb besprachen sie, daß sie auch darüber nicht uneinig werden, sondern alles versteigern lassen wollten, so daß jeder zurückkaufen könnte, was er wünschte, und den Erlös wollten sie brüderlich teilen. Gesagt, getan! Aber der Vater

hatte auch eine große goldene Uhr gehabt, die weit und breit berühmt war, denn es war die einzige goldene Uhr, die man je in dieser Gegend gesehen hatte; und als die nun ausgerufen wurde, wollten viele reiche Männer sie haben, bis endlich auch die beiden Brüder zu bieten begannen; da ließen die andern davon ab. Nun erwartete aber Baard von Anders, daß er ihm die Uhr überließe, und dasselbe erwartete Anders von Baard; sie boten jeder einmal, um einander auf die Probe zu stellen, und blickten sich dabei an. Als man bis auf zwanzig Taler gekommen war, fand Baard, es sei nicht hübsch von seinem Bruder, und bot drauf los, bis auf dreißig Taler; da Anders noch immer nicht nachgab, fand Baard, Anders könne wirklich daran denken, wie gut er immer gegen ihn gewesen wäre, und noch dazu war er der älteste, und so überbot er ihn. Anders machte immer noch mit. Da bot Baard auf einmal vierzig Taler und sah den Bruder nicht mehr an; im Auktionszimmer war es ganz still geworden, nur der Vogt wiederholte ruhig den Preis. Anders stand da und dachte, hätte Baard vierzig Taler zu geben, so könnte er's auch, und gönnte ihm Baard die Uhr nicht, so müßte er sie sich eben nehmen; er überbot ihn also. Dies schien Baard die größte Schmach, die ihm je zugefügt war; er bot fünfzig Taler, und zwar ganz leise. Viele Leute standen drum herum, und Anders dachte, so dürfte er sich nicht vor aller Leute Ohren von dem Bruder verhöhnen lassen, und überbot ihn. Da lachte Baard:

„Hundert Taler und meine Bruderliebe in Kauf," sagte er, drehte sich um und ging hinaus. Eine Weile drauf kam jemand zu ihm heraus, während er dabei war, das Pferd zu satteln, das er kurz vorher gekauft hatte. „Die Uhr ist dein," sagte der Mann, „Anders hat nachgegeben." Sowie Baard das hörte, durchfuhr es ihn wie Reue; er dachte an den Bruder und nicht an die Uhr. Der Sattel war aufgelegt, aber er stand, die Hand auf den Rücken des Pferdes gelegt, zögernd, ob er reiten sollte. Da strömte die Menge heraus, in ihrer Mitte auch Anders, und als er den Bruder neben dem gesattelten Pferde stehen sah, wußte er nicht, welche Gedanken Baard in diesem Augenblicke bewegten, und er schrie deshalb zu ihm hinüber: „Schönen Dank für die Uhr, Baard! Du sollst sie nicht gehen sehen an dem Tage, da dein Bruder wieder deinen Weg kreuzt!" — „Auch nicht an dem Tage, da ich wieder nach deinem Hause reite!" erwiderte Baard mit bleichem Gesicht und schwang sich aufs Pferd. Keiner von ihnen betrat je mehr das Haus, wo sie mit ihrem Vater zusammen gewohnt hatten.

Kurze Zeit darauf verheiratete sich Anders mit einer Häuslerstochter, lud aber Baard nicht zur Hochzeit ein; Baard war nicht mal in der Kirche. Im ersten Jahre seiner Ehe fand man die einzige Kuh, die er besaß, tot an der Nordseite des Hauses, wo sie geweidet hatte, und niemand konnte begreifen, wie das gekommen war. Andre Unan-

10*

nehmlichkeiten kamen hinzu, und es ging rückwärts mit ihm; am schlimmsten aber wurde es, als plötzlich mitten im Winter seine Scheune mit allem, was darin war, abbrannte; keiner wußte, wie das Feuer ausgebrochen war. „Das hat einer getan, der mir übel will," sagte Anders, und in jener Nacht weinte er. Er wurde ein armer Mann und verlor die Lust zur Arbeit.

Da stand am nächsten Abend Baard plötzlich in seiner Hütte. Anders lag auf dem Bett, als jener eintrat und sprang auf. „Was willst du hier?" fragte er, und blieb stehen, während er den Bruder unverwandt anblickte. Baard zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete: „Ich möchte dir meine Hilfe anbieten, Anders, es geht dir nicht gut." — „Mir geht's, wie du mir's gewünscht hast, Baard! Geh, oder ich weiß nicht, ob ich mich länger beherrschen kann." — „Du irrst dich, Anders; ich bereue ja — —" — „Geh, Baard, oder Gott gnade dir und mir!" Baard trat einige Schritte zurück; mit zitternder Stimme sagte er: „Willst du die Uhr, so sollst du sie haben!" — „Weg!" schrie der andere, und da mochte Baard nicht länger bleiben, sondern ging.

Mit Baard hatte es sich aber so zugetragen. Sowie er gehört hatte, der Bruder litte Not, taute die Eiskruste um sein Herz auf, aber sein Stolz hielt ihn noch zurück. Es drängte ihn, in die Kirche zu gehen, und dort faßte er gute Vorsätze, aber er vermochte sie nicht auszuführen. Oft kam er

so weit, daß er des Bruders Haus sehen konnte, aber immer kam entweder jemand zur Türe heraus, oder ein Fremder war bei ihm, ein andermal wieder stand Anders vor der Tür und hackte Holz, es kam also immer etwas dazwischen. Aber eines Sonntags im Winter war er wieder in der Kirche, und auch Anders war da. Baard sah ihn; er war blaß und mager geworden, er trug noch immer dieselben Kleider wie früher, da sie noch Freunde waren, aber jetzt waren sie alt und geflickt. Während der Predigt sah er zum Pfarrer hinauf, und es däuchte Baard, der Bruder sähe gut und milde aus, er dachte an die Kindheit, und was für ein guter Junge er gewesen war. Baard selbst ging an diesem Tage zum Abendmahle und gelobte Gott feierlich, sich mit seinem Bruder zu versöhnen, möge kommen, was da wolle. Dieser Vorsatz erfüllte seine Seele, während er aus dem Kelche trank, und als er sich erhob, wollte er gleich zu ihm gehen und sich neben ihn setzen; aber es saß jemand dazwischen, und der Bruder blickte nicht auf. Nach der Predigt war wieder etwas im Wege; es waren so viele Leute da, und seine Frau ging neben ihm, und die kannte er gar nicht. So hielt er es für das beste, zu ihm in sein Haus zu gehen und ernstlich mit ihm zu reden. Als der Abend kam, tat er das. Er ging gerade auf die Stubentür zu und lauschte; da hörte er seinen Namen nennen; die Frau sprach von ihm. „Heute ist er zum heiligen Abendmahl gegangen," sagte sie,

„da hat er gewiß an dich gedacht." — „Ach was, der wird an mich gedacht haben," versetzte Anders, „den kenne ich, er denkt nur an sich selbst."

Dann war es lange still drinnen; Baard überlief es heiß, wie er dastand, obgleich der Abend kalt war. Die Frau kramte drinnen mit einem Kochtopf, auf dem Herde knisterte und prasselte es, bisweilen weinte ein kleines Kind, und Anders wiegte es in Schlaf. Da sagte die Frau: „Ich glaube, ihr denkt beide aneinander, und wollt es nur nicht eingestehen!" — „Laß uns bitte von was anderm reden!" erwiderte Anders. Nach einer Weile erhob er sich und kam auf die Tür zu. Baard mußte sich schnell im Holzverschlag verstecken; gerade dahin kam auch Anders, um einen Armvoll Holz zu holen. Baard stand in der Ecke und sah ihn deutlich; der Bruder hatte seinen schäbigen Sonntagsrock ausgezogen und hatte die Uniform an, die er aus dem Kriege mit heimgebracht hatte, ebenso wie Baard, beide hatten einander versprochen, sie nie zu tragen, sondern sie als Erbe zu hinterlassen. Anders' Uniform war jetzt geflickt und schäbig, sein wohlgestalter Körper steckte wie in einem Bündel Lumpen, und gleichzeitig hörte Baard die goldene Uhr in seiner eigenen Tasche picken. Anders ging dorthin, wo das Reisigholz aufgeschichtet lag; anstatt sich jedoch sogleich zu bücken und eine Tracht aufzuraffen, blieb er stehen, lehnte sich mit dem Rücken gegen eine Holzschicht und

schaute zum klaren Himmel empor, der mit funkelnden Sternen übersät war. Da seufzte er tief auf und sagte: „Hachja — ja — ja; — ach Gott, ach Gott!“

All sein Lebtag hat Baard später diesen Seufzer gehört. Er wollte jetzt vor ihn hintreten, aber in demselben Augenblicke räusperte sich der Bruder, und das schien ihm Pein zu machen; das war genug, um ihn wieder davon abzuhalten. Anders nahm nun sein Holzbündel und streifte so dicht an Baard vorüber, daß ihm die Zweige das Gesicht peitschten.

Wohl zehn Minuten blieb er noch regungslos auf demselben Flecke stehen, und wer weiß, wann er gegangen wäre, wenn ihn nicht infolge der heftigen Erregung ein solcher Schüttelfrost befallen hätte, daß er am ganzen Körper bebte. Da ging er hinaus; er gestand sich offen ein, daß er zu feige war, hineinzugehen, und deshalb hatte er sich einen andern Plan ausgedacht. In der Ecke, die er eben verlassen hatte, stand ein Kasten mit Asche; aus diesem nahm er ein paar Kohlen, suchte einen Tannenholzspan, ging in die Scheune, schloß hinter sich zu und schlug Feuer. Als der Span brannte, leuchtete er damit nach dem Nagel, an den Anders seine Laterne zu hängen pflegte, wenn er des Morgens ganz früh zum Dreschen in die Scheune kam. An diesen Nagel hängte er die goldene Uhr, löschte den Span aus und ging, und nun fühlte er sich so erleichtert, daß er wie ein junger Bursch über den Schnee heimrannte.

Tags drauf hörte er, daß die Scheune in derselben Nacht abgebrannt sei. Vermutlich waren die Funken von dem Spahn, mit dem er geleuchtet hatte, als er die Uhr anhängte, ins Stroh gefallen.

Das erschütterte ihn so tief, daß er den Tag über wie ein Kranker dasaß, sein Gesangbuch hervorholte und sang, so daß die Leute im Hause glaubten, da müsse etwas nicht richtig sein. Aber am Abend ging er hinaus; es war heller Mondschein. Er ging nach dem Häuschen des Bruders, grub auf der Brandstätte im Schutt — und fand richtig ein zusammengeschmolzenes Klümpchen Gold, die Uhr.

Mit ihr in der Hand war er an jenem Abend zum Bruder gegangen, hatte um Frieden gebeten und alles aufklären wollen. Aber wie es ihm erging, haben wir schon erzählt.

Ein kleines Mädchen hatte ihn an der Brandstätte graben sehen; Burschen, die zum Tanze gingen, hatten ihn am vorhergehenden Sonntagabend nach dem Pächterhäuschen gehen sehen, seine eigenen Leute erzählten wieder, wie sonderbar er am Montag gewesen wäre, und da nun alle wußten, daß zwischen den Brüdern bittre Feindschaft bestand, wurde es gemeldet und ein Verhör aufgenommen.

Niemand konnte ihm etwas beweisen, aber der Verdacht blieb an ihm haften, und jetzt konnte er sich seinem Bruder schwerer denn je nähern.

Anders hatte, als die Scheune brannte, sofort an Baard gedacht, aber gegen niemand etwas geäußert. Als er ihn am nächsten Abend so blaß und seltsam in sein Zimmer treten sah, dachte er sogleich: aha, jetzt hat ihn Reue gepackt, aber für eine so entsetzliche Tat gegen den eigenen Bruder erhält er keine Vergebung. Später hörte er, daß ihn Leute an demselben Abend, wo das Feuer ausbrach, nach der Scheune hatten hinuntergehen sehen, und obgleich bei dem Verhör nichts herauskam, war er doch fest überzeugt, daß Baard der Täter wäre. Sie trafen sich beim Verhör, Baard in seinen guten Kleidern, Anders in seinen geflickten. Baard sah den Bruder an, als er hineinkam, und seine Augen baten, so daß es Anders tief zu Herzen ging. „Er bittet mich, nichts zu sagen," dachte Anders, und als er gefragt wurde, ob er seinen Bruder die Tat zutraute, sagte er laut und bestimmt: „Nein!"

Doch von diesem Tage an ergab sich Anders dem Trunk und kam sehr bald ganz auf den Hund. Noch schlechter erging es jedoch Baard, obgleich er nicht trank; er war nicht wieder zu erkennen.

Da kam eines Abends spät eine arme Frau zu Baard in die kleine Kammer, in der er zur Miete wohnte und bat ihn, mit ihr zu gehen. Er erkannte sie, es war die Frau seines Bruders. Baard ahnte sofort, was sie zu ihm geführt hatte, wurde totenblaß, kleidete sich an und ging mit ihr, ohne ein

Wort zu sprechen. Aus Anders' Fenster kam ein schwacher Lichtschein, blinkte und verschwand dann und wann, und diesem Lichtscheine gingen sie nach, denn durch den Schnee führte kein Weg nach der Hütte. Als Baard wieder im Flur stand, drang ihm ein eigentümlicher Geruch entgegen, so daß ihm ganz schlecht wurde. Sie traten ein. Ein kleines Kind hockte am Herde und aß Kohlen; das ganze Gesichtchen war schwarz, aber es sah auf und lachte mit weißen Zähnchen. Das war das Kind seines Bruders. Und dort im Bette, mit allerlei Lumpen zugedeckt, lag Anders, abgezehrt, mit hoher, verklärter Stirn und schaute den Bruder mit hohlen Augen an. Baard zitterten die Knie, er setzte sich ans Fußende des Bettes und brach in heftiges Weinen aus. Der Kranke sah ihn lange schweigend an. Endlich bat er die Frau, hinauszugehen, aber Baard winkte, sie solle nur dableiben, — und nun begannen die beiden Brüder, sich auszusprechen. Sie sprachen über alles von dem Tage an, wo sie auf die Uhr geboten hatten, bis zu ihrem heutigen Zusammentreffen. Baard zog zum Schluß den Goldklumpen, den er stets bei sich trug, hervor, und nun lag es den Brüdern klar vor Augen, daß sie sich in allen diesen Jahren nicht einen einzigen Tag glücklich gefühlt hatten.

Anders sagte nicht viel, denn dazu war er zu schwach; aber Baard blieb am Bette sitzen, so lange Anders krank war. „Jetzt bin ich wieder ganz

gesund," sagte Anders eines Morgens beim Erwachen, „jetzt wollen wir lange zusammen leben, alter Bruder, und wie in alten Tagen uns nie wieder trennen." Aber noch an demselben Tage starb er.

Die Frau und das Kind nahm Baard zu sich, und von der Zeit an ging es ihnen gut. Aber was die Brüder am Bette miteinander gesprochen hatten, drang durch Wände und Nacht hindurch, verbreitete sich unter den Leuten, und Baard wurde der geachtetste Mann der Bygde. Alle grüßten ihn wie einen, der großes Leid getragen und dann wieder große Freude gefunden hatte, oder wie einen, der lange verreist gewesen wäre. Baards Seele erstarkte an dieser allgemeinen Freundlichkeit um ihn, er wurde gottesfürchtig, und da er sich nach Tätigkeit sehnte, machte sich der alte Korporal an's Schulmeistern. Was er den Kindern als erstes und letztes einprägte, das war Liebe, und Liebe wollte er selbst haben, so daß die Kinder ihn wie einen Spielkameraden und zugleich wie einen Vater liebten."

Das war also die Geschichte vom alten Schulmeister, und die nahm in Öyvinds Herzen soviel Raum ein, daß sie ihm Religion und Erzieher wurde. Der Schulmeister erschien ihm fast wie ein überirdisches Wesen, obgleich er da so umgänglich saß und so gemütlich brummte. Auch nur die geringste Schularbeit für ihn versäumen war ihm unmöglich, und erwischte er ein Lächeln des Alten, wenn er seine Lektion hergesagt hatte,

oder strich der ihm übers Haar, so war ihm den ganzen Tag lang froh und warm um's Herz.

Den tiefsten Eindruck machte es auf die Kinder immer, wenn ihnen der Schulmeister bisweilen vor dem Gesange eine kleine Rede hielt, oder wenn er jede Woche einmal oder auch öfter ein paar Verse vorlas, die von der Nächstenliebe handelten. Wenn er die ersten dieser Verse las, bebte seine Stimme, obgleich er sie jetzt schon seit zwanzig oder dreißig Jahren gelesen hatte; sie lauteten:

Lieb deinen Nächsten, du Christenkind,
tritt nicht mit Eisenschuhn ihn blind,
läg er auch tief im Staube.

Alles was lebt, sich neu erschafft,
durch der Liebe gestaltende Kraft
wird nur erprobt ihr Glaube.

Aber wenn dann das ganze Gedicht hergesagt war und er eine Weile schweigend dagestanden hatte, dann sah er sie an und blinzelte mit den Augen. „Auf, kleines Koboldspack, geht heim und macht keinen Spektakel, — geht fein sittsam, damit ich nur Gutes von euch höre, ihr Würmchen!“ Und während sie nun beim Zusammenpacken der Bücher und Eßkörbe einen fürchterlichen Spektakel machten, schrie er mitten durch den Wirrwarr hindurch: „Und morgen tretet ihr mir an, sobald es Tag wird, sonst mache ich euch Beine! — Kommt ja rechtzeitig, Mädelchen und Bübchen, dann wollen wir fleißig sein!“

Viertes Kapitel

Von Öyvinds weiterem Heranwachsen bis zur Konfirmation ist nicht viel zu berichten. Morgens lernte er, tagsüber machte er Schularbeiten, und abends spielte er.

Da er ein ungewöhnlich frohsinniges Gemüt hatte, dauerte es nicht lange, bis sich die Jugend aus der nächsten Nachbarschaft in den Freistunden am liebsten da einstellte, wo er war. Von seinem Hause führte ein Abhang bis zur Bucht hinunter, die, wie schon erwähnt, auf der einen Seite von der Bergwand und auf der anderen vom Walde begrenzt war, und hier wurde an jedem schönen Abend und Sonntags Schlittenbahn gemacht. Öyvind war Meister im Schlittenfahren, er hatte zwei Kjaelken*), den „Scharftraber" und das „Schabebiest". Letzteren verlieh er an größere Banden, ersteren lenkte er selbst, und dabei hatte er Marit auf dem Schoße.

Des Morgens, wenn er aufwachte, war sein erstes, nachzusehen, ob Tauwetter wäre, und sah er, daß es grau auf die Büsche jenseits der Bucht herunterhing, oder hörte er's vom Dach tropfen, dann ging es so langsam mit dem Anziehen, als ob mit dem Tage rein gar nichts anzufangen wäre. Aber erwachte er zu klirrendem Frost und klarem Wetter, und war es noch obendrein Sonntag: die besten

*) Kjaelke = Handschlitten.

Kleider und keine Schularbeiten, nur Überhören und Kirchgang am Vormittag, und der ganze Nachmittag und Abend frei — juchhe, da war das Büblein mit einem Wuppdich aus dem Bette, zog sich an, als ob Großfeuer wäre, und konnte kaum essen. Sobald es Nachmittag war und der erste Junge auf seinen Ski am Wegrand entlang kam, den Stab über dem Kopf schwang und jodelte, daß es von den Berghalden rings um den Fjord widerhallte, und dann einer auf der Kjaelke den Weg herunter gesaust kam, und dann noch einer, und noch einer, dann stürmte Öyvind mit dem „Scharftraber“ auf und davon, lief den ganzen Hügel hinauf und machte unter den zuletzt Angekommenen halt mit einem langen, schmetternden Jodeln, das die ganze Bucht entlang von einem Berge zum andern lachte und erst in weiter Ferne langsam dahinstarb.

Er schaute sich dann meist nach Marit um; war sie aber erst mal da, bekümmerte er sich weiter nicht um sie.

Aber so kam ein Weihnachten, wo die Jungens und Mädels ungefähr in ihrem siebzehnten Jahre standen und im nächsten Frühling konfirmiert werden sollten. Am vierten Weihnachtstage war ein großes Tanzfest auf dem oberen Heidehofe bei Marits Großeltern, bei denen sie aufgewachsen war; diese hatten ihr das Fest schon seit drei Jahren versprochen, und jetzt endlich mußten sie damit herausrücken. Hierzu wurde auch Öyvind eingeladen.

Es war ein etwas bedeckter, milder Abend, kein Stern war sichtbar, morgen schien es regnen zu wollen. Ein etwas schläfriger Wind fuhr über den Schnee, der hier und da auf der weißen Heidefläche weggeweht war, während er sich an anderen Stellen zu Schneewehen aufgetürmt hatte. Der ganze Weg war, wo nicht gerade Schnee lag, mit holprigem Eis bedeckt, und dies schimmerte bläulichschwarz zwischen dem Schnee und dem nackten Felde und blinkte stückweise, so weit man sehen konnte. An den Berghängen herunter waren Lawinen gegangen; es war dunkel und leer in ihrem Bett, aber die beiden Ränder leuchteten hell und schneebedeckt, nur nicht da, wo sich der Birkenwald zusammendrängte und es schwarz machte. Wasser war nicht zu sehen, nur halbnackte Sandflächen und Sümpfe, schwer und zerrissen, lagen am Fuße der Bergwände. Die Gebäude des Heidehofes lagen in dichten Gruppen mitten auf der Fläche; in der Dunkelheit des Winterabends sahen sie wie schwarze Klumpen aus, aus denen, bald aus dem einen, bald aus dem andern Fenster, greller Lichtschein über die Felder blendete; man sah den Lichtern an, daß es drinnen geschäftig herging. Die Jugend, die erwachsene wie die halberwachsene, scharte sich von verschiedenen Seiten zusammen. Die wenigsten gingen den Weg entlang, alle aber verließen ihn, sobald sie sich dem Gehöft näherten, und schlichen sich dann hervor, einer hinter dem Stall, andre unter dem Stabbur, andre jagten um die Scheune herum und schrien

wie Füchse, andere antworteten in weiter Ferne wie Katzen, einer stand hinter dem Backofen und bellte wie ein alter, bissiger Hund, der Stimmbruch hat, bis allgemein Jagd auf ihn gemacht wurde. Die Mädchen kamen in großen Schwärmen gezogen; sie hatten ein paar Knaben, am liebsten halbwüchsige, bei sich, die sich, um recht erwachsen zu tun, unterwegs um sie her balgten. Wenn ein solcher Mädchenschwarm auf dem Hof anlangte und einer oder der andere der erwachsenen Burschen seiner ansichtig wurde, stoben sie schleunigst auseinander, flüchteten sich in den Hausflur oder in den Garten und mußten eins nach dem andern hervor und ins Zimmer hineingezerrt werden. Manche waren so schüchtern, daß man erst Marit herbeiholen mußte, und die nötigte sie dann aus Leibeskräften herein. Dann und wann erschien auch eine, die eigentlich gar nicht eingeladen war und auch beileibe nicht hinein wollte, nur ein bißchen zugucken, bis es sich dann so machte, daß sie sich wenigstens zu einem einzigen Tanze überreden ließ. Wen Marit gut leiden konnte, bat sie zu den beiden Alten hinein, in eine kleine Stube, wo der Großvater saß und rauchte, während Großmutter geschäftig hin und her ging; da wurden sie dann bewirtet und freundlich zum Zugreifen genötigt. Öyvind aber war nicht unter diesen, und das befremdete ihn.

Der beste Spielmann der Bygde konnte erst später kommen, so daß sie sich bis dahin mit dem

alten, einem armen Häusler, den sie den Grauknut nannten, behelfen mußten. Er konnte nur vier Tänze, nämlich zwei Springer, einen Halling und einen alten Walzer, den sogenannten Napoleonswalzer; allein im Laufe der Zeit hatte er den Halling durch Veränderung des Rhythmus zu einem Schottisch umwandeln müssen, und der eine der Springtänze mußte sich in gleicher Weise zur Polka Mazurka umkneten lassen. Er spielte nun auf, und der Tanz begann. Öyvind wagte sich nicht gleich unter die Tänzer, denn es waren doch gar zu viele Erwachsene da; aber die Halbwüchsigen taten sich bald zusammen, pufften sich gegenseitig vor, tranken starkes Bier zur Ermutigung, und nun tat Öyvind auch mit. Heiß wurde es in der Stube, der Jubel und das Bier stieg ihnen zu Kopfe. Marit tanzte an diesem Abend am meisten, wahrscheinlich weil ihre Großeltern das Fest gaben, und deshalb sah sich auch Öyvind oft nach ihr um; aber immer tanzte sie mit einem andern. Er wollte gern auch mal mit ihr tanzen; deshalb saß er einen ganzen Tanz über, um, sowie der zu Ende war, zu ihr hinüberlaufen zu können; und das tat er, aber ein großer, dunkelhäutiger Mann mit dichtem Haar kam ihm zuvor. „Weg, Bengel!“ rief er und gab Öyvind einen Puff, daß er fast rücklings über Marit gefallen wäre. So was war ihm noch nie passiert, nie war jemand anders als freundlich zu ihm gewesen, nie hatte man ihn „Bengel“ genannt, wenn er mittun wollte. Er wurde feuerrot, sagte

aber nichts, sondern zog sich zurück, dahin, wo eben der neue Spielmann angekommen war und seine Geige stimmte. Unter den Gästen war es still geworden; man war gespannt auf die ersten kräftigen Töne von „dem Rechten". Er stimmte und stimmte immer wieder; es dauerte lange, aber endlich legte er los mit einem Springtanz, die Burschen jubelten und schossen Kobolz, und Paar auf Paar schwenkte in den Kreis hinein. Öyvind sah zu Marit hinüber, wie sie mit dem braunhaarigen Mann dahin tanzte; sie lachte über seine Schulter hinweg, so daß sich ihre weißen Zähne zeigten, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte Öyvind einen eigentümlich stechenden Schmerz in seiner Brust.

Immer länger und länger sah er sie an, und je mehr er sie so betrachtete, desto mehr kam es ihm vor, als wäre Marit schon vollkommen erwachsen; das kann doch nicht sein, dachte er, sie ist doch immer noch mit beim Kjaelkefahren! Erwachsen war sie aber doch, und der braunhaarige Mann zog sie nach beendetem Tanze auf seinen Schoß; sie riß sich los, blieb aber doch neben ihm sitzen.

Öyvind sah sich den Mann an; er hatte einen feinen, blauen Tuchanzug an, ein blaugewürfeltes Hemd und ein seidenes Halstuch, ein kleines Gesicht hatte er, blaue, feurige Augen, einen lächelnden trotzigen Mund, er war hübsch. Öyvind sah mehr und mehr, sah endlich auch sich selbst an. Er hatte zu Weihnachten neue Hosen bekommen, die ihm so gut gefallen hatten, aber jetzt sah er, daß sie nur

aus grauem Fries waren. Sein Wams war vom gleichen Stoffe, aber alt und schäbig, seine Weste von gewürfelter Halbwolle, ebenfalls alt und mit zwei blanken Knöpfen und einem schwarzen. Er sah sich um, und es kam ihm vor, als wären nur wenige so ärmlich gekleidet wie er. Marit hatte ein schwarzes Kleid von feinem Stoff, eine silberne Brosche im Halstuche und ein zusammengelegtes seidenes Taschentuch in der Hand. Auf dem Hinterkopfe hatte sie ein kleines schwarzseidenes Häubchen, das mit breiten, gestreiften Atlasbändern unter dem Kinn zusammengebunden war. Sie war rosig und weiß und lachte, und der Mann plauderte mit ihr und lachte auch. Die Geige erklang von neuem, und der Tanz ging wieder an. Ein Kamerad kam und setzte sich neben Öyvind. „Warum tanzt du denn nicht, Öyvind?" fragte er freundlich. — „Ach nein," entgegnete Öyvind, „ich sehe nicht danach aus." — „Siehst nicht danach aus?" fragte der Kamerad; aber ehe er noch etwas hinzufügen konnte, fragte Öyvind: „Der mit dem blauen Tuchanzug, der mit Marit tanzt? wer ist das?" — „Das ist doch der Jon Hatlen, der so lange auf der Ackerbauschule gewesen ist und jetzt den Hof übernehmen soll." — In diesem Augenblick setzten Marit und Jon sich. „Was ist das für ein Junge mit dem blonden Haar da drüben neben dem Spielmann, der mich immerzu anglotzt?" fragte Jon. Da lachte Marit und sagte: „Das ist der Häuslerjunge von Pladsen."

11*

Öyvind hatte ja immer gewußt, daß er nur ein Häuslerjunge war, aber früher war es ihm nie so zum Bewußtsein gekommen wie jetzt. Er fühlte sich mit einem Male so klein an Gestalt, kleiner als alle anderen; um sich aufrecht zu erhalten, versuchte er an alles zu denken, was ihn bisher so froh und stolz gemacht hatte, von der Schlittenbahn an bis zu jedem einzelnen Worte. Als er aber dabei auch an Mutter und Vater dachte, die jetzt zu Hause saßen und dachten, er sei glücklich, war es ihm beinahe nicht möglich, die Tränen zurückzuhalten. Rings um ihn her lachte und scherzte alles, die Geige gellte ihm direkt in die Ohren, einen Augenblick lang stieg gleichsam etwas Schwarzes in ihm auf, aber da fiel ihm die Schule mit allen Kameraden und der Schulmeister ein, der ihm auf die Backe klopfte; und der Herr Pfarrer, der ihm bei der letzten Prüfung ein Buch geschenkt und dabei gesagt hatte, er wäre ein braver Junge; der Vater hatte es selbst mit angehört und zu ihm hinüber gelächelt. „Na, sei man lieb, mein Jungchen," glaubte er den Schulmeister sagen zu hören, indem er ihn auf den Schoß nahm wie in der Kinderzeit. „Lieber Gott, das hat alles so wenig zu sagen, und im Grunde sind alle Menschen gut; es sieht nur so aus, als wären sie es nicht. Aus uns Zweien soll schon was Ordentliches werden, Öyvind, ebensoviel wie aus Jon Hatlen; werden schon noch feine Kleider kriegen und mit der Marit tanzen, eine große, helle

Stube, hunderte von Leuten, und wir lächeln und plaudern; Brautpaar, Pfarrer, ich im Chore lache dir zu, Mutter zu Hause und einen großen Hof, zwanzig Kühe, drei Pferde und Marit, gut und lieb wie in der Schule — —"

Der Tanz hörte auf. Öyvind sah Marit vor sich auf der Bank und Jons Gesicht dicht neben dem ihren. Da war wieder der heftige stechende Schmerz in der Brust, und es war, als sagte er zu sich selbst: „Ach richtig, mir geht's ja so schlecht."

In demselben Augenblick stand Marit auf und kam gerade auf ihn los. Sie neigte sich zu ihm hinab: „Du mußt mich nicht immerzu so anstarren," sagte sie; „du kannst dir doch denken, daß die Leute das merken; hol dir doch lieber ein Mädchen und tanz."

Er antwortete nicht, sah sie nur an, und — er konnte nichts dafür, aber seine Augen füllten sich. Sie wollte sich eben von ihm abwenden, als sie das bemerkte und einen Augenblick stockte; sie wurde plötzlich dunkelrot, wandte sich ab und ging an ihren Platz, aber da machte sie plötzlich Kehrt und setzte sich wo anders hin. Jon ging gleich hinterher.

Öyvind stand von der Bank auf, ging durch die Menschenmenge auf den Hof hinaus, setzte sich in eine der Außengalerien, und wußte nicht, was er eigentlich da wollte, stand auf, setzte sich aber wieder, denn er konnte ja ebensogut hier wie anderswo sitzen. Nach Hause zu gehen hatte er auch keine

Lust, und wieder hineinzugehen ebensowenig, es war ihm alles einerlei. Er war unfähig, sich etwas von dem Vorgefallenen klar vorzustellen; er wollte gar nicht daran denken; auch vorwärts denken wollte er nicht, denn da war nichts, wonach er sich hätte sehnen können.

„Aber was fällt mir denn eigentlich ein?“ fragte er sich halblaut, und als er seine eigene Stimme gehört hatte, dachte er: „Reden kannst du also noch; kannst du denn noch lachen?“ Und er machte einen Versuch; ei ja, lachen konnte er noch, und er lachte laut, noch lauter, und da kam es ihm plötzlich so urkomisch vor, daß er da mutterseelenallein saß und lachte, und darüber lachte er noch mehr. Aber sein Kamerad Hans, der neben ihm gesessen hatte, kam zu ihm hinaus. „Nanu, um Gottes willen, was lachst du denn nur?“ fragte er und blieb vor ihm stehen. Da hörte Öyvind auf.

Hans blieb stehen, als warte er, was nun geschehen würde. Öyvind stand auf, sah sich vorsichtig um und sagte dann leise: „Jetzt will ich dir sagen, Hans, weshalb ich früher immer so froh war; weil ich bisher niemand so recht lieb gehabt habe; aber von dem Tage an, wo man jemanden lieb hat, kann man nicht mehr froh sein, und bei diesen Worten brach er in Tränen aus.

„Öyvind!“ flüsterte es draußen auf dem Hofe, „Öyvind!“ Er hielt inne und lauschte. „Öyvind!“ klang es noch einmal etwas lauter. Das konnte

nur sie sein, die eine, an die er dachte. „Ja?“ antwortete er, ebenfalls flüsternd, trocknete schnell die Tränen und kam hervor. Nun kam über den Hof eine Mädchengestalt. — „Bist du’s?“ fragte sie. — „Ja,“ erwiderte er und blieb stehen. — „Wer ist denn noch da?“ — „Hans.“ — Hans wollte gehen; „nein, bleib doch,“ bat Öyvind. Sie kam nun ganz langsam dicht an die beiden heran; es war Marit. „Du bist ja ganz plötzlich verschwunden,“ sagte sie zu Öyvind. Er wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Dadurch wurde auch sie verlegen; alle drei verstummten. Hans schlich sich indessen leise und unbemerkt fort. Die beiden blieben zurück, sahen einander nicht an und regten sich auch nicht. Da sagte sie flüsternd: „Ich hab’ schon den ganzen Abend ein „Gutserle“ von Weihnachten her für dich in der Tasche gehabt, Öyvind, aber ich bin nicht dazu gekommen, dir’s zu geben.“ Dabei holte sie ein paar Äpfel, ein Stück Kuchen und ein Fläschchen aus der Tasche, steckte es ihm zu und sagte, er möchte es behalten.

Öyvind nahm es an. „Danke,“ sagte er und reichte ihr die Hand. Ihre war warm; er ließ sie rasch los, als hätte er sich verbrannt. — „Du hast heute abend viel getanzt.“ — „Ja, das hab ich,“ versetzte sie; „aber du nicht,“ fügte sie hinzu. — „Nein, ich nicht,“ entgegnete er. — „Warum denn nicht?“ — „Ach — —“

„Öyvind!“ — „Ja?“ — „Weshalb hast du mich nur immerzu angeguckt?“ — „Ach — —“

„Marit!“ — „Ja?“ — „Weshalb mochtest du nicht, daß ich dich anguckte?“ — „Es waren doch so viele Leute da.“

„Du hast ja so viel mit Jon Hatlen getanzt.“ — „O ja.“ — „Der tanzt gut, nicht?“ — „Findest du?“ — „Findest du nicht?“ — „O — doch.“

„Ich weiß nicht wie es kommt, aber heute abend ist es mir ganz gräßlich, daß du mit dem tanzt, Marit;“ — er wandte sich ab, es war ihm schwer genug gefallen, das zu sagen. — „Ich begreif' dich nicht, Öyvind.“ — „Ich begreif' es selber nicht; es ist die reine Dummheit von mir.“ „Lebwohl, Marit, ich will jetzt heim.“ Er ging einen Schritt, ohne sich umzublicken. Da rief sie ihm nach: „Das ist ja ganz falsch, was du gesehen hast, Öyvind.“ — Er blieb stehen. „Daß du ein erwachsenes Mädchen bist, ist doch nicht falsch.“ — Er sagte nicht das, was sie erwartet hatte, deshalb schwieg sie; aber mit einem Male sah sie eine brennende Pfeife gerade vor sich; es war ihr Großvater, der eben um die Ecke bog und vorüber kam. Er blieb stehen. „Bist du's, Marit?“ — „Ja.“ — „Mit wem red'st du denn?“ — „Mit Öyvind.“ — „Mit — wem, sagst du?“ — „Mit Öyvind Pladsen.“ — „Ach so, mit dem Häuslerjungen; gleich kommst du mit mir hinein!“

Fünftes Kapitel

Als Öyvind am andern Morgen die Augen aufschlug, erwachte er aus einem langen, erquickenden Schlafe und glücklichen Träumen. Marit hatte oben auf dem Berge gelegen und ihn mit Laub geworfen; er hatte es aufgefangen und ihr wieder zugeworfen; in tausend Farben und Figuren war es auf und nieder geflogen. Die Sonne schien, und der ganze Berg leuchtete vom Gipfel bis zum Fuße. Als er erwachte, schaute er sich um, um alles wieder zu finden; da entsann er sich des gestrigen Abends, und gleich war wieder das stechende, wehe in der Brust da. Das werde ich wohl nie mehr loswerden, dachte er und fühlte eine Schlaffheit, als entglitte ihn die ganze Zukunft.

„Na, das nennt man aber einen Langschläfer," sagte die Mutter; die am Bette saß und spann. „Jetzt auf, mein Junge, und iß; Vater ist schon lange im Walde und haut Holz." — Diese Stimme schien ihm wieder zu helfen; er stand etwas mutiger auf. Die Mutter entsann sich noch recht gut ihrer eignen Tanzzeit, denn sie saß am Spinnrad und trällerte Tanzmelodien, während er sich anzog und aß; deshalb mußte er vom Tische aufstehen und ans Fenster treten; wieder befiel ihn diese Schwere und Unlust; er mußte sich zusammen nehmen und an die Arbeit denken. Das Wetter hatte umgeschlagen, die Luft war etwas kälter geworden, so daß statt des

Regens, der gestern drohte, heute ein nasser Schnee fiel. Er zog Schneeschuhe an, stülpte seine Pelzmütze über, suchte seine Seemannsjacke und die Fausthandschuhe hervor, sagte adieu und ging mit der Axt über der Schulter los.

Langsam fiel der Schnee in großen, nassen Flocken; mühsam stieg Öyvind den Schlittenberg hinan, um nach links in den Wald hineinzubiegen; nie, weder Winter noch Sommer war er sonst diesen Weg hinauf gegangen, ohne an etwas zu denken, was ihn froh stimmte oder wonach er sich sehnte. Heut war ihm der Weg tot und schwer, er rutschte in dem glitschrigen Schnee aus, seine Knie waren steif, entweder von dem gestrigen Tage oder von der Unlust; jetzt fühlte er auch, daß es mit dem Schlittenfahren für dieses Jahr, und damit für immer, vorbei war. Er sehnte sich nach etwas anderm, als er zwischen den Baumstämmen, wo der Schnee so lautlos fiel, dahinschritt; ein aufgeschrecktes Schneehuhn schrie und flatterte eine kurze Strecke weiter, sonst stand alles da, als warte es auf ein Wort, das nie gesprochen wurde. Was das aber sein mochte, wonach ihn verlangte, war ihm nicht ganz klar, nur nicht nach Hause und auch nicht in die Ferne, auch nicht zur Fröhlichkeit und auch nicht zur Arbeit; es war etwas Hohes, Auffliegendes wie ein Lied. Allmählich nahm es die Gestalt eines bestimmten Wunsches an, und der war, zum Frühling eingesegnet zu werden und dabei Nummer Eins zu werden. Das Herz klopfte ihm, wie er daran

dachte, und ehe er noch die Axtschläge der Vaters in den zitternden Stämmen hören konnte, versetzte dieser Wunsch sein Inneres in stärkeren Schlag als irgend etwas in seinem bisherigen Leben.

Der Vater redete wie gewöhnlich nicht viel; sie hackten beide Holz und setzten es in Stapel auf. Ab und zu stießen sie dabei zusammen, und bei einem solchen Zusammentreffen ließ Öyvind schwermütig die Worte fallen: „Ein Häusler muß sich doch arg placken." — „Wie alle anderen," versetzte der Vater, spuckte in die Hand und griff nach der Axt. Als der Baum gefällt war und der Vater den umgewälzten Stamm wegschleppte, sagte Öyvind: „Wärst du Hofbauer, brauchtest du dich nicht so abzuschleppen." — „Ei nun," erwiderte er und packte fest mit beiden Händen zu, „dann würden mich halt andere Dinge bedrücken." — Die Mutter kam mit dem Mittagsbrot hinauf in den Wald; sie setzten sich. Die Mutter war lustig, sie saß da und trällerte und schlug die Füße im Takt aneinander. „Du, Öyvind, was willst du denn anfangen, wenn du groß bist?" fragte sie plötzlich. — „Für 'nen Häuslerbuben ist nicht viel zu machen," erwiderte er. — „Der Schulmeister sagt, du müßtest aufs Seminar," sagte sie. — „Kann man da umsonst hin?" fragte Öyvind. — „Die Schulkasse bezahlt's," sagte der Vater und aß. — „Hast du Lust dazu?" fragte die Mutter. — „Lust, was zu lernen, hab' ich schon, aber Schulmeister will ich nicht werden." — Eine Weile schwiegen sie alle

drei; sie trällerte wieder und blickte vor sich hin. Aber Öyvind ging und setzte sich abseits.

„Wir brauchten ja nicht gerade aus der Schulkasse zu leihen,“ sagte sie, als der Junge gegangen war. Der Mann sah sie an: „Arme Schlucker wie wir?“ — „Ich mag gar nicht, daß du dich immer für arm ausgibst, wenn du's doch nicht bist.“ — Beide lugten verstohlen nach dem Jungen hin, ob er sie auch nicht hören könnte. Darauf sagte der Vater barsch zu seiner Frau: „Du schnackst, wie du Grips dazu hast.“ Sie lachte, „das ist, als wären wir dem lieben Gott nicht dankbar, daß es uns wohl ergangen ist,“ sagte sie und wurde ernst. — „Kann man ihm vielleicht nicht danken ohne silberne Knöpfe,“ meinte der Vater. — „Ja, aber den Jungen so schäbig wie gestern zum Tanze gehen lassen, darin liegt auch kein Dank.“ — „Öyvind ist ein Häuslerbub'.“ — „Deshalb können wir ihn doch anständig anziehen, wenn wir die Mittel dazu haben.“ — „Schrei doch recht, damit er's hört.“ — „Er kann's nicht hören, übrigens hätte ich nicht übel Lust dazu,“ versetzte sie und blickte tapfer ihren Mann an, der ein mürrisches Gesicht machte und den Löffel fortlegte, um seine Pfeife zu nehmen. „Solch elenden Platz, wie wir haben,“ sagte er. — „Da muß ich dich doch auslachen, daß du immer nur vom Platz redest; weshalb red'st du denn nie von der Mühle?“ — „Ach du mit deiner ewigen Mühle! Du scheinst sie nicht gern klappern zu hören.“ — „Und ob!

Gott sei Lob und Dank; ich wollt', sie klapperte Tag und Nacht." — „Jetzt steht sie schon seit vor Weihnachten." — „In den Weihnachtstagen mahlen die Leute doch nicht." — „Sie mahlen, wenn Wasser da ist; aber seit sie da bei Nyström die neue Mühle gekriegt haben, geht's mit unsrer jämmerlich."

„Der Schulmeister sagte heut ganz was anders." — „Ich muß wohl unser Geld lieber von 'nem weniger schwatzhaften Kerl verwalten lassen, scheint mir." — „Freilich, er soll am Ende nicht mal mit deiner eigenen Frau darüber sprechen." — Darauf erwiderte Tore nichts, er hatte jetzt die Pfeife in Zug gekriegt und lehnte sich gegen ein Reisig-bündel; seine Augen wichen dem Blick seiner Frau und später dem seines Sohnes aus und blieben endlich an einem alten Krähennest, das halb zerfetzt an einem Fichtenast hing.

Öyvind saß einsam, und die Zukunft lag vor ihm wie eine lange, blanke Eisfläche, über die er zum ersten Male von einem Ufer zum andern hinüberglitt. Daß ihn Armut nach allen Richtungen hin einengte, fühlte er, deshalb gingen auch alle seine Gedanken darauf aus, sie zu überholen. Von Marit hatte sie ihn freilich für immer getrennt; die betrachtete er schon als halb versprochen mit Jon Hatlen, aber desto entschlossener war er, mit ihm und ihr sein Leben lang wettzulaufen. Sich nicht wieder wie gestern beiseite puffen zu lassen, sich fürs erste fern zu halten, bis er etwas

wäre, und dann mit dem Beistand des Allmächtigen etwas zu werden, darauf ging all sein Sinnen, und nicht der Schatten eines Zweifels fiel in seine Seele, daß es ihm gelingen würde. Er hatte ein dunkeles Gefühl, daß es durch eifriges Lernen am besten gehen müßte; zu welchem Ziele es ihm den Weg bahnen sollte, darüber mußte er später nachdenken.

Gegen Abend war wieder prächtiges Schlittenwetter, die Kinder kamen nach dem Hügel, aber Öyvind kam nicht. Er saß am Herde und lernte und hatte keine Minute zu verlieren. Die Kinder warteten lange, endlich wurde eins und das andere ungeduldig, kam herauf, drückte das Gesicht an die Fensterscheibe und rief hinein; aber er tat, als hörte er nicht. Mehrere kamen, und Abend nach Abend; in höchster Verwunderung liefen sie draußen auf dem Hofe auf und ab, aber er drehte ihnen den Rücken zu und las, indem er sich getreulich bemühte, den Sinn aufzufassen. Später hörte er, Marit käme auch nicht mehr. Er lernte mit einem Fleiße, von dem selbst der Vater sagen mußte, er gehe zu weit. Er wurde ernst, sein Gesicht, das früher so rund und weich gewesen war, wurde magerer, schärfer, die Augen härter; er sang selten und spielte nie, es war, als reichte die Zeit nicht dazu. Wenn ihn die Versuchung beschlich, dann war es, als ob ihm jemand zuraunte: „Später! Später!“ und immer „Später!“

Die Kinder rannten, lärmten und lachten noch

eine Zeitlang wie früher, aber da sie ihn weder durch ihre jubelnd sausende Lustigkeit, noch durch ihr Rufen mit dem Gesicht an der Fensterscheibe herauslocken konnten, blieben sie nach und nach fort, suchten sich andere Spielplätze, und bald stand der Berg leer.

Aber der Schulmeister merkte bald, daß es nicht mehr der alte Öyvind war, der nur lernte, weil es so sein mußte, und spielte, weil es notwendig war. Er sprach oft mit ihm, forschte und lockte, allein es wollte ihm nicht gelingen, das Herz des Knaben zu finden, wie in alten Tagen. Er sprach auch mit den Eltern, und in Übereinstimmung mit ihnen sagte er an einem Sonntagabend im Winter, nachdem er eine Weile bei ihnen gesessen hatte: „Komm, Öyvind, wir gehen ein bißchen aus, ich möchte mit dir reden." — Öyvind zog sich an und folgte ihm. Sie gingen in der Richtung nach den Heidehöfen hinauf, und das Gespräch ging lebhaft, handelte aber von nichts Wichtigem. Als sie in die Nähe der Gehöfte gekommen waren, bog der Schulmeister ab nach dem Hofe, der in der Mitte lag, und als sie näher herankamen, tönte ihnen munteres Geschrei und Lustigkeit entgegen. „Was ist denn hier los?" fragte Öyvind. — „Hier wird heut getanzt," erwiderte der Schulmeister; „wollen wir nicht hineingehen?" — „Nein." — „Aber Junge, du sagst nein, wo es tanzen heißt?" — „Ich mag noch nicht." — „Noch nicht? Wann sonst?" — Öyvind antwortete nicht. — „Was

meinst du mit diesem: noch?“ — Da der Junge nichts erwiderte, sagte der Schulmeister: „Komm, mach keinen Schnickschnack!“ — „Nein, ich gehe nicht mit!“ Er sprach sehr bestimmt und schien erregt. — „Daß dich dein eigener Lehrer bitten muß, zum Tanze zu gehen!“ — Ein langes Schweigen trat ein. „Ist jemand da drinnen, vor dem du bange bist?“ — „Wie kann ich denn wissen, wer da ist.“ — „Könnte jemand da sein?“ — Öyvind schwieg. Da trat der Schulmeister gerade vor ihn hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Fürchtest du dich etwa, die Marit zu sehen?“ Öyvind schlug die Augen nieder; sein Atem ging schwer und kurz. „Mir kannst du's doch sagen, Öyvind.“ — Öyvind schwieg. — „Du genierst dich vielleicht, es einzugestehen, weil du ja noch nicht mal konfirmiert bist; aber sag's mir trotzdem, mein Junge, es soll dich nicht gereuen.“ — Öyvind blickte auf, vermochte aber kein Wort hervorzubringen, und das Auge glitt wieder zur Seite. — „Du bist auch in der letzten Zeit gar nicht mehr recht fröhlich gewesen; macht sie sich etwa mehr aus andern, als aus dir?“ Öyvind schwieg noch immer. Der Schulmeister fühlte sich ein wenig verletzt und wandte sich von ihm ab; darauf gingen sie zurück.

Als sie eine lange Strecke gegangen waren, wartete der Schulmeister, bis ihm Öyvind dicht zur Seite war. „Du sehnst dich wohl danach, konfirmiert zu werden?“ sagte er. — „Ja!“ — „Was willst

du denn nachher anfangen?“ — „Ich möchte gern aufs Seminar.“ — „Und Schulmeister werden?“ — „Nein.“ — „Das ist dir wohl nicht fein genug, was?“ — Öyvind schwieg. Sie gingen wieder ein ganzes Stück. — „Und wenn du mit dem Seminar fertig bist, was willst du dann?“ — „Das habe ich mir noch nicht so recht überlegt.“ — „Wenn du Geld hättest, möchtest du dir wohl am liebsten einen Hof kaufen?“ — „Ja, aber die Mühle möchte ich behalten.“ — „Dann wäre es am besten, du gingst auf die Ackerbauschule.“ — „Lernt man da ebensoviel wie auf dem Seminar?“ — „Kaum, aber die Schüler lernen eben das, was sie im späteren Leben brauchen.“ — „Kriegt man da auch Nummern?“ — „Weshalb willst du das wissen?“ — „Ich möchte gern recht tüchtig werden.“ — „Das kannst du doch auch ohne Nummern.“ — Wieder gingen sie schweigend weiter, bis sie Pladsen erblickten; aus der Stube drang greller Lichtschein, der Berg hing schwer vornüber im Winterabend, drunten lag der Fjord mit blankem, schimmerndem Eis, der Wald lag um die stille Bucht herum, ganz ohne Schnee, der Mond segelte darüberhin und spiegelte den Wald im Eise ab. „'s ist schön hier auf Pladsen,“ sagte der Schulmeister. Öyvind konnte bisweilen die Gegend noch mit denselben Augen betrachten wie damals, als ihm die Mutter Märchen erzählt hatte, oder in der Stimmung, in der er war, wenn er den Hügel hinaufrannte; das tat er jetzt: alles lag klar und

erhaben da. — „Ja, 's ist schön!" sagte er, aber er seufzte dabei. — „Dein Vater hat sich mit dem Platz hier begnügt, das könntest du am Ende auch." — Das heitere Gesicht der Gegend war mit einem Male fort. Der Schulmeister blieb stehen, als ob er eine Antwort erwarte; als er keine bekam, schüttelte er den Kopf und ging mit hinein. Er blieb noch eine Weile da, war aber mehr schweigsam, als beredt, weshalb auch die anderen still wurden. Als er adieu sagte, begleiteten ihn Mann und Frau bis vor die Tür. Es war, als warteten sie beide darauf, daß er etwas sagte. Sie blieben indessen stehen und blickten zum Abendhimmel empor. „Bei uns ist's jetzt gar still geworden," sagte endlich die Mutter, „seit die Kinder hier nicht mehr spielen." — „Ihr habt auch kein Kind mehr im Hause," entgegnete der Schulmeister. Die Mutter verstand, was er meinte. „Öyvind ist in der letzten Zeit gar nicht mehr recht froh gewesen," sagte sie. — „O nein, wer ehrgeizig ist, der ist nie froh." Er blickte mit der Ruhe des Greises zu Gottes stillem Himmel hinauf.

Sechstes Kapitel

Ein halbes Jahr später, im Herbste (die Einsegnung war nämlich verschoben worden), saßen die Konfirmanden der Hauptgemeinde in der Leutestube des Pfarrhauses, um ihre Nummern zu bekommen;

unter ihnen auch Öyvind Pladsen und Marit Haidehöfen. Marit war eben vom Herrn Pfarrer herunter gekommen, wo sie ein schönes Buch und viel Lob erhalten hatte; sie lachte und plauderte mit ihren Freundinnen nach allen Seiten hin und sah sich auch unter den Knaben um. Sie war jetzt voll erwachsen, leicht und frei in ihrem ganzen Wesen, und die Knaben sowohl wie die Mädchen wußten, daß der stattlichste Bursch der Bygde, Jon Hatlen, um sie freite; wie sie so da saß, hatte sie wohl allen Grund, vergnügt zu sein. Unten an der Tür standen ein paar Mädchen und Buben, die bei der Prüfung durchgefallen waren; sie weinten, während Marit und ihre Freundinnen lachten; unter ihnen war ein kleines Kerlchen, das hatte Vaters Stiefel an und Mutters bestes Kirchentuch um. „Ach Gott, ach Gott!" schluchzte er, „ich mag gar nicht nach Hause!" Und das ergriff alle, die noch nicht zur Prüfung oben gewesen waren, mit der Macht des Zusammengehörigkeitsgefühles; es wurde allgemein still. Die Angst saß ihnen in Hals und Augen, sie konnten nicht ordentlich sehen und nicht schlucken, wozu sie doch ein unaufhörliches Bedürfnis empfanden. Einer saß da und rechnete nach, was er könnte, und trotzdem er noch vor wenigen Stunden entdeckt hatte, daß er alles könnte, so kam er jetzt zu dem sicheren Resultat, daß er gar nichts könnte, nicht mal aus dem Buch ablesen. Ein anderer rechnete sein Sündenregister zusammen von der Zeit, seit er zu denken angefangen hatte, bis heute, zu diesem

12*

Momente, wo er hier saß, und konnte es durchaus nicht sonderbar finden, wenn ihn der liebe Gott zurückwiese. Ein dritter saß da und merkte sich alle möglichen äußerlichen Zeichen: wenn die Glocke, die gerade schlagen wollte, nicht eher anfinge, als er bis zwanzig gezählt hätte, so käme er durch; wenn der, den er draußen auf dem Gange hörte, Lars, der Hofknecht, wäre, dann käme er durch; wenn der große Regentropfen, der sich da langsam an der Fensterscheibe hinunterarbeitete, bis zur Holzleiste käme, so käme er durch. Die letzte und entscheidende Probe sollte sein, ob er den rechten Fuß um den linken wickeln könnte, und das war ihm ganz unmöglich. Ein Vierter wußte ganz sicher, daß er, wenn er nur nach Joseph in der biblischen Geschichte, oder nach der Taufe im Katechismus, oder nach Saul, oder nach Jesus, oder nach der Haustafel, oder nach den zehn Geboten, oder — — er saß noch da und berechnete, als er vorgerufen wurde. Ein Fünfter hatte sich mit besonderer Vorliebe auf die Bergpredigt verlegt; er hatte nämlich von der Bergpredigt geträumt und war ganz sicher, daß er über die Bergpredigt befragt werden würde, und er leierte die Bergpredigt in einem fort vor sich hin; er mußte draußen vors Haus gehen, um noch einmal die Bergpredigt herzuleiern, — da wurde er hinauf gerufen, um in den großen und kleinen Propheten geprüft zu werden. Ein Sechster dachte an den Pfarrer, der ein so seelenguter Mann war und seinen Vater so gut kannte, dachte auch an den Schulmeister,

der so ein liebes Gesicht hatte, und an Gott, der so herzensgut war und schon so vielen geholfen hatte, wie z. B. Jakob und Joseph, und dann dachte er daran, wie jetzt seine Mutter und seine Geschwister daheim säßen und für ihn beteten, und das würde gewiß helfen. Der Siebente saß da und verzichtete auf alles, was er hier in der Welt hatte werden wollen. Einmal hatte er sich vorgenommen, es bis zum König zu bringen, ein ander Mal bis zum General oder Pfarrer; die Zeit war lange vorbei. Aber bis zu diesem Augenblick hatte er doch wenigstens noch vorgehabt, zur See zu gehen und Schiffskapitän zu werden, vielleicht auch Seeräuber, und sich ungeheure Reichtümer zu erwerben; jetzt verzichtete er zuerst auf die Reichtümer, dann auf den Seeräuber, dann auf den Schiffskapitän, dann auf den Steuermann, beim Matrosen blieb er stehen, oder höchstens Bootsmann, ja es war möglich, daß er überhaupt nicht zur See ginge, sondern eine Stelle auf dem Hofe seines Vaters annähme. Der Achte war seiner Sache etwas sicherer, wenn auch nicht ganz, denn selbst der Tüchtigste war nicht sicher. Er dachte an den Anzug, in dem er konfirmiert werden sollte, und wozu der gebraucht werden sollte, wenn er durchfiele. Aber wenn er durchkäme, dann durfte er in die Stadt und sich Tuchkleider kaufen, und dann wollte er heimkommen und zu Weihnachten tanzen, zu aller Burschen Neid und aller Mädel Staunen. Der Neunte rechnete anders: er stellte ein kleines Kontobuch für den

lieben Gott auf; auf der einen Seite stand als „Debet“: er soll mich durchkommen lassen; und auf der anderen Seite als Kredit: dann will ich nie mehr lügen, nie mehr petzen, immer in die Kirche gehen, die Mädchen in Frieden lassen und mir das Fluchen abgewöhnen. Aber der Zehnte dachte, wenn der Ole Hansen voriges Jahr durchgekommen sei, dann wär's doch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, ihn dieses Jahr nicht durchzulassen, wo er doch immer besser in der Schule gewesen war und außerdem von viel besseren Eltern war. Neben ihm saß der Elfte, der die furchtbarsten Rachepläne brütete, falls er durchfiele: entweder die Schule in Brand zu stecken oder durchzubrennen und später als donnernder Richter des Pfarrers und der ganzen Schulverwaltung zurückzukehren, dann aber edelmütig Gnade für Recht ergehen zu lassen. Vorläufig wollte er bei dem Nachbarpfarrer in Dienst treten und dort im nächsten Jahre Nummer eins werden und solche Antworten geben, daß die Kirche sich wundern sollte. Der Zwölfte aber saß ganz für sich allein unter der Glocke, beide Hände in den Taschen, und blickte wehmütig über die Versammlung hin. Keiner von denen hier wußte, welche Bürde ihn drückte, welche Verantwortung auf ihm ruhte. Aber zu Hause war eine, die es wußte, denn er war verlobt. Eine große, langbeinige Spinne kroch über den Fußboden und näherte sich seinem Fuße; sonst pflegte er das Eklige direkt zu zertreten, aber heute hob er liebevoll den Fuß, daß es in Frieden

gehen konnte, wohin es wollte. Seine Stimme war sanft wie eine Kollekte, seine Augen sagten unaufhörlich, daß alle Menschen gut wären, seine Hand machte eine demütige Bewegung aus der Tasche in seine Haare hinauf, um sie glatter zu streichen. Könnte er sich nur leidlich durch dieses gefährliche Nadelöhr hindurch winden, dann wollte er auf der andern Seite schon wieder herauswachsen und Tabak kauen und seine Verlobung öffentlich machen. Aber auf einem niedrigen Schemel saß mit untergeschlagenen Beinen unruhig der Dreizehnte; seine kleinen funkelnden Augen durchliefen dreimal in der Sekunde das ganze Zimmer, und unter dem dichten, struppigen Haar wälzten sich die Gedanken aller jener Zwölf in bunter Unordnung, von der zuversichtlichsten Hoffnung bis zum zerschmetterndsten Zweifel, von den demütigsten Vorsätzen bis zu den Bygdevernichtendsten Racheplänen, und währenddessen hatte er alles überflüssige Fleisch von seinem Daumen abgeknabbert und machte sich jetzt an die Nägel, die er in großen Stücken über den Boden hinspuckte.

Öyvind saß am Fenster; er war oben gewesen und hatte alle Fragen, die ihm vorgelegt waren, beantworten können; aber weder der Pfarrer noch der Schulmeister hatte irgend etwas gesagt; über ein halbes Jahr hatte er sich damit beschäftigt, was sie wohl sagen würden, wenn sie erführen, wie er gearbeitet hatte, und er fühlte sich jetzt in seinen Hoffnungen sehr getäuscht und zugleich

gekränkt. Dort saß Marit, die für ungleich weniger Anstrengung und Kenntnisse sowohl ermunternde Worte als eine Belohnung erhalten hatte. Gerade um in ihren Augen groß dazustehen, hatte er gearbeitet, und nun erreichte sie spielend, was er sich mit so viel Entsagung erarbeitet hatte. Ihr Lachen und Scherzen schnitt ihm in die Seele; die Ungezwungenheit, mit der sie sich bewegte, tat ihm weh. Seit jenem Abend hatte er's sorgfältig vermieden, mit ihr zu reden, Jahre sollten erst vergehen, dachte er; aber ihr Anblick, wie sie da so fröhlich und überlegen saß, drückte ihn zu Boden, und alle seine stolzen Vorsätze hingen abwärts wie nasses Laub.

Er versuchte jedoch nach und nach, diese Niedergeschlagenheit abzuschütteln. Die Hauptsache war doch, daß er heute Nummer eins würde, und darauf wartete er. Der Schulmeister pflegte immer ein Weilchen beim Pfarrer zurückzubleiben, um die Rangordnung mit ihm zusammen festzustellen, und dann herunterzukommen und den Kindern das Ergebnis mitzuteilen; das war zwar nicht die endgiltige Entscheidung, aber doch der Schluß, zu dem der Pfarrer und er vorläufig gekommen waren. Das Gespräch unten in der Stube wurde lebhafter, je mehr oben gewesen waren und die Prüfung bestanden hatten; aber jetzt fingen die Ehrgeizigen an, sich von den Fröhlichen mehr und mehr abzusondern; diese gingen, sobald sie Gesellschaft fanden, um ihren Eltern ihr Glück zu verkünden, oder sie warteten auch auf andre,

die noch nicht fertig waren; jene dagegen wurden stiller und stiller und blickten voll gespannter Erwartung nach der Tür.

Endlich war die Prüfung zu Ende, die letzten waren heruntergekommen, jetzt besprach also der Schulmeister sich mit dem Pfarrer. Öyvind sah Marit an; sie war ganz gleichmütig, blieb aber doch sitzen, ob in ihrem eigenen Interesse oder um andrer willen, wußte er nicht. Wie hübsch Marit geworden war! Blendend weiß und fein war die Haut wie bei keiner andern; ihr Näschen war ein bißchen aufgeworfen, der Mund lächelte. Die Augen waren halb geschlossen, wenn sie nicht gerade jemand ansah, aber dafür kam auch ihr Blick, wenn er kam, mit ungeahnter Gewalt, — und als ob sie selbst hinzufügen wollte, daß sie sich wirklich gar nichts dabei dächte, lächelte sie gleichzeitig ein wenig. Ihr Haar war eher dunkel als hell, aber es war kraus und hing auf beiden Seiten tief ins Gesicht hinein, so daß es ihr zusammen mit den halbgeschlossenen Augen etwas Geheimnisvolles gab, etwas, womit man nie fertig werden konnte. Man war nie ganz sicher, wen sie eigentlich ansehe, wenn sie so für sich allein oder zwischen andern Mädchen dasaß, auch nicht, was sie eigentlich dächte, wenn sie sich an jemand wendete und mit ihm sprach, denn sie nahm sozusagen gleich wieder fort, was sie gegeben hatte. Hinter dem allen steckt wohl eigentlich der Jon Hatlen, dachte Öyvind, sah sie aber doch fortwährend an.

Da endlich erschien der Schulmeister. Alle sprangen von ihren Plätzen auf und stürmten auf ihn zu. „Welche Nummer hab' ich?" „Und ich?" „Und ich, ich?" „Stille, ihr Schlakse, keinen Spektakel gemacht! Ruhe da, dann sollt ihr's zu hören kriegen, Kinder." Er schaute sich langsam im Kreise umher. „Du bist Nummer zwei," sagte er zu einem Jungen mit blauen Augen, die ihn flehend anblickten; und der Junge tanzte aus dem Kreise hinaus. „Du bist Nummer drei," damit klopfte er einem kleinen fixen Rotkopf, der ihn hinten am Rock zupfte, auf die Schulter. „Du bist Nummer fünf, du Nummer acht" usw. Er sah Marit: „Du bist Nummer eins von den Mädchen." Sie wurde glühend rot über Gesicht und Hals, versuchte jedoch zu lächeln. „Du bist Nummer zwölf, bist 'n Faulpelz gewesen, 'n rechter Schlingel; du Nummer elf, war nicht anders zu erwarten, mein Junge; du Nummer dreizehn, mußt noch tüchtig lernen, mußt hübsch zum Überhören kommen, sonst geht's dir schlecht ...." Länger konnte Öyvind es nicht aushalten. Nummer eins war zwar noch nicht genannt, aber er hatte doch die ganze Zeit so gestanden, daß der Schulmeister ihn hatte sehen können. „Herr Schulmeister!" — er hörte nicht. „Herr Schulmeister!" Dreimal mußte er es wiederholen, ehe er gehört wurde. Endlich sah ihn der Schulmeister an: „Nummer neun oder zehn, weiß nicht mehr genau," sagte er und wendete sich dann wieder an einen andern. „Wer ist denn Nummer eins?" fragte Hans, Öyvinds

bester Freund. „Du jedenfalls nicht, Krauskopf!“ sagte der Schulmeister und schlug ihm mit einer Papierrolle über die Hand. „Wer ist es denn?“ fragten mehrere, „wer ist es, ja wer ist es nur?“ „Wer's ist, wird's schon erfahren,“ erwiderte der Schulmeister streng; er wollte keine weiteren Fragen. „Geht jetzt hübsch nach Hause, Kinder, dankt dem lieben Gott und macht euern Eltern Freude! Seid auch euerm alten Schulmeister ein bißchen dankbar, ihr hättet jetzt hübsch dasitzen und Nägel kauen dürfen, wenn er nicht wäre!“ Sie dankten ihm lachend und zogen jubelnd ihrer Wege, denn in diesem Augenblick, wo es heim ging zu den Eltern, waren sie alle froh. Nur einer blieb zurück, der seine Bücher nicht recht finden konnte und, als er sie fand, sich hinsetzte, als wollte er von neuem zu lernen anfangen.

Der Schulmeister ging auf ihn zu. „Nun, Öyvind, willst du nicht mit den andern gehen?“ Er antwortete nicht. Was soll denn das jetzt mit den Büchern? „Ich will bloß nachsehen, was ich heut falsch beantwortet habe.“ „Du hast sicherlich garnichts falsch beantwortet.“

Da sah Öyvind ihn an, die Tränen standen ihm in den Augen, unverwandt sah er ihn an, während ihm eine Träne nach der anderen die Backen hinunterrollte, aber er sagte nicht ein Wort. Der Schulmeister setzte sich vor ihn hin. „Freust du dich denn nicht, daß du durch bist?“

Es bebberte um seinen Mund, aber er antwortete nicht.

„Mutter und Vater zu Haus werden sehr froh sein," sagte der Schulmeister und sah ihn an. Öyvind kämpfte lange, um ein Wort herauszubringen, endlich fragte er leise und abgebrochen: „Ist es — — —, weil ich — — ein Häuslerbub' bin, — — daß ich der neunte oder zehnte geworden bin?" „Wahrscheinlich ist das der Grund," erwiderte der Schulmeister. „Dann hilft mir ja alles nichts, wie ich auch arbeite," sagte er tonlos und brach mit allen seinen Träumen zusammen.

Mit einem Male richtete er den Kopf in die Höhe, hob die rechte Hand, schlug mit aller Macht auf den Tisch, warf sich aufs Gesicht und brach in leidenschaftliches Weinen aus.

Der Schulmeister ließ ihn ruhig weinen, sich recht von Herzen ausweinen. Es dauerte eine ganze Weile, aber geduldig wartete der Schulmeister, bis das Weinen etwas kindlicher wurde. Da nahm er Öyvinds Kopf zwischen beide Hände, hob ihn in die Höhe und sah in das verweinte Gesicht. „Glaubst du, daß jetzt eben Gott bei dir war?" fragte er und hielt ihn freundlich vor sich hin. Öyvind schluchzte noch, aber kürzer; die Tränen rannen leiser, aber er wagte nicht, dem, der ihn fragte, ins Gesicht zu sehen, und auch nicht, ihm zu antworten. „Öyvind, das hast du redlich verdient. Du hast nicht aus Liebe zu deinem Christentum und zu deinen Eltern gelernt, du hast aus Eitelkeit gelernt." Zwischen

den verschiednen Worten des Schulmeisters war es jedesmal still im Zimmer; Öyvind fühlte seinen Blick auf sich ruhen, und unter diesem Blick taute er auf und wurde demütig. „Mit diesem Zorn im Herzen hättest du nicht vor den Altar treten dürfen, um mit deinem Gotte den Bund zu schließen, nicht wahr, mein Junge?" „Nein!" stammelte er, so gut er vermochte. „Und hättest du dagestanden mit eitler Freude darüber, daß du Nummer eins wärest, hättest du dich da nicht versündigt?" „Ja," flüsterte er, und seine Lippen bebten. „Du hast mich trotzdem noch lieb, Öyvind?" „Ja," und er schlug zum ersten Mal die Augen auf. „Dann will ich dir sagen, daß ich es war, der dir den niedrigeren Platz erwirkt hat; denn ich habe dich so innig lieb, Öyvind." Der Knabe sah ihn an, blinzelte ein paarmal mit den Augen, und die Tränen rannen wieder unaufhaltsam. „Du bist mir doch nicht böse?" „Nein," er blickte voll zu ihm auf, wenn auch seine Stimme erstickt war. „Mein liebes Kind, ich will um dich sein, so lange ich lebe."

Er wartete auf Öyvind, bis er sich gefaßt und seine Bücher zusammengesucht hatte, und sagte dann, er wolle ihn nach Hause begleiten. Langsam gingen sie heimwärts, anfangs war Öyvind noch still und kämpfte mit sich, aber nach und nach überwand er sich. Er war so überzeugt, daß das Vorgefallene das Allerbeste für ihn wäre, was ihm hätte widerfahren können, und dieser Glaube war, noch ehe er heim kam, so stark geworden,

daß er seinem Gott dafür dankte und das auch dem Schulmeister sagte. „Ja, und nun wollen wir auch überlegen, wie wir im Leben etwas erreichen können," sagte der Schulmeister, „und nicht mehr Blindekuh nach Nummern jagen. Was sagst du zum Seminar?" „Ja, da möchte ich gern hin." „Meinst du die Ackerbauschule?" „Ja!" „Das wär' freilich auch das beste für dich; die gibt andere Aussichten als eine Schulmeisterstelle." „Aber wie soll ich denn dahin kommen? Ich hab' so mächtige Lust, aber keine Mittel." „Sei fleißig und brav, dann werden sich schon Mittel und Wege finden."

Öyvind war innerlich ganz von Dankbarkeit überwältigt. Vor seinen Augen wurde es wieder funkelnd hell, sein Atem ging leichter, und in ihm brannte das Feuer jener unendlichen Liebe, die uns vorwärts trägt, wenn man unerwartete Menschengüte erfährt. In solchen Augenblicken stellt man sich die ganze Zukunft wie ein Wandern in frischer Bergluft vor; man fühlt sich mehr getragen, als daß man geht.

Als sie heimkamen, saßen die beiden Eltern in stiller Erwartung in der Wohnstube, obgleich Arbeitszeit und viel zu tun war. Der Schulmeister ging zuerst hinein. Öyvind hinterher, beide lächelten. „Nun?" fragte der Vater und legte das Gesangbuch fort, in dem er gerade das Gebet eines Konfirmanden gelesen hatte. Die Mutter stand am Herde und wagte nichts zu sagen; sie lachte, aber ihre Hand

zitterte; sie erwartete augenscheinlich etwas Gutes, wollte sich aber nicht verraten. „Ich bin nur hergekommen, um euch selbst die freudige Nachricht zu bringen, daß euer Junge alle Fragen beantwortet hat, und daß der Pfarrer, als er gegangen war, zu mir gesagt hat, einen besseren Konfirmanden hätte er nie gehabt." „Ach wirklich," sagte die Mutter und wurde sehr bewegt.

„Das ist ja nett," sagte der Vater und räusperte sich ein wenig verlegen.

Nachdem es lange still gewesen war, fragte die Mutter leise: „Welche Nummer kriegt er denn?" „Nummer acht oder neun," sagte der Schulmeister ruhig. Die Mutter sah den Vater an, dieser erst sie und dann Öyvind, und dann sagte er: „Ein Häuslerbub' kann halt nicht mehr verlangen." Öyvind sah den Vater jetzt wieder an. Es war, als wollte ihm wieder etwas im Halse aufsteigen, aber er bezwang sich, indem er ganz schnell an all das Liebe dachte, eins nach dem andern, bis er es tapfer heruntergeschluckt hatte.

„Und jetzt muß ich wohl wieder gehen," sagte der Schulmeister, nickte und wendete sich zur Tür. Beide Eltern begleiteten ihn nach ihrer Gewohnheit bis vor die Haustür; hier schob sich der Schulmeister ein Priemchen in den Mund und sagte schmunzelnd: „Er wird doch Nummer eins, aber er braucht es nicht zu wissen, eh der Tag da ist." „Schon gut," sagte der Vater und nickte. „Schon gut," sagte die Mutter und nickte ebenfalls. Dann

nahm sie den Schulmeister bei der Hand und sagte: „Du sollst auch recht schönen Dank haben für alles, was du für ihn tust.“ „Ja, ja, recht schönen Dank,“ sagte der Vater, und der Schulmeister ging, aber die zwei standen noch lange und sahen ihm nach.

Siebentes Kapitel

Der Schulmeister hatte richtig gezielt, als er den Pfarrer gebeten hatte, erst zu prüfen, ob Öyvind es auch wirklich vertragen könnte, Nummer eins zu sein. In den drei Wochen bis zur Konfirmation war er täglich um den Knaben; eine junge, weiche Seele kann wohl einem Eindruck nachgeben, aber ein andres ist es, ob sie ihn auch mit aller Treue festhalten kann. Manche finstre Stunde kam über den Knaben, ehe er lernte, seine Zukunftspläne von etwas besserm als von Eitelkeit und Trotz leiten zu lassen. Mitten in der besten Arbeit verlor er oft plötzlich die Lust und ließ die Arbeit fahren: „Wozu? was gewinne ich?“ Und dann nach einer Weile dachte er an den Schulmeister und seine Worte und seine Güte; aber dieses menschlichen Mittels bedurfte er, um wieder emporzukommen, so oft er von der richtigen Auffassung seiner höheren Pflicht abfiel.

Die Tage, da man sich auf Pladsen für die Einsegnung vorbereitete, waren gleichzeitig auch eine

Vorbereitung auf seine Reise nach der Ackerbauschule, denn schon den Tag darauf sollte er sie antreten. Schneider und Schuster saßen in der Stube, die Mutter buk in der Küche Kuchen, und der Vater bastelte an einer Truhe. Viel wurde in dieser Zeit auch davon geredet, was sein zweijähriger Aufenthalt auf der Schule kosten würde, und daß er wohl schwerlich zum ersten Weihnachtsfeste nach Hause kommen könne, vielleicht nicht einmal zum zweiten, und wie schwer ihnen die lange Trennung fallen würde. Man sprach auch von der Liebe, die er seinen Eltern schuldig wäre, die für ihr Kind so große Opfer brächten. Öyvind saß da wie einer, der sich auf eigene Faust hinausgewagt hat und umgekippt ist, aber jetzt von liebevollen Menschen aufgenommen wird.

Ein solches Gefühl verleiht Demut, und mit ihr kommt noch vieles andre. Als der große Tag nahte, durfte er sich wohl vorbereitet nennen und ihm mit vertrauender Hingebung entgegensehen. Jedesmal, wenn Marits Bild sich ihm vor die Seele drängte, schob er es vorsichtig auf die Seite, aber er fühlte einen Schmerz dabei. Er versuchte, sich darin zu üben, allein er wurde doch nicht stärker dadurch, im Gegenteil, der Schmerz war es, der wuchs. Deshalb fühlte er sich gar müde, als er am letzten Abend nach einer langen Selbstprüfung den lieben Gott anflehte, er möge ihn in diesem Punkte doch lieber nicht versuchen.

Gegen Abend kam der Schulmeister. Sie

setzten sich in die Stube, nachdem sie sich alle gewaschen und zurecht gemacht hatten, wie mans dort am Abend vor dem Abendmahl und der Konfirmation zu tun pflegt. Die Mutter war bewegt, und der Vater schweigsam; hinter dem Feste morgen lag der Abschied, und es war ungewiß, wann sie wieder so beisammen sitzen würden. Der Schulmeister nahm die Gesangbücher zur Hand, sie hielten eine Andacht und sangen, und dann sprach er ein kleines Gebet, ganz frei, wie die Worte fielen.

So saßen die vier Menschen bis spät in den Abend beieinander, und die Gedanken hielten Einkehr bei sich selber; endlich schieden sie mit den besten Wünschen für den kommenden Tag und dafür, was er binden sollte. Als Öyvind zu Bett ging, mußte er sich gestehen, daß er sich noch nie in so glücklicher Stimmung niedergelegt hatte. Heute abend gab er dieser Empfindung nämlich eine besondere Deutung; er verstand darunter: nie bin ich so ergeben in Gottes Willen und so fröhlich in Gott zur Ruhe gegangen. Marits Gesicht wollte gleich wieder auftauchen, und das letzte, dessen er sich noch bewußt war, war eine Art Selbstversuchung: nicht ganz glücklich, nicht ganz — und er antwortete: doch, ganz. Aber immer wieder: nicht ganz — doch — ganz; nein, nicht ganz —

Als er aufwachte, dachte er sofort an die Bedeutung des Tages, betete und fühlte sich stark, wie man sich meistens morgens fühlt. Seit dem Sommer hatte er für sich allein auf dem Boden geschlafen; jetzt

stand er auf und zog seinen neuen hübschen Anzug an; behutsam, denn er hatte noch nie einen so feinen besessen. Namentlich war da eine rundgeschnittene Tuchjacke, die er erst viele Male befühlen mußte, ehe er sich daran gewöhnen konnte. Er holte sich einen kleinen Spiegel herauf, als er den Kragen umgebunden und die Jacke eben zum vierten Male angezogen hatte. Als er sein eignes vergnügtes Gesicht mit den ungewöhnlich hellen Haaren nun da im Spiegel liegen und ihn anlachen sah, fiel ihm ein, daß das am Ende wieder Eitelkeit wäre. Ja, aber hübsch angezogen und rein gewaschen muß man doch sein dürfen, antwortete er sich selbst, indem er sein Gesicht vom Spiegel wegzog, als ob es Sünde wäre, hineinzuschauen. Ei, freilich, aber man darf sich selbst um solcher Dinge willen nicht allzu lieb haben. — Nein, aber eigentlich muß Gott doch selbst Wohlgefallen daran haben, daß man sich darüber freut, wenn man hübsch aussieht. — Kann wohl sein, aber besser würde es ihm doch wohl gefallen, du freutest dich, ohne allzuviel Gewicht darauf zu legen. — Ganz recht, aber sieh mal, das ist doch nur, weil alles so neu ist. — Ja, dann mußt du es dir aber auch nach und nach abgewöhnen. — Er ertappte sich dabei, daß er sich bald über diesen, bald über einen andern Gegenstand in selbstprüfenden Gesprächen erging, damit keine Sünde diesen Tag beflecke; allein er wußte auch, daß dazu noch viel mehr gehörte.

Als er hinunter kam, saßen die Eltern schon

13*

fertig angezogen da und warteten mit dem Frühstück. Er ging auf sie zu, gab ihnen die Hand und bedankte sich für den neuen Anzug. Und ein „trag ihn in Gesundheit“ bekam er zurück. Sie setzten sich zu Tisch, beteten still und aßen. Die Mutter deckte den Tisch ab und kam mit dem Proviantkorb für den Kirchgang herein. Der Vater zog sein Wams an, die Mutter steckte ihre Tücher fest, alle nahmen ihre Gesangbücher, schlossen das Haus ab und stiegen bergan. Sobald sie den oberen Weg erreicht hatten, trafen sie Kirchengänger, zu Wagen wie zu Fuß, dazwischen Konfirmanden und hier und da weißhaarige Großeltern, die doch dies eine Mal noch gern mitwollten.

Es war ein Herbsttag ohne Sonnenschein, wie meistens, wenn das Wetter am Umschlagen ist. Gewölk ballte sich zusammen und zerteilte sich wieder, bisweilen löste sich eine ganze Schar von zwanzig Wolken los, die über den ganzen Himmel hinjagten, mit Befehl zum Unwetter; aber unten auf der Erde war es noch still, das Laub hing entseelt und zitterte nicht einmal, die Luft war etwas schwül; die Leute hatten ihre Mäntel mit, benutzten sie aber nicht. Eine ungewöhnlich große Menschenmenge hatte sich um die freiliegende Kirche gesammelt; aber die Konfirmanden gingen gleich in die Kirche hinein, um vor Beginn des Gottesdienstes aufgestellt zu werden. Plötzlich kam der Schulmeister in blauem Anzuge, Rock und Kniehosen, hohen Stiefeln und steifer Halsbinde, mit der Pfeife, die

aus der hintern Rocktasche herausguckte, den Gang herunter, nickte und lachte, klopfte einem oder dem andern auf die Schulter, sprach hier und da ein paar Worte mit einem, er möge ja recht laut und deutlich antworten, und kam während dessen bis in die Nähe der Armenbüchse, wo Öyvind seinem Freunde Hans alle seine Fragen über seine Reise beantworten mußte. „'n Morgen, Öyvind, schöner Tag heut," sagte er und faßte ihn beim Rockkragen, als ob er mit ihm reden wollte. „Hör mal, mein Junge, ich glaube alles gute von dir. Hab jetzt mit dem Herrn Pfarrer geredet, darfst deinen Platz behalten; stell dich auf als Nummer eins und antworte hübsch deutlich."

Öyvind sah ihn ganz starr an; der Schulmeister nickte, der Junge ging ein paar Schritte, blieb stehen, ging wieder ein paar Schritte — freilich, es wird wohl richtig sein, er wird wohl beim Pfarrer ein gutes Wort für mich eingelegt haben; und rasch ging er hinauf. „Du bist ja doch Nummer eins geworden," flüsterte einer ihm zu. „Ja," erwiderte Öyvind leise, aber er wußte noch immer nicht recht, ob er's wirklich glauben durfte.

Die Aufstellung war beendet, der Pfarrer kam, die Glocken fingen zu läuten an, die Menge strömte herein. Da sah Öyvind Marit Haidehöfen gerade vor sich, sie sah ihn auch an, aber beide waren von der Heiligkeit der Stätte so ergriffen, daß sie sich nicht zu grüßen wagten. Er sah nur, daß sie leuchtend schön war und mit bloßem Kopfe ging,

mehr sah er nicht. Und Öyvind, der seit mehr als einem halben Jahre so stolze Pläne auf den Moment gebaut hatte, wo er ihr so gegenüberstehen würde, vergaß, als der Augenblick da war, den Platz und sie, und daß er überhaupt je daran gedacht hatte.

Nachdem alles vorüber war, kamen Verwandte und Freunde, um ihre Glückwünsche anzubringen; dann kamen seine Kameraden auf ihn zu, um ihm Lebewohl zu sagen, da sie gehört hatten, er solle schon am nächsten Tage abreisen; dann kamen alle die Kleinen, mit denen er auf dem Berge Kjalke gefahren war und denen er in der Schule oft geholfen hatte, und da ging der Abschied nicht ohne Tränen ab. Zuletzt kam der Schulmeister, gab ihm und den Eltern schweigend die Hand und machte ein Zeichen zum gehen; er wollte mitkommen. So waren denn die vier wieder beisammen, und diesmal sollte es der letzte Abend sein. Unterwegs nahmen noch viele Abschied von ihm und wünschten ihm Glück, aber sonst sprachen die vier nicht miteinander, ehe sie zu Hause in der Stube saßen.

Der Schulmeister versuchte, sie bei gutem Mute zu erhalten. Jetzt, da der Augenblick des Abschieds kommen sollte, konnten sie sich nicht verhehlen, daß ihnen allen bei dem Gedanken an eine zweijährige Trennung graute, denn bis jetzt waren sie noch nicht einen einzigen Tag fern voneinander gewesen; aber niemand wollte es eingestehen. Je mehr sich der Tag neigte, desto beklommener wurde Öyvind

zu Sinn; er ging ins Freie, um ein wenig zur Ruhe zu kommen.

Es war schon halb dunkel, und ein eigentümliches Sausen lag in der Luft. Er blieb vor der Tür stehen und sah zum Himmel hinauf. Da hörte er vom Bergrande her seinen Namen rufen, ganz leise, es war keine Täuschung, zweimal wurde er wiederholt. Er schaute auf und sah undeutlich, daß da oben zwischen den Bäumen eine weibliche Gestalt hockte und heruntersah. „Wer ist da?“ fragte er. „Ich hab gehört, du willst abreisen,“ sagte sie leise; „da mußt ich doch noch mal zu dir, und dir adjö sagen, wenn du nicht zu mir kommst.“ — „Nein, aber sowas —, Marit — du? Wart, ich komm zu dir hinauf.“ „Ach nein, lieber nicht; ich hab schon so lange gewartet, und dann müßte ich noch länger warten; niemand weiß, wo ich bin, und ich muß schleunigst wieder heim.“ „Wie lieb von dir, Marit, daß du kommst,“ sagte er. „Ich konnte es nicht aushalten, daß du so abreisen solltest, Öyvind; wir haben uns doch schon gekannt, als wir noch ganz klein waren.“ „Ja, freilich.“ „Und jetzt haben wir ein halbes Jahr lang kein Wort miteinander geredet.“ „Ja, das ist wohl so.“ „Und damals sind wir auch auf so merkwürdige Weise auseinander gegangen.“ „Ach ja; du, ich glaube, ich komme doch hinauf.“ „Nein nein, bitte nicht!“ „Aber sag mal: du bist mir doch nicht böse?“ „Bewahre, Marit, wie kannst du nur sowas denken?“ „Na ja, dann also leb wohl, Öyvind, und hab Dank

für alles, was wir zusammen schönes erlebt haben.“ „Noch nicht gehen, Marit!“ „Doch, jetzt muß ich weg, sie werden mich wohl schon vermissen.“ „Marit, Marit!“ „Nein, Öyvind, ich kann nicht länger wegbleiben; leb wohl!“ „Leb wohl!“

Wie im Traume ging er von da an herum, und wenn man ihn anredete, antwortete er wie von weit her; sie schrieben das der nahen Abreise zu, was ja zu erwarten wäre, und diese nahm auch einen Augenblick lang seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, nämlich, als der Schulmeister am Abend von ihm Abschied nahm und ihm dabei etwas in die Hand steckte, was sich nachher als ein Fünftalerschein herausstellte. Aber später, als er zu Bette ging, dachte er nicht an die Abreise, sondern an die Worte, die da von der Bergwand heruntergekommen, und die, die wieder hinaufgegangen waren. Als Kind hatte sie nicht zur Bergwand hingedurft, weil der Großvater bange war, sie könnte hinunterfallen. Wer weiß, ob sie nicht doch noch mal herunterkäme!

Achtes Kapitel

Liebe Eltern!

Jetzt haben wir viel mehr zu arbeiten bekommen, aber jetzt habe ich auch die andern schon beinahe eingeholt, so daß es nicht mehr so schwer ist. Und nun will ich auf Vaters Grund viel verändern,

wenn ich heimkomme, denn da wird vieles verkehrt angefangen, und es ist wunderlich genug, daß es überhaupt bis jetzt gegangen ist. Aber ich will schon Schneid hineinbringen, denn jetzt hab' ich viel gelernt. Ich möchte gern irgendwohin, wo ich alles das, was ich jetzt weiß, anwenden kann; deshalb will ich mir eine große Stelle suchen, wenn ich fertig bin. Hier sagen alle, mit Jon Hatlen wäre gar nicht so viel los, wie man bei uns zu Hause glaubt, aber er hat ja einen eigenen Hof, also geht es keinen andern was an, außer ihn selbst. Viele, die von hier kommen, bekommen nachher sehr hohen Lohn; die werden nämlich so gut bezahlt, weil unsere Ackerbauschule die beste im ganzen Lande ist. Welche sagen auch, die im Nachbaramt wäre noch besser, aber das ist gar nicht wahr. Hier hört man immerzu zwei Worte: das eine heißt Theorie und das andere Praxis, und es ist gut, wenn man sie beide hat, und das eine ist nichts ohne das andre, aber das letzte ist doch das beste. Das erste Wort bedeutet, daß man die Ursache und den Grund von einer Arbeit kennt, und das andere bedeutet, daß man die Arbeit auch wirklich selbst machen kann, wie zum Beispiel das jetzt mit dem Sumpf. Es gibt nämlich viele, die ganz gut wissen, wie man das mit dem Sumpf machen soll, aber sie machen es trotzdem verkehrt, denn sie können es nicht. Und wieder andere können es wohl, aber sie wissen es nicht, und dann geht es auch oft verkehrt, denn es gibt viele Arten Sümpfe. Aber wir

hier auf der Ackerbauschule, wir lernen alle beide Worte. Unser Direktor ist so tüchtig, daß sich keiner mit ihm messen kann. Bei der letzten landwirtschaftlichen Versammlung für das ganze Land hatte er zwei Fragen zu behandeln, während die anderen Direktoren jeder nur eine hatten, und immer wurde alles gemacht, wie er sagte, wenn sie sich's erst überlegt hatten. Aber auf der vorigen Versammlung, wo er nicht war, da haben sie bloß gequatscht.

Den Leutnant, der uns im Feldmessen unterrichtet, hat der Direktor auch nur wegen seiner großen Tüchtigkeit bekommen, denn die anderen Schulen haben keinen Leutnant; aber unser Leutnant ist auch riesig tüchtig, er soll auf der Leutnantsschule der allerbeste gewesen sein.

Der Schulmeister fragt, ob ich auch zur Kirche gehe. Ja, natürlich gehe ich in die Kirche, denn jetzt hat der Pfarrer hier einen Hilfsprediger gekriegt, und der predigt so, daß allen in der Kirche ganz schwumelig wird, und es macht Spaß, ihn zu hören. Er gehört zu der neuen Religion, die sie in Christiania alle haben, und die Leute finden, er sei zu streng, aber das tut ihnen ganz gut.

Augenblicklich haben wir viel Geschichte, was wir vorher nicht gehabt haben, und es ist so merkwürdig, zu sehen, was sich alles in der Welt zugetragen hat, namentlich aber bei uns. Denn wir haben immer und immer gesiegt, ausgenommen, wenn wir verloren haben, aber dann waren wir auch

viel, viel kleiner. Jetzt haben wir unsere Freiheit, und kein Volk hat so viel Freiheit wie wir, ausgenommen Amerika, aber da sind sie nicht glücklich. Und unsere Freiheit sollen wir über alles andre lieben.

Jetzt will ich für diesmal schließen; denn ich habe einen sehr langen Brief geschrieben. Der Schulmeister kriegt doch den Brief wohl zu lesen, nicht wahr? Und dann sagt ihm doch, wenn er für Euch antwortet, dann möchte er mir doch ein bißchen was von einem oder dem andern erzählen; das tut er nämlich nie. Seid nun vielmals gegrüßt von Eurem ergebenen Sohne

Öyvind Thoresen.

* * *

Liebe Eltern!

Ich muß Euch doch berichten, daß wir Examen gehabt haben und daß ich in vielen Fächern das Prädikat vorzüglich gekriegt habe, und im Schreiben und Feldmessen sehr gut, und im norwegischen Aufsatz ziemlich gut. Das kommt daher, sagt der Direktor, weil ich nicht genug gelesen habe, und er hat mir ein paar Bücher von Ole Vig geschenkt, und die sind herrlich, denn ich kann alles verstehen. Der Direktor ist sehr gut gegen mich, er erzählt uns so viel. Bei uns, sagt er, ist alles so schrecklich klein im Vergleich zum Auslande; wir können hier fast gar nichts, und müssen alles erst von den Schotten und Schweizern

lernen, und von den Holländern lernen wir den Gartenbau. Viele reisen dahin nach diesen Ländern, schon in Schweden sind sie viel tüchtiger als wir, und da ist der Direktor selbst gewesen. Nun bin ich bald ein Jahr hier und ich dachte, ich hätte ganz viel gelernt, aber wenn ich höre, was die bei der Entlassungsprüfung alles können, und dann dran denke, daß auch die rein gar nichts können, wenn sie sich mit den Ausländern messen, dann werde ich ganz niedergeschlagen. Und noch dazu ist auch der Boden hier in Norwegen so schlecht gegen den im Auslande, es lohnt sich gar nicht mal, sich so viel damit zu placken. Außerdem mag unser Volk sich auch nichts zeigen lassen. Und wenn sie auch wollten, und wenn der Boden auch viel besser wäre, so haben sie doch kein Geld, um ihn richtig anzubauen. Merkwürdig, daß es überhaupt bis jetzt gegangen ist.

Nun bin ich also in der obersten Klasse, und da muß ich noch ein Jahr bleiben, bis ich fertig bin. Aber die meisten von meinen Kameraden sind jetzt fort, und ich habe Heimweh. Mir ist beinah zu Mut, als stände ich ganz allein, obgleich das doch durchaus nicht so ist; aber es ist so wunderlich, wenn man so lange fortgewesen ist. Ich dachte einmal, ich würde hier sehr tüchtig werden, aber damit sieht's gar übel aus.

Was soll ich nun anfangen, wenn ich hier fertig bin? Zuerst will ich natürlich nach Hause,

später muß ich mir wohl eine Stelle suchen, aber weit weg darf's nicht sein.

Nun lebt wohl, liebe Eltern; grüßt alle, die noch nach mir fragen, und sagt ihnen, daß es mir gut geht, aber daß ich mich nach Hause sehne.

Euer ergebener Sohn

Öyvind Thoresen.

* * *

Lieber Schulmeister!

Hiermit frage ich bei Dir an, ob Du den einliegenden Brief übersenden willst, aber keiner Menschenseele etwas davon sagen. Wenn Du nicht willst, so verbrenne ihn.

Öyvind Thoresen Pladsen.

* * *

An die wohlehrsame
Jungfrau Marit Knudstochter Nordistuen
auf den obern Haidehöfen.

Du wirst Dich gewiß sehr darüber wundern, einen Brief von mir zu erhalten, aber das brauchst Du nicht, denn ich möchte Dich nur fragen, wie es Dir geht. Darüber mußt Du mich baldmöglichst und in jeder Hinsicht benachrichtigen. Von mir selbst ist nur zu melden, daß ich hier in einem Jahre fertig bin.

Ehrerbietigst

Öyvind Pladsen.

* * *

An den Junggesellen Öyvind Thoresen
auf der Ackerbauschule.

Deinen Brief habe ich richtig vom Schulmeister erhalten, und da Du mich darum bittest, will ich auch antworten. Aber ich fürchte mich eigentlich, denn Du bist so gelehrt und ich habe einen Briefsteller, aber aus dem will nichts recht passen. Also muß ich es selbst versuchen und Du mußt den guten Willen für die Tat nehmen; aber Du darfst ihn keinem Menschen zeigen, sonst bist Du nicht der, für den ich Dich halte. Aufheben darfst Du ihn auch nicht, weil sonst leicht jemand ihn zu sehen kriegen könnte, sondern Du sollst ihn verbrennen, und das mußt Du mir versprechen. Ich hätte Dir wohl mancherlei zu schreiben, aber ich wage es nicht. Wir haben eine gute Ernte gehabt, die Kartoffeln stehen hoch im Preise, und hier auf den Heidehöfen haben wir reichlich geerntet. Aber der Bär hat diesen Sommer übel gehaust; dem Ole Niederhöfen hat er zwei Rinder zerrissen und unserm Häusler eine Kuh so zugerichtet, daß sie geschlachtet werden mußte. Ich webe an einem großen Teppich, der ist ähnlich wie das schottische Zeug, und das ist sehr schwer. Und nun will ich Dir erzählen, daß ich noch zu Hause bin, und daß andere es gern anders haben möchten. Nun weiß ich für diesmal nichts mehr zu schreiben, und deshalb lebe wohl.

Marit Knudstochter.

N. S. Du mußt diesen Brief ja verbrennen.

* *
*

An den Ackerbauschüler Öyvind Thoresen Pladsen!

Das habe ich Dir stets gesagt, Öyvind: Wer mit Gott wandert, der hat das beste Teil erwählt. Aber jetzt sollst Du meinen Rat hören, und der besteht darin, Dir die Welt nicht mit Sehnsucht und Widerwärtigkeiten zu füllen, sondern auf Gott zu vertrauen und Dein Herz sich nicht in Sehnsucht verzehren zu lassen; denn dann hast Du einen andern Gott neben Ihm. Sodann kann ich Dir zunächst berichten, daß Dein Vater und Deine Mutter sich wohl befinden; ich aber habe Schmerzen in der Hüfte, denn jetzt fängt der Krieg wieder an, bei mir herauszuschlagen und alles, was man da zu leiden hatte. Was die Jugend sät, erntet das Alter, und sowohl Geist wie Körper schmerzen und brennen und wollen mich zu eitel Klagen verlocken. Aber klagen soll das Alter nicht, denn Weisheit rinnt aus den Wunden, und Geduld predigt der Schmerz, daß der Mensch Kraft gewinne für die letzte Reise. Heute habe ich aus vielen Gründen die Feder ergriffen, und zwar zunächst und vor allen Dingen um Marits willen, die ein gottesfürchtiges Mägdlein geworden ist, aber leichtfüßig wie ein Renntier, und voll von Vorsätzen. Sie möchte sich gern an eins halten, aber kann es nicht wegen ihrer Natur; doch das habe ich oft gesehen, daß der Herr gegen solch ein schwaches Herzelein mild und nachsichtig ist und es nicht über Vermögen in Versuchung führt, auf daß es nicht zerbreche; denn sie ist sehr spröde. Den

Brief habe ich ihr richtig ausgehändigt, und sie verbarg ihn vor allen, ausgenommen vor ihrem eigenen Herzen. Und will Gott dieser Sache Gelingen geben, so habe ich nichts dawider; denn die Jünglinge haben Wohlgefallen an ihr, wie man leicht wahrnehmen kann, und sie hat vollauf an irdischen Gütern, und auch an himmlischen fehlt es ihr nicht, trotz ihrer Unbeständigkeit. Denn die Gottesfurcht ist in ihrem Herzen wie das Wasser in einem flachen Teiche; bei Regenwetter ist es da, aber im Sonnenschein verschwindet es.

Nun können meine Augen nicht mehr; denn so gut sie auch in der Ferne sehen, so tun sie mir doch weh und füllen sich mit Tränen, sobald ich sie auf das Naheliegende richte. Nur das Eine will ich Dir noch ans Herz legen, Öyvind: Was Du auch erstrebst und erringst, nichts fange ohne Gott an, denn es stehet geschrieben: Es ist besser eine Hand voll von Ruhe, denn beide Fäuste voll mit Mühe und Jammer. (Pred. Sal. 4, 6.)

Dein alter Schulmeister
Baard Andersen Opdal.

* * *

An die wohlehrsame
Jungfrau Marit Knudstochter, Haidehöfen.

Schönen Dank für Deinen Brief, den ich gelesen und verbrannt habe, wie Du es verlangst. Du schreibst von vielem, von allem möglichen, nur nicht

von dem, was ich am liebsten gehört hätte. Auch ich darf nicht von etwas Gewissem schreiben, ehe ich weiß, wie es mit Dir in jeder Beziehung steht. Der Brief des Schulmeisters sagt nichts, woran man sich halten könnte, aber er lobt Dich, und dann sagt er, Du seist unbeständig. Das warst Du schon immer. Nun weiß ich nicht, was ich denken soll, und deshalb mußt Du schreiben. Ich werde nicht ruhig, ehe Du nicht geschrieben hast. Am meisten denke ich jetzt daran, wie Du am letzten Abend auf den Berg kamst, und an das, was Du damals sagtest. Mehr will ich diesmal nicht sagen, und deshalb lebwohl.

Ehrerbietigst

Öyvind Pladsen.

* * *

An den Junggesellen Öyvind Thoresen.

Der Schulmeister hat mir einen neuen Brief von Dir gegeben, und den habe ich jetzt gelesen. Aber ich kann ihn gar nicht recht verstehen, und das kommt wohl davon, daß ich nicht gelehrt genug bin. Du willst wissen, wie es mit mir in jeder Beziehung steht? nun, ich bin frisch und gesund, und mir fehlt durchaus nichts. Ich esse gern, besonders wenn es Milchreis gibt, ich schlafe nachts und dann und wann auch am Tage. Diesen Winter habe ich viel getanzt, denn hier ist viel los gewesen, und es ging lustig zu. Ich gehe in die Kirche,

wenn der Schnee nicht zu hoch liegt, aber der ist diesen Winter dick gewesen. Nun wirst Du wohl alles erfahren haben, und wenn nicht, dann weiß ich nichts Besseres, als daß Du mir noch einmal schreiben mußt.

Marit Knudstochter.

* *
*

An die wohlehrsame
Jungfrau Marit Knudstochter, Heidehöfen.

Deinen Brief habe ich erhalten, aber Du scheinst mich nicht klüger werden lassen zu wollen. Vielleicht ist es auch eine Antwort, ich weiß es nicht. Ich mag nichts von dem schreiben, was ich gern schreiben möchte, denn ich kenne Dich nicht. Aber vielleicht kennst Du auch mich nicht.

Denk nur ja nicht, daß ich noch immer der weiche Käse bin, aus dem Du Wasser drücktest, als ich dasaß und Dir beim Tanzen zusah. Seit jener Zeit habe ich auf vielen Börtern gelegen zum Trocknen. Auch bin ich nicht wie die langhaarigen Hunde, die gleich die Ohren hängen lassen und die Leute scheuen, wie ich früher tat; jetzt lasse ich's drauf ankommen.

Dein Brief war recht spaßig, aber er spaßte, wo es durchaus nichts zu spaßen gab, denn Du hast mich recht gut verstanden, und da konntest Du Dir wohl denken, daß ich nicht aus Scherz fragte, sondern weil ich in der letzten Zeit an nichts

andres habe denken können, als an das, was ich gefragt habe. Ich bin in großer Angst umhergegangen und habe gewartet, und da kriege ich als Antwort nichts wie Albernheit und Gelächter.

Lebewohl, Marit Heidehöfen, ich werde Dich nicht mehr zuviel ansehen, wie auf jenem Ball. Mögest Du immer recht gut essen und recht gut schlafen und Dein neues Gewebe bald fertig kriegen, und vor allen Dingen den Schnee wegschaufeln, der vor der Kirchtür liegt.

Ehrerbietigst
Öyvind Thoresen Pladsen.

* * *

An den Ackerbauschüler Öyvind Thoresen!

Trotz meines hohen Alters und der Schwäche meiner Augen und der Schmerzen in meiner rechten Hüfte muß ich doch dem Drängen der Jugend nachgeben, denn zu uns Alten nimmt sie ihre Zuflucht, wenn sie sich selbst festgefahren hat. Sie schmeichelt und weint, bis sie wieder losgekommen ist, dann aber rennt sie gleich wieder auf und davon und will nichts mehr hören.

Also die Marit; sie tut sich so niedlich und zuckersüß und bittet mit vielen Schmeichelworten, ich möchte doch zur Gesellschaft mitschreiben, denn sie traut sich nicht allein zu schreiben: Deinen Brief habe ich gelesen, sie hat sich wohl eingebildet, sie hätte Jon Hatlen oder irgend einen andern

14*

Narren vor sich, und nicht einen, den der Schulmeister Baard erzogen hat; aber nun hat sie's mit der Angst gekriegt. Indessen bist Du doch zu streng gewesen, denn es gibt gewisse Frauenzimmerchen, die scherzen, nur um nicht weinen zu müssen, und die Art ist schwer von den andern zu unterscheiden. Aber das gefällt mir, daß Du das Ernste ernst nimmst, denn sonst kannst Du nicht lachen über das, was närrisch ist.

Was nun Euer beider Sinn angeht, — daß Ihr einander gut seid, das ist aus vielem ersichtlich. An ihr habe ich oft gezweifelt, denn sie gleicht dem Wehen des Windes, allein nun weiß ich doch, daß sie Jon Hatlen widerstanden hat, worüber ihr Großvater in heftigem Zorn entbrannt ist. Als Deine Werbung kam, wurde sie froh, und wenn sie scherzte, so geschah es nicht aus böser Absicht, sondern aus lauter Freude. Sie hat viel ausstehen müssen, und das hat sie getan, um auf den zu warten, nach dem ihr Sinn stand. Und nun willst Du auf einmal nichts mehr von ihr wissen, sondern wirfst sie weg wie ein unartiges Kind.

Das war es, was ich Dir vorhalten wollte, und dann will ich noch den Rat hinzufügen, daß Du Dich ja mit ihr wieder aussöhnen möchtest, denn Du wirst schon auch ohne das genug Gelegenheit zum Streit finden. Ich bin wie jener Greis, der drei Geschlechter gesehen hat; ich kenne die Torheiten und ihren Lauf.

Dein Vater und Deine Mutter lassen Dich

grüßen, sie warten sehnlichst auf Dich. Davon habe ich Dir jedoch früher nicht sprechen wollen, damit Du kein Herzweh bekämest. Deinen Vater kennst Du noch nicht; er ist wie ein Baum, der keinen Seufzer von sich gibt, ehe er gefällt wird. Aber sollte Dir einmal etwas zustoßen, dann wirst Du ihn kennen lernen, und Du wirst Dich verwundern, wie wenn einer plötzlich einen Schatz entdeckt. Er ist im Weltlichen bedrückt und schweigsam gewesen, aber Deine Mutter hat sein Herz von der weltlichen Angst befreit, und nun klärt sich sein Lebenstag auf.

Nun verdummen sich meine Augen, und auch die Hand will nicht mehr. Deshalb empfehle ich Dich Ihm, dessen Auge immerdar wacht, und dessen Hand nimmer müde wird.

Baard Andersen Opdal.

*   *
*

An Öyvind Pladsen!

Du scheinst mir böse zu sein, und das tut mir sehr leid. Denn ich habe es ja gar nicht bös gemeint, ich habe es nur gut gemeint. Mir fällt ein, daß ich oft nicht nett gegen Dich gewesen bin, und deshalb will ich jetzt an Dich schreiben, aber Du darfst es niemandem zeigen. Einmal ging es mir so, wie ich's haben wollte, aber da war ich nicht lieb genug; und jetzt will keiner mehr was von mir wissen, und nun geht es mir recht schlecht.

Jon Hatlen hat ein Spottlied auf mich gedichtet, und das singen alle Burschen, und ich mag auf keinen Tanz mehr gehen. Die beiden Alten wissen darum, und ich muß böse Worte hören. Aber ich sitze allein und schreibe, und Du mußt es keinem zeigen.

Du hast viel gelernt und könntest mir raten, aber Du bist so weit fort. Ich bin oft bei Deinen Eltern gewesen und habe mit Deiner Mutter gesprochen, und wir sind gute Freunde geworden; aber ich mag ihr nichts sagen, denn Du hast so sonderbar geschrieben. Der Schulmeister macht sich nun über mich lustig, und er weiß nichts von dem Spottlied; denn in seiner Gegenwart wagt keiner so was zu singen. Jetzt bin ich allein und habe keinen, mit dem ich sprechen könnte; ich denke an die Zeit, als wir noch Kinder waren und Du immer so lieb zu mir warst und ich immer auf Deiner Kjälke sitzen durfte. Ich wollte, ich wäre wieder ein Kind.

Ich wage nicht mehr, Dich um Antwort zu bitten, denn ich wage es nicht. Aber wenn Du mir doch noch ein einziges Mal antworten wolltest, dann würde ich Dir das nie vergessen, Öyvind.

Marit Knudstochter.

Ach bitte, verbrenn diesen Brief; ich weiß kaum, ob ich ihn abschicken darf.

* * *

Liebe Marit!

Dank für Deinen Brief; den hast Du in guter Stunde geschrieben. Nun will ich Dir sagen, Marit: ich habe Dich so lieb, daß ich es hier kaum mehr aushalten kann, und hast Du mich ebenso lieb, dann sollen Jons Spottlieder und andere böse Worte nur Blätter sein, wie sie der Baum für viele trägt. Seit ich Deinen Brief habe, bin ich ein neuer Mensch, denn ich fühle doppelte Kraft in mir und fürchte mich vor niemand in der ganzen Welt. Als ich den vorigen Brief abgesandt hatte, bereute ich es so, daß ich fast krank wurde. Und nun sollst Du hören, was das zur Folge gehabt hat. Der Direktor nahm mich beiseite und fragte mich, was mir fehlte; er glaubte, ich arbeitete zuviel. Da sagte er zu mir, ich sollte, wenn mein Jahr um wäre, noch eins hier bleiben, und ganz umsonst; ich sollte ihm hier und da ein wenig helfen, und er wollte mir noch vieles lehren. Da dachte ich, die Arbeit wäre das einzige, woran ich mich halten könnte, und ich nahm es mit Dank an; und ich bereue es auch noch nicht, obwohl ich mich jetzt sehr nach Dir sehne, denn je länger ich hier bin, desto mehr Grund habe ich einst, Dich zu begehren. Wie froh bin ich jetzt, ich arbeite für drei, und nie will ich in irgend etwas zurückstehen! Aber ich will Dir ein Buch schicken, das ich lese, darin steht viel von Liebe. Am Abend, wenn die andern schlafen, dann lese ich darin, und dann lese ich auch Deinen Brief immer wieder durch.

Hast Du Dir wohl mal ausgemalt, wie es wird, wenn wir uns widersehen? Daran denke ich so oft, und das mußt Du auch mal versuchen, Du sollst sehen, wie schön das ist. Aber ich bin froh, daß ich soviel gearbeitet und gekrabbelt habe, trotzdem es oft schwer war; denn jetzt kann ich Dir alles sagen, was ich will, und in meinem Herzen dazu lächeln.

Viele Bücher will ich Dir zu lesen geben, da kannst Du sehen, wie viele Widerwärtigkeiten alle die zu überwinden hatten, die sich so innig lieb hatten, daß sie lieber vor Kummer sterben wollten, als einander aufgeben. Und so wollen auch wir es machen, und mit großer Freude. Wohl wird es fast noch zwei Jahre dauern, bis wir uns wiedersehen, und noch länger, bis wir uns kriegen; allein mit jedem Tage, der vergeht, ist es doch einen Tag weniger, daran wollen wir immer denken bei unserer Arbeit.

In meinem nächsten Briefe soll noch vieles stehen, aber heute abend habe ich kein Papier mehr, und die anderen schlafen alle. So will ich mich denn auch hinlegen und an Dich denken, und immer wieder an Dich denken, bis ich einschlafe.

Dein Freund

Öyvind Thoresen.

Neuntes Kapitel

An einem Sonnabend im Mittsommer ruderte Tore hinüber, um seinen Sohn zu holen, der heute nachmittag von der Ackerbauschule heimkommen sollte, denn jetzt war er fertig. Die Mutter hatte mehrere Tage lang die Scheuerfrau gehabt, alles war sauber und gescheuert, die Kammer war zurechtgemacht, ein Ofen hineingesetzt, und da sollte Öyvind wohnen. Jetzt brachte die Mutter noch frisches Laub hinein, überzog das Bett mit reinem Leinen und spähte dann und wann hinaus, ob sich noch kein Boot auf dem Fjord zeigte. Drinnen war festlich gedeckt, aber immer noch fehlte etwas, oder die Fliegen mußten fortgejagt werden, und in der Kammer lag immer wieder ein Stäubchen. Noch immer kam kein Boot; sie lehnte sich auf die Fensterbank und sah hinaus. Da hörte sie auf dem Wege dicht neben sich Schritte und wendete sich um. Es war der Schulmeister, der, auf einen Stock gestützt, langsam den Berg herunterkam, denn es ging noch immer schlecht mit seiner Hüfte. Ruhig blickten die klugen Augen umher. Er machte Halt, ruhte sich aus, nickte ihr zu und fragte: „Na, noch nicht da?“ „Nein, sie müssen aber jeden Augenblick kommen.“ „Feines Heuwetter heute.“ „Aber zu heiß für alte Leute zum Gehen.“ Der Schulmeister sah sie lächelnd an. „Sind heut am Ende junge Leute hier gewesen?“ „Ja, ein gewisser Jemand

war hier, ist aber wieder weggegangen.“ „Natürlich; wollen sich wohl heut Abend irgendwo treffen.“ „Wird wohl so sein; Thore sagt, sie dürfen sich in seinem Hause nicht treffen, ehe sie die Einwilligung der Alten haben.“ „Richtig, sehr richtig.“ Nach einer Weile rief die Mutter: „Ich glaube fast, da kommen sie.“ Der Schulmeister blickte lange hinaus. „Ja, das sind sie!“ Sie trat vom Fenster zurück, und er kam herein. Als er sich ein wenig ausgeruht und erfrischt hatte, gingen sie ans Ufer hinunter, während das Boot mit raschen Schlägen auf sie zusteuerte, denn Vater und Sohn ruderten beide. Die Rudernden hatten ihre Jacken abgeworfen, es spritzte weiß unter den Rudern, und bald war das Boot da. Öyvind wandte den Kopf und sah auf, erblickte die beiden am Anlegeplatz, zog die Ruder ein und rief: „Guten Tag Mutter, guten Tag Schulmeister!“ „'ne ordentliche Mannsstimme hat er gekriegt,“ sagte die Mutter mit strahlendem Gesichte; „ach je, ach je, und so blond ist er auch noch,“ setzte sie hinzu. Der Schulmeister empfing das Boot mit kräftiger Hand, der Vater zog die Ruder ein. Öyvind lief an ihm vorüber ans Land, gab erst der Mutter, dann dem Schulmeister die Hand und lachte und lachte, und ganz gegen alle Bauernsitte erzählte er gleich in einem reißenden Strome vom Examen, von der Reise, von dem Zeugnis des Direktors und günstigen Anerbietungen. Er fragte nach der Ernte und nach Bekannten, nur nicht nach der einen. Der Vater war dabei, das

Gepäck aus dem Boote heraufzutragen, aber er wollte auch gern mit zuhören, er meinte deshalb, es könnte ja vorläufig drin bleiben, und kam mit den andern. Und so ging es denn hinauf, Öyvind lachte und erzählte, die Mutter lachte mit, denn sie wußte gar nicht, was sie sagen sollte, der Schulmeister ging langsam nebenher und sah Öyvind mit klugen Augen an, und der Vater schritt fast ehrerbietig ein Stückchen hinter ihnen her. Und so kamen sie heim. Öyvind freute sich über alles, was er sah, zuerst darüber, daß das Haus neu angestrichen war, dann über die Erweiterung der Mühle, dann darüber, daß die Butzenscheiben in Stube und Kammer herausgenommen waren und weißes Glas an Stelle des grünen gekommen war, und daß die Fensterrahmen vergrößert worden waren. Als er eintrat, kam ihm alles so merkwürdig klein vor, wie er sich's gar nicht vorgestellt hatte, aber es sah lustig aus. Die Uhr kakelte wie eine fette Henne, die Stühle waren so niedlich geschnitzt, als ob sie mitschwatzen wollten, jede Tasse auf dem gedeckten Tisch kannte er, der Herd mit seinen weißen Kacheln lächelte ihm Willkommen zu. Duftendes Laub hing an den Wänden, Wacholderbüschel waren auf dem Fußboden gestreut und verkündeten Festzeit. Sie setzten sich zum Essen, aber viel gegessen wurde nicht, denn er plauderte unaufhörlich. Jetzt betrachtete ihn jeder von den andern mit mehr Muße, man fand Veränderungen und Ähnlichkeiten heraus, entdeckte alles, was neu an ihm war, bis auf die blauen Tuchkleider, die er

anhatte. Einmal, als er gerade eine lange Geschichte von einem seiner Kameraden erzählt hatte und endlich aufhörte, so daß eine kleine Pause eintrat, sagte der Vater: „Ich verstehe kaum ein Wort von dem, was du sagst, Junge, du sprichst so entsetzlich schnell." Alle brachen in lautes Gelächter aus, und Öyvind nicht zum wenigsten; er wußte recht gut, daß der Vater recht hatte, aber es war ihm nicht möglich, langsamer zu sprechen. Alles Neue, was er auf seiner ersten großen Wanderschaft gesehen und gelernt hatte, hatte seine Phantasie und Auffassungsgabe dermaßen gepackt und ihn so ganz aus den gewohnten Verhältnissen herausgerückt, daß die Kräfte, die lange geschlummert hatten, wie aufgescheucht waren und der Kopf in unablässiger Arbeit war. Weiter fiel es ihnen auf, daß er sich aus lauter Überstürzung angewöhnt hatte, oft ganz willkürlich zwei, drei Worte wieder und immer wieder aufzunehmen; es war, als stolpere er über sich selbst. Bisweilen wirkte das komisch, aber dann lachte er, und vergessen war es. Der Vater und der Schulmeister saßen da und spähten, ob er etwas von seiner Besonnenheit verloren hätte, aber das schien nicht so zu sein. Er dachte an alles, erinnerte selbst daran, daß das Boot ausgeladen werden müßte, packte gleich sein Zeug aus, zeigte seine Bücher, seine Uhr, alles Neue, und die Mutter fand, er habe alles hübsch geschont. Sein kleines Zimmer gefiel ihm ganz übermäßig; fürs erste wollte er, wie er sagte, daheim bleiben, bei der

Heuernte helfen und studieren. Wo er später hin sollte, wußte er noch nicht, aber es war ihm ganz einerlei. Sein Denken war von einer Schnelligkeit und Kraft, die erquickend wirkten, und seine Ausdrucksweise von einer Lebendigkeit, die wohltuend auf Menschen wirken mußte, die das ganze Jahr lang sich immer nur in Zurückhaltung üben. Der Schulmeister wurde um zehn Jahre jünger.

„Na, soweit wären wir also glücklich," sagte er strahlend, als er sich erhob, um zu gehen.

Als die Mutter, die ihn nach alter Gewohnheit begleitet hatte, wieder hereinkam, bat sie Öyvind einen Augenblick in die Kammer. „Ein gewisser Jemand erwartet dich um neun Uhr," flüsterte sie. „Wo?" „Oben auf dem Berge!"

Öyvind sah nach der Uhr, es ging auf neun. Drinnen konnte er's nicht mehr aushalten, darum ging er hinaus, kletterte den Berg hinauf, blieb oben stehen und schaute sich um. Das Hausdach lag dicht unter dem Bergrand; das Buschwerk auf dem Dache war groß geworden, alle die jungen Bäumchen um ihn her waren auch gewachsen, und er kannte jeden einzelnen wieder. Er sah den Weg hinunter, der am Berg entlang ging und an der andern Seite vom Walde begrenzt war. Grau und ernst lag der Weg, aber der Wald prunkte mit allerlei Laubarten; die Bäume wuchsen hoch und rank in die Höhe; in der kleinen Bucht lag ein Schiff mit schlaffen Segeln; es war mit Brettern geladen und wartete auf Wind. Er blickte über

das Wasser hinaus, das ihn damals fort- und jetzt wieder heimgetragen hatte; still und blank lag es da, ein paar Seevögel flogen darüber hin, aber ohne Geschrei; denn es war schon spät. Der Vater kam aus der Mühle, blieb vor der Tür stehen, sah wie der Sohn über das Wasser hin und ging an den Strand hinunter, um das Boot für die Nacht zu bergen. Die Mutter kam von der andern Seite heraus, sie war in der Küche gewesen; sie sah nach dem Berg hinauf, während sie über den Hof ging und den Hühnern etwas Futter brachte, sah abermals hinauf und summte ein Liedchen. Öyvind setzte sich und wartete; das Unterholz war so dicht geworden, daß er nicht weit sehen konnte; aber er horchte auf das kleinste Geräusch. Lange waren es nur Vögel, die aufflatterten und ihn zum Narren hatten, dann wieder ein Eichhörnchen, das in einen andern Baum hinüberhüpfte. Aber endlich raschelte es ein bißchen weiter weg, es wurde still, es raschelte wieder; er springt auf, sein Herz klopft, und das Blut schießt ihm zu Kopfe. Da knackt es im Busch dicht neben ihm; es ist nur ein großer, zottiger Hund, der herauskommt und ihn anguckt, dann auf drei Beinen stehen bleibt und sich nicht rührt. Es ist der Hund von den Heidehöfen, und dicht hinter ihm raschelt es wieder, der Hund dreht den Kopf um und wedelt: da kommt Marit.

Ein Busch hakte sich in ihrem Kleide fest, sie wendete sich, um ihn loszunesteln, und nun sah er sie. Ihr Kopf war unbedeckt, und die Haare waren in einen

Kauz aufgesteckt, wie die Mädchen sie alltags zu tragen pflegen; sie hatte ein derbes, gewürfeltes Kleid ohne Ärmel an, und um den Hals nichts als den überfallenden Hemdkragen; sie hatte sich direkt von der Feldarbeit weggeschlichen und nicht gewagt, erst Staat zu machen. Nun sah sie mit schiefem Köpfchen zu ihm auf und lächelte; es blitzte in den weißen Zähnen und unter den halbgeschlossenen Lidern; so stand sie und zupfte ein wenig an ihrem Kleide, aber dann kam sie näher, und bei jedem Schritt errötete sie immer tiefer. Er ging ihr entgegen und nahm ihre Hand zwischen seine beiden; sie senkte die Augen tief zur Erde, und so standen sie einander gegenüber.

„Dank dir auch für alle deine Briefe," war das Erste, was er sagte, und als sie nun ein klein wenig aufsah und lachte, da merkte er, daß sie das schelmischste kleine Waldhexlein war, dem er je begegnet war, aber verhext war er nun mal, und sie nicht minder. „Wie groß du geworden bist!" sagte sie und meinte doch etwas ganz andres. Sie musterte ihn freier und freier, lachte mehr und mehr, und er lachte auch; aber sagen taten sie nichts. Der Hund hatte sich auf den Felsrand gesetzt und guckte auf das Haus hinunter; Thore sah von unten, vom Wasser her, den Hundekopf da oben und konnte nicht begreifen, was das da oben auf dem Berge sein mochte.

Aber die beiden hatten einander jetzt losgelassen und fingen ein wenig zu plaudern an. Und als

er erst in Zug gekommen war, da wurde er so gesprächig, daß sie ihn wirklich auslachen mußte. „Ja, guck, so bin ich, wenn ich froh bin, so recht, recht seelenfroh, weißt; und als zwischen uns beiden alles gut wurde, da war es, als ob in mir ein Schloß aufsprang, richtig aufsprang.“ Sie lachte. Dann sagte sie: „Die Briefe von dir, die kann ich alle beinah auswendig.“ „Und ich erst deine, na! Aber du hast immer so kurze geschrieben.“ „Bloß weil du immerzu so gräßlich lange haben wolltest.“ „Und wenn ich gern wollte, daß wir bei einer bestimmten Sache blieben, dann bist du immer ausgerückt.“ „Ich bin am niedlichsten von hinten, sagte die Waldhexe und zeigte ihren Schwanz.“ „Aber da fällt mir gerade ein, wie bist du denn eigentlich den Jon Hatlen losgeworden? Das hast du mir nie geschrieben.“ „Ich? ich hab halt gelacht.“ „Was?“ „Gelacht, ja, — weißt nicht, was lachen ist?“ „Und ob! lachen kann ich auch.“ „Mal sehen!“ „So was! Ich muß doch erst was zum Lachen haben!“ „Ich brauch' gar nix, wenn ich recht froh bin.“ „Bist du denn jetzt froh, Marit?“ „Lache ich denn jetzt?“ „Ja, freilich.“ Er nahm ihre beiden Hände und schlug sie zusammen, klatsch, klatsch, und dabei sah er sie an. Plötzlich fing der Hund zu knurren an, dann sträubte er das Haar und fing an hinunterzubellen, immer wütender, und zuletzt ganz rasend. Marit sprang erschrocken zurück, aber Öyvind lief vor und guckte hinunter. Es war sein Vater, den der Hund so anbellte. Er

stand dicht unterm Berge, beide Hände in den Hosentaschen und sah zu dem Hunde hinauf. „Nanu? Bist du denn auch da oben? Was ist denn das für ein Hundebiest da?“ „'s ist der Hund von den Heidehöfen,“ erwiderte Öyvind etwas verlegen. „Wie zum Kuckuck, kommt denn der daher?“ Aber die Mutter, die den schrecklichen Lärm gehört hatte, guckte schnell zum Küchenfenster heraus, verstand alles, lachte und sagte: „I, der Hund treibt sich hier jeden Tag herum; da ist nichts Sonderbares dabei.“ „So 'n bissiger Köter.“ „Er wird freundlicher, wenn man ihn streichelt,“ meinte Öyvind und tat es; der Hund schwieg, knurrte aber noch. Der Vater ging ganz arglos ins Haus, und die zwei waren vor der Entdeckung gerettet.

„Na, diesmal ging's ja noch,“ sagte Marit, als sie wieder beisammen waren. „Meinst du, später wird's schlimmer?“ „Ich wenigstens kenne einen, der uns aufpassen wird.“ „Dein Großvater?“ „Freilich.“ „Pah, der soll uns nichts anhaben!“ „Nicht so viel.“ „Und das versprichst du mir?“ „Ja, das versprech ich dir, Öyvind.“ „Wie hübsch du bist, Marit!“ „— sagte der Fuchs zum Raben, da kriegte er den Käse.“ „Ich will auch Käse, das darfst du mir glauben.“ „Aber du kriegst keinen, ätsch.“ „Dann nehm ich mir welchen!“ Sie drehte schnell den Kopf, und er nahm ihn nicht. „Ich will dir mal was sagen, Öyvind!“ sie guckte von der Seite zu ihm auf. „Na?“ „Du bist so häßlich geworden!“

„Du möchtest mir wohl doch gern den Käse geben?" „I wo," und wieder wendete sie sich ab.

„Jetzt muß ich gehn, Öyvind." „Ich komm mit." „Aber nicht weiter als bis zum Waldrand, sonst kann Großvater dich sehen." „Nein, nicht weiter als bis zum Waldrand. Na wart mal du, du läufst mir ja weg?" „Wir können doch hier nicht nebeneinander gehen." „Na, weißt du was, nennt man das vielleicht begleiten?" „Fang mich doch!"

Sie rannte davon, er hinterher, bald blieb sie hängen, und er fing sie.

„Hab ich dich jetzt für immer, Marit?" Er schlang seinen Arm um ihren Leib.

„Ich glaube, ja," sagte sie leise und lachte, wurde aber gleich darauf rot und ernst.

Na, jetzt soll es aber gehen, dachte er, umschlang sie und wollte sie küssen. Aber sie duckte den Kopf unter seinem Arme durch, lachte und lief ihm fort.

Bei den letzten Bäumen blieb sie aber stehen. „Wann treffen wir uns wieder?" fragte sie leise. „Morgen, morgen!" antwortete er ebenso. „Ja, morgen! Adjö!" Und schnell rannte sie fort. „Marit!" Sie blieb stehen. „Komisch, daß wir uns zuerst hier oben auf dem Berge getroffen haben, nicht?" „Ja, komisch —!" Und fort war sie.

Lange sah er ihr nach, der Hund sprang voraus und bellte, sie lief hinterher und machte in einem fort „scht". Er drehte sich um, nahm seine Mütze und warf sie in die Luft, fing sie und schleuderte

sie wieder hoch. „Jetzt glaube ich wirklich, ich fange an froh zu werden," sagte der Bursch und ging singend heim.

Zehntes Kapitel

An einem Nachmittag im Spätsommer — die Mutter und eine Magd rechten gerade Heu zusammen, und Öyvind und der Vater trugen es hinein, — kam ein kleiner barfüßiger Bub mit bloßem Kopfe den Berg herunter und über die Felder auf Öyvind zugelaufen und steckte ihm einen Zettel zu. „Na, du kannst aber rennen!" sagte Öyvind. „Bin auch bezahlt dafür," antwortete der Junge. Ob er denn Antwort mitnehmen solle? Darauf antwortete er nein und trat schleunigst den Rückzug über den Berg an, denn, sagte er, es käme einer hinter ihm her. Öyvind öffnete mit vieler Mühe das Zettelchen, denn das war erst in einen ganz schmalen Streifen zusammengelegt, dann geknotet und dann versiegelt, und las:

„Jetzt ist er im Anmarsch, aber es geht langsam. Lauf in den Wald und versteck Dich.

Eine, die du kennst."

„I, fällt mir nicht ein," dachte Öyvind und sah trotzig den Berg hinauf. Es dauerte denn auch nicht lange, bis ganz oben an der Halde ein alter Mann zum Vorschein kam; er blieb stehen, ging ein Stückchen und blieb wieder stehen.

15*

Sowohl Tore wie seine Frau hielten mit der Arbeit inne, um ihn zu betrachten. Tore fing verschmitzt zu lächeln an, aber die Mutter wechselte die Farbe. „Kennst du den?“ „Na und ob, den muß man wohl kennen!“

Vater und Sohn fingen wieder an, Heu zu tragen, aber Öyvind wußte es immer so einzurichten, daß sie dicht hinter einander waren. Wie ein schwerer Weststurm zog der Alte vom Berge da oben langsam näher. Er war sehr groß und ziemlich wohlbeleibt; er hatte schlimme Füße und ging mühsam Schritt für Schritt, sich schwer auf seinen Stock stützend. Bald war er so nahe, daß sie ihn deutlich sehen konnten; er blieb stehen, nahm die Mütze ab und wischte sich den Schweiß mit einem Tuche ab.

Er war bis tief an den Hinterkopf hinunter kahl, hatte ein rundes, runzliges Gesicht, buschige Augenbrauen, kleine, stechende, blinzelnde Augen, aber noch alle Zähne im Munde. Seine Sprache klang scharf und gellend, als ob sie über Stock und Stein hüpfe; aber ab und zu ruhte sie mit großem Wohlbehagen auf einem „r“, schnarrte mehrere Ellen weit darüber hin und machte zugleich einen gewaltigen Hopser mit der Stimme. Er war aus früheren Zeiten bekannt als ein muntrer, wenn auch hitziger Mann; auf seine alten Tage war er infolge von allerlei Widerwärtigkeiten jähzornig und mißtrauisch geworden.

Tore und Öyvind machten noch manche Wendung,

ehe Ole sich herangepirscht hatte; beide merkten, daß er nicht in guter Absicht kam, und eben deshalb war es so komisch, daß es so lange dauerte, bis er da war. Sie bemühten sich beide, höchst ernsthaft einherzugehen und leise zu sprechen, aber da es kein Ende nehmen wollte, kam ihnen das Lachen. Oft kann einen ein halbes Wort, wenn es treffend ist, unter solchen Umständen zum Lachen reizen, und ganz besonders, wenn das Lachen mit Gefahr verbunden ist. Als er zuletzt nur noch ein paar Steinwürfe von ihnen entfernt war, die jedoch kein Ende nehmen wollten, sagte Öyvind ganz trocken und leise: „Der Mann muß schwere Ladung haben!“ Mehr war nicht nötig. „Ich glaube, du bist nicht gescheit, Junge,“ flüsterte der Vater, obgleich er selber lachen mußte. „Hm, hm,“ erscholl ein Räuspern vom Hügel. „Er macht seine Kehle zurecht,“ flüsterte Tore. Öyvind warf sich vor einem Heuhaufen auf die Knie, steckte den Kopf ins Heu und lachte.

Der Vater beugte sich ebenfalls nieder.

„Wir gehen lieber in die Scheune!“ flüsterte er, nahm einen Arm voll Heu und trabte davon. Öyvind, ganz krumm vor Lachen, nahm schnell ein kleines Bündel, lief hinter ihm her und warf sich auf die Tenne nieder. Der Vater war ein ernsthafter Mann, aber brachte ihn jemand zum Lachen, dann fing es erst in ihm zu glucksen an, dann kamen längere stoßweise Triller, bis endlich alles in einen einzigen schallenden Brüllton zusammenfloß,

worauf dann Welle auf Welle mit immer längerem Keuchen hervorbrach. Jetzt war er in Zug gekommen, der Sohn lag auf dem Boden, der Vater stand über ihn gebeugt, und beide lachten, kringelten sich vor Lachen. Es hatte sie bisweilen mit solchen Lachraptussen „Aber dieser kommt wirklich ungelegen," sagte der Vater. Zuletzt wußten sie nicht, wie das gehen sollte, denn jetzt mußte der Alte ja da sein. „Ich denke gar nicht dran, hinauszugehen," sagte der Vater, „ich hab nichts mit der Sache zu schaffen." „Schön, dann geh ich auch nicht," erklärte Öyvind. „Hm, hm," klang es draußen dicht an der Wand. Der Vater drohte dem Jungen. „Marsch hinaus mit dir!" „Erst du!" „Willst du dich gleich packen!" „Erst du!" sie bürsteten sich gegenseitig ab und traten dann mit höchst ernsten Mienen hinaus. Als sie unten an der Scheunenbrücke waren, sahen sie Ole nach der Küchentür gewendet stehen, als ob er sich bedächte. Er hielt die Mütze in der Hand, in der er auch den Stock hielt, und trocknete mit dem Taschentuche den Schweiß von seinem kahlen Schädel, während er zugleich die wenigen Haarbüschel hinter den Ohren und im Nacken zurecht zupfte, daß sie sich wie Borsten sträubten. Öyvind hielt sich hinter dem Vater; dieser mußte deshalb still stehen, und um der Sache ein Ende zu machen, sagte er mit ungeheurem Ernst: „Na, so alte Leute noch auf den Beinen?" — Ole wendete sich um, sah ihn bös an und setzte seine Mütze wieder zurecht, ehe

er erwiderte: „Ja, scheint so!“ „Wirst wohl müde sein, willst du nicht hineinkommen?“ „Danke, kann hier draußen ausruhn: mein Geschäft ist kurz.“ Da klinkte jemand leise die Küchentür auf; zwischen der in der Küchentür und Tore stand der alte Ole, den Mützenschirm tief über die Augen hinuntergedrückt, denn seitdem das Haar ihm ausgegangen war, war ihm die Mütze zu groß geworden. Um besser sehen zu können, bog er den Kopf weit hintenüber, den Stock hielt er in der rechten Hand, und die linke stemmte er in die Seite, wenn er nicht gerade gestikulierte, und auch dann tat er nichts andres, als sie halb von sich abstrecken wie einen Wächter seiner Würde. „Ist der da hinter dir dein Sohn?“ begann er mit scharfer Stimme. „Man sagt so.“ „Heißt er nicht Öyvind?“ „Ja, so heißen sie ihn.“ „Er ist auf einer von diesen Ackerbauschulen da unten im Süden gewesen, nicht?“ „Ja, so ist es wohl.“ „Das Mädel, meine Großtochter, die Marit, die ist seit einiger Zeit ganz verrückt.“ „Ach, das ist aber schade!“ „Sie will sich nicht verheiraten.“ „Nicht möglich!“ „Sie will keinen von allen den Bauernburschen, die um sie freien.“ „Ach was!“ „Und das soll dem seine Schuld sein, ja, dem da hinter dir.“ „Ei, ei.“ „Er soll ihr den Kopf verdreht haben; ja, der da, dein Sohn, der Öyvind.“ „I Teufel auch!“ „Siehst du, ich mag nicht, daß mir jemand meine Pferde wegnimmt, wenn ich sie zur Weide schicke, und mag auch nicht, daß mir jemand meine Mädel

nimmt, wenn ich sie zu Tanze schicke, mag's durchaus nicht." „Das versteht sich." „Ich kann doch nicht hinterher laufen, ich bin alt, ich kann nicht immerzu aufpassen." „Glaub's schon, glaub's schon!" „Bei mir muß alles seine Art haben, hörst du wohl; da soll der Hauklotz stehen, und da das Beil liegen, und da das Messer, und da soll gefegt werden, und da darf was hingeworfen werden, da, und nicht vor der Tür, da, ganz genau in der Ecke, gerade dahin und nirgend anders. Also, wenn ich zu ihr sage: nicht den, sondern den, dann soll's eben der sein, und nicht der." „Freilich!" „Aber so ist es nicht; drei Jahre lang hat sie nein gesagt, und drei Jahre lang hat es zwischen uns gar nicht gut gestanden. Das ist schlimm, und wenn der da schuld dran ist, so will ich's ihm nur eingetränkt haben, so daß du, sein Vater, es hörst, daß ihm das alles nichts nützt, er muß ein Ende machen." „Ja, ja!" Ole blickte Tore eine Weile an; dann sagte er: „Du antwortest so kurz?" „Tja, die Wurst ist nicht länger."

Da mußte Öyvind lachen, obgleich ihm wahrlich nicht lächerlich zumute war. Aber bei mutigen Menschen liegt Furcht immer dicht an der Grenze des Lachens, und jetzt neigte er zum Lachen. „Was lachst du?" fragte Ole kurz und scharf. „Ich?" „Lachst du mich vielleicht aus?" „Gott bewahr mich!" Aber seine eigene Antwort reizte seine Lachlust noch mehr. Ole sah das und wurde ganz wütend. Sowohl Tore als auch Öyvind wollten

ihr Benehmen durch ernste Gesichter und die freundliche Bitte, doch einzutreten, wieder gut machen; aber es war ein dreijähriger Ingrimm, der sich da Luft machen mußte, und der ließ sich nicht eindämmen.

„Denkst du vielleicht, daß du mich zum Besten haben kannst, he?“ begann er; „ich bin in meinem Recht, ich sorge für das Glück meiner Enkelin, wie ich es für das beste halte, und das Lachen junger Gelbschnäbel soll mich nicht davon abhalten.

„Man zieht seine Mädel nicht groß, um sie in das erste beste Pächterhaus hineinzuschmeißen, das ihnen die Tür aufmacht, und man wirtschaftet nicht vierzig Jahre lang, um dem Ersten, der dem Mädel den Kopf verdreht, alles ins Maul zu werfen. Meine eigne Tochter sperrte und spreizte sich so lange, bis sie schließlich einen Landstreicher heiratete, und der soff sie alle beide kaput, und ich mußte ihr Kind zu mir nehmen und den Spaß berappen; aber, Hölle und Teufel, so soll's meinem Enkelkind nicht ergehen, damit du's nur weißt! So wahr ich Ole Nordistuen Heidehöfen bin, sag ich dir: eher soll der Pfarrer das Koboldspack im Nordalswalde aufbieten, als daß er zwei solche Namen wie deinen und Marits von der Kanzel aufbietet, du Ungeheuer! Gehst du vielleicht darauf aus, anständige Freier vom Hofe zu verscheuchen? He? Versuch's nur mal, dich zu zeigen; dann sollst du ein Returbillet den Berg runter kriegen, daß die Schuhe hinter dir her

dampfen. Du Fratzenschneider, du! Du glaubst vielleicht, ich weiß nicht, was ihr denkt, du und das Mädel. Ihr bildet euch ein, der alte Ole Nordistuen wird bald die Nase in die Luft strecken da draußen auf dem Kirchhof, und dann wollt ihr vor den Altar trippeln. Aber ich hab meine sechsund-sechzig Jahre auf dem Buckel, und ich werd euch schon beweisen, mein Junge, daß ich leben bleibe, bis ihr beide darüber die Gelbsucht kriegt. Und das noch obendrauf: leg dich meinetwegen um mein Haus rum wie frischgefallener Schnee, du sollst doch nicht ihre Fußsohlen zu sehen kriegen, denn ich schick sie fort, an einen Ort, wo sie vor dir sicher ist, dann kannst du hier herumflattern wie ne Elster und dich mit Regen und Nordwind ver-heiraten. Und nun aus meinen Augen; nun hab ich dir, der sein Vater ist, meine Meinung gesagt, und willst du ihm wohl, dann bring ihn dahin, daß er den Fluß dahin lenkt, wo er laufen kann, über mein Eigentum ist es verboten." — Er machte kehrt und entfernte sich mit kleinen, schnellen Schritten, wobei er den rechten Fuß etwas höher hob als den linken und fortwährend vor sich hin-brummte.

Über die Zurückbleibenden war plötzlich ein tiefer Ernst gefallen, eine böse Ahnung hatte sich in ihren Scherz und ihr Lachen gemischt, und das Haus stand einen Augenblick leer und öde, wie nach einem plötzlichen Schrecken. Die Mutter, die von der Küchentür aus alles mit angehört hatte,

sah Öyvind an, bekümmert und dem Weinen nahe, und sagte kein Wort, um ihm das Herz nicht noch schwerer zu machen. Als sie alle schweigend hineingegangen waren, setzte sich Tore ans Fenster und sah Ole mit ernstem Gesichte nach. Öyvinds Augen hingen an jeder seiner Mienen, denn von seinem ersten Worte mußte ja fast die Zukunft des jungen Paares abhängen. Setzte Tore sein Nein zu dem Oles, so war es fast hoffnungslos, daran vorbeizukommen. Seine Gedanken eilten geängstigt von einem Hindernis zum andern; einen Augenblick sah er nichts als Armut, Widerstand, Mißverständnis und gekränktes Ehrgefühl vor sich, und jede Stütze, nach der er greifen wollte, entglitt ihm. Seine Unruhe wurde noch dadurch vermehrt, daß die Mutter mit der Hand auf der Küchentürklinke dastand, zögernd, ob sie den Mut haben sollte, dazubleiben und die Entscheidung mit anzuhören, und daß sie schließlich ganz den Mut verlor und sich hinausschlich.

Öyvind sah den Vater unverwandt an, aber dieser sah nur starr in die Ferne; der Sohn wagte auch nicht ihn anzureden, denn er mußte dem Vater Zeit lassen, seine Gedanken voll auszudenken. Aber jetzt hatte auch die Seele ihren Angstlauf vollendet und nahm wieder Haltung an. „Niemand als Gott allein vermag uns schließlich zu trennen," dachte er bei sich selbst und sah des Vaters gerunzelte Augenbrauen, — jetzt kam's wohl bald. Tore seufzte tief, erhob sich, sah auf und begegnete

dem Blick des Sohnes. Er blieb vor ihm stehen und sah ihn lange an. „Mein Wunsch wäre ja,“ begann er, „daß du sie aufgäbest, denn man soll sich nie etwas erbetteln oder ertrotzen. Willst du aber trotzdem nicht von ihr lassen, dann magst du mir's gelegentlich sagen, vielleicht kann ich dir dann helfen.“ Er ging wieder an die Arbeit, und der Sohn folgte ihm.

Am Abend aber war Öyvind mit seinem Plane im reinen; er wollte sich um die Stelle des Amtsagronomen bewerben und den Direktor und den Schulmeister um ihren Beistand bitten. „Hält sie dann an mir fest, dann werde ich sie mit Gottes Hilfe schon durch meine Arbeit erringen.“

Vergebens wartete er diesen Abend auf Marit; aber während er auf dem Berge hin und her ging, sang er das Lied, das sein Lieblingslied war:

Hoch den Kopf, du kecker Knab,
brach dir auch manche Hoffnung ab,
neue dir wieder winken,
siehst du das Höchste nur blinken.

Hoch den Kopf und nicht gezagt.
Hör den Ruf: wer's mutig wagt,
dem wird in tausend Zungen
Goldene Freiheit gesungen.

Hoch den Kopf! Im goldnen Strahl
wölbt sich in dir ein Sternensaal,
himmlische Saiten sich schwingen,
Jubelharfen erklingen.

Hoch den Kopf und singe getrost,
nimmer zerstörst du, was keimt und sproßt,
denn hinter gärenden Kräften
grünt es mit schwellenden Säften.

Hoch den Kopf und werde gefeit
durch aller Hoffnungen Seligkeit,
die durch das Weltenall schweben
und jeden Funken durchbeben.

Elftes Kapitel

Mitten in der Mittagpause war's; auf den großen Heidehöfen hielten die Leute Siesta, auf den Wiesen lag das Heu aufgeworfen, und die Rechen staken in der Erde. Unten an der Scheunenbrücke standen die Heuwagen, die Geschirre lagen daneben, und ein Stückchen davon weideten die Pferde.

Außer ihnen und ein paar Hühnern, die sich auf den Acker verlaufen hatten, war nicht ein einziges lebendes Wesen zu erblicken.

In der Felswand oberhalb der Höfe war eine Kluft, durch die ging der Weg zu den Heidehof-Almen, großen, grasreichen Bergweiden. Dort oben in der Kluft stand heute ein Mann und spähte in die Ebene hinunter, ganz als ob er jemand erwarte. Hinter ihm lag ein kleiner Gebirgssee, aus dem der Bach, der die Kluft gerissen hatte, hinunterfloß. Um diesen See führten auf beiden Seiten Viehsteige nach den Almen hinauf, die man weit hinten sehen konnte. Es jodelte und bellte ihm entgegen,

die Herdenglocken hallten zwischen den Bergen, denn die Kühe waren heute reine Durchgänger und ganz hitzig auf das Wasser, Hunde und Hirten bemühten sich, sie zusammenzuhalten, aber vergebens. Die Kühe kamen mit den sonderbarsten Faxen angesetzt, machten notgedrungene Sprünge und liefen unter kurzem unbotmäßigem Gebrüll mit hoch erhobenem Schwanze direkt ins Wasser hinein, wo sie stehen blieben; bei jeder Bewegung des Kopfes klangen ihre Glocken über den See hin. Die Hunde schleckten ein wenig, blieben aber am Lande, die Hirten kamen hinterher und setzten sich auf den warmen, glatten Felsen. Hier nahmen sie ihren Proviant hervor, tauschten miteinander, renommierten gegenseitig mit ihren Hunden, Ochsen und Hausherren, zogen sich dann aus und sprangen ins Wasser, ihren Kühen nach. Die Hunde wollten nicht mit, sondern schlenderten faul, mit hängenden Köpfen, brennenden Augen und lechzenden Zungen am Ufer herum. Kein Vogel war an den Halden zu sehen, kein Laut zu hören außer dem Geplauder der Mädchen und dem Herdengeläut; verbrannt und versengt stand das Heidekraut, die Sonne glühte die Bergwände aus, daß alles schier erstickte in der brütenden Hitze.

Öyvind war's, der dort oben in der Mittagsonne saß und wartete. Er saß in Hemdärmeln dicht am Bache, der aus dem See hinunterfloß. Noch immer zeigte sich niemand auf der Heidehofebene, und schon fing er an, bang zu werden, als plötzlich auf Nordistuen ein großer Hund schwerfällig aus

einer Tür herauskam, und hinter ihm ein Mädchen in Hemdärmeln; sie lief über die Wiesen den Berg hinan, und gern hätte er ihr einen Jodler entgegengeschickt, aber er wagte es nicht.

Er beobachtete aufmerksam den Hof, ob vielleicht jemand zufällig herauskäme und sie bemerkte, doch schon war sie in Sicherheit, und voll Ungeduld sprang er mehrmals auf.

Endlich kam sie, mühsam den Bach entlang kletternd, der Hund vor ihr her, hin und wieder stehen bleibend, um zu wittern, während sie sich am Gesträuch festhielt und ihre Schritte immer müder und müder wurden. Öyvind lief ihr entgegen, der Hund knurrte, wurde aber sofort zum Schweigen gebracht. Sowie Marit ihn kommen sah, setzte sie sich auf einen großen Stein, glühend rot, müde und ganz aufgelöst vor Hitze. Er schwang sich neben sie auf den Stein. „Fein, daß du kommst, dank dir auch!“ — „Ach, aber die Hitze und der Weg! Hast du lange gewartet?“ „Nein. Seit er uns abends aufpaßt, müssen wir halt die Mittagzeit benutzen. Aber in Zukunft, denke ich, brauchen wir es nicht mehr so heimlich und mühselig zu machen, grade darüber wollte ich mit dir reden.“ — „Nicht mehr heimlich, wie denn sonst?“ — „Ich weiß freilich, daß dir das Heimlichtun gerade am meisten Spaß macht; aber Mut zu zeigen, macht dir auch Spaß. Heute habe ich lange mit dir zu reden, und du mußt hübsch artig zuhören.“ — „Ist's wahr, daß du Amtsagronom werden

willst?" — „Ja, und ich werde es schon erreichen. Damit habe ich nun einen doppelten Zweck, erstlich mal, eine feste Stellung zu bekommen, und dann, und vor allen Dingen, etwas auszurichten, was dein Großvater sehen und beurteilen kann. Es trifft sich sehr günstig, daß die meisten Freibauern auf den Heidehöfen junge Leute sind, die gern Verbesserungen und Hilfe hätten; Geld genug haben sie auch. Da will ich also anfangen; ich will alles verbessern, von ihren Viehställen an bis zu ihren Wasserleitungen, ich will Vorträge halten und arbeiten, ich will den Alten sozusagen mit guten Taten umzingeln." — „Das hast du famos gesagt, Öyvind, weiter?" — „Ja, das zweite geht uns beide an. Du darfst nicht reisen." — „Wenn er es aber befiehlt?" — „Und nichts mehr verheimlichen, was uns angeht." — „Wenn er mich aber quält?" — „Wir erreichen nämlich viel mehr und schützen uns besser durch offenes Auftreten. Wir müssen erst recht vor den Augen der Leute so zusammenhalten, daß sie immer davon reden müssen, wie lieb wir uns haben; desto eher wünschen sie, daß wir glücklich werden möchten. Du darfst nicht reisen. Trennung bringt leicht Gefahren mit sich, und Geschwätz kann sich zwischen uns drängen. Im ersten Jahre glaubt man nichts davon, aber nach und nach fängt man doch so ganz allmählich an, dran zu glauben. Aller Wochen einmal wollen wir uns treffen und alles Böse, was sie zwischen uns auftürmen wollen, fortlachen; wir

wollen uns auch beim Tanze treffen und den Takt treten, daß es klingt, während die Leute ringsumher sitzen und über uns klatschen. Wir wollen uns bei der Kirche treffen und uns begrüßen, daß alle, die uns hundert Meilen voneinander fort wünschen, es sehen. Macht jemand ein Spottlied auf uns, so setzen wir uns hin und versuchen eins als Antwort zu machen; wenn wir uns gegenseitig helfen, werden wir's schon zustande bringen. Niemand kann uns was anhaben, wenn wir zusammenhalten und den Leuten auch zeigen, daß wir es tun. Alles, was unglückliche Liebe heißt, gehört den Furchtsamen oder den Schwachen, oder den Kränklichen, oder den Berechnenden, die nur auf eine gewisse Gelegenheit warten, oder den Schlauen, die schließlich doch für ihre eigene Schlauheit bluten müssen, oder den Sinnlichen, die sich nicht so lieb haben, daß sie Standesunterschiede und andres drüber vergessen; die gehen herum und verstecken sich, schicken sich Briefe, beben bei jedem Wort, und diese Angst, diese stete Unruhe, dieses unaufhörliche Prickeln im Blute halten sie schließlich für Liebe, fühlen sich unglücklich und lösen sich auf wie Zucker. Pah, hätten sie sich richtig lieb, dann wären sie nicht so bangbüchsig, dann lachten sie lieber und gingen, offen in jedem Lächeln und offen in jedem Wort, geradewegs auf die Kirchentür zu. Ich habe Bücher darüber gelesen, und ich habe es selbst gesehen: mit der Liebe, die auf Schleichwegen geht, ist's jämmerlich bestellt. Anfangen muß sie heimlich, weil

sie mit Schüchternheit beginnt; aber leben muß sie in Offenheit, weil sie in Freude lebt. Grad wie beim jungen Frühlingslaub ist's; was wachsen soll, kann sich nicht verstecken, jedenfalls wirst du immer sehen, daß in demselben Moment, wo der Baum knospt und treibt, alles Dürre vom Baume abfällt. Einer, über den die Liebe kommt, läßt all das alte, tote Zeug fahren, die Säfte schwellen und treiben; und das sollte niemand merken?

Juchhe, mein Schatz, froh sollen sie werden, wenn sie uns zwei Frohe angucken; zwei Brautleute, die sich treu bleiben, tun eine Wohltat an den Leuten, denn sie geben ihnen ein Gedicht, das ihre Kinder zur Schande der ungläubigen Eltern auswendig lernen. Ich habe von vielen solchen gelesen, auch in unsrer Bygde leben noch welche im Volksmund, und gerade die Kinder von denen, die einst all das Böse angestiftet haben, singen sie jetzt mit Rührung. Ja, Marit, jetzt wollen wir einander die Hände geben — so, ja, und dann wollen wir uns versprechen, zusammenzuhalten, — so, ja und dann soll's schon gehen, hurra!" Er wollte sie beim Kopfe fassen, aber sie wendete sich ab und ließ sich vom Steine heruntergleiten.

Er blieb sitzen, sie kam wieder und, die Arme auf seine Knie stützend, kniete sie vor ihm und sagte, indem sie zu ihm aufblickte. „Hör mal, Öyvind: wenn er nun aber will, daß ich reise, was dann?" — „Dann sagst du einfach nein, rund nein." — „Um Gotteswillen, geht denn

das?" — „Er kann dich doch nicht selbst in den Wagen hinausschleppen." — „Wenn auch das nicht gerade, so kann er mich doch auf mancherlei andre Weise zwingen." — „Das glaub ich nicht; Gehorsam bist du ihm ja schuldig, so lange er keine Sünde von dir verlangt; aber du hast auch die Pflicht, ihm deutlich zu verstehen zu geben, wie schwer es dir diesmal fällt, gehorsam zu sein. Ich meine, wenn er das sieht, dann wird er sich doch bedenken; jetzt glaubt er wie die meisten andern, es sei nur Kinderei. Zeig ihm, daß es mehr ist." — „Glaub nur, es ist gar nicht so einfach mit ihm fertig zu werden. Er bewacht mich wie eine angebundene Ziege." — „Aber du reißt den Strick doch mehrmals am Tage kaput!" — „Ist nicht wahr." — „Doch, jedesmal wenn du heimlich an mich denkst, reißt du ihn kaput." — „Ach so—o; aber wer sagt dir denn, daß ich so oft an dich denke?" — „Säßest du sonst wohl hier?" „Ach du Dummer, du hast ja nach mir geschickt." — „Aber du bist gekommen, weil dich die Gedanken hierher trieben." — „Oder lieber, weil so schönes Wetter war." — „Eben fandest du es ja noch so schrecklich heiß." — „Ja zum Bergaufgehen, aber nicht zum Bergabgehen!" — „Warum bist du denn heraufgegangen?" „Bloß, um hinunterlaufen zu können." — „Warum bist du denn nicht schon gelaufen?" — „Weil ich mich ausruhen mußte." „Um mit mir von Liebe zu reden?" — „Den Spaß konnte ich dir ja leicht machen, dich anzuhören." —

16*

„Während's Vögelein sang, —“ — „und alles ruht,“ — — „und die Glocke klang —“ — „in Waldeshut.“

In diesem Augenblicke sahen die beiden den Großvater, wie er herausgehumpelt kam, und an der Glockenschnur zog, um die Leute wach zu läuten. Aus Scheunen, Schlupfwinkeln und Häusern kamen sie hervor, gingen schläfrig zu den Pferden und den Rechen, zerstreuten sich über die Wiesen, und kurz drauf war alles wieder Leben und Arbeit. Nur der Großvater ging von einem Hause nach dem andern und zuletzt auf die höchste Scheunenbrücke hinauf und guckte sich nach allen Seiten um. Ein kleiner Junge kam auf ihn zugelaufen, vermutlich hatte er ihn gerufen. Der Junge ging richtig in der Richtung nach Pladsen hin, der Großvater rund um das Gehöft herum, wobei er oft hinauf sah und wohl nichts weniger ahnte, als daß das Schwarze da oben auf dem „Großen Stein“ Marit und Öyvind waren. Aber wieder mal setzte Marits großer Hund sie in Verlegenheit. Er sah ein fremdes Pferd auf den Heidehof zufahren, und da er sich einbildete, mitten in seinen Hofgeschäften zu sein, fing er aus vollem Halse zu bellen an. Sie suchten ihn zum Schweigen zu bringen, aber er war böse geworden und wollte nicht. Unten stand der Großvater und starrte in die Höhe. Doch es wurde noch schlimmer, denn alle die Hirtenhunde hörten mit Erstaunen die fremde Stimme und liefen herbei. Als sie sahen, daß es ein

großer, wolfähnlicher Hund war, taten sich alle die struppigen Finnenhunde gegen den einen zusammen. Marit erschrak so, daß sie ohne Lebwohl davonlief. Öyvind stürzte sich mitten in die Schlacht hinein, trat und schlug um sich, aber sie verlegten nur den Kampfplatz und stürzten wieder aufeinander los, unter gräßlichem Geheul und Getrampel. Öyvind wieder hinterher, und so immer weiter, bis sie sich endlich bis zum Ufer des Baches hingewalzt hatten, da lief er schnell hinzu, und die Folge war, daß sie alle ins Wasser plumpsten, und zwar gerade an einer Stelle, wo's recht tief war; da liefen sie beschämt auseinander, und so endete diese Waldschlacht. Öyvind ging quer durch den Wald, bis er auf die Landstraße kam, aber Marit stieß unten am Zaune mit dem Großvater zusammen; das hatte der Hund ihr angetan.

„Na, wo kommst denn du her?“ — „Aus dem Walde.“ — „Was hast denn da zu suchen?“ — „Beeren gepflückt.“ — „Das ist nicht wahr!“ — „Nein, ist es auch nicht.“ — „Na also, was machtest du?“ — „Sprach mit wem.“ — „Mit dem Pladsenbub?“ — „Ja.“ — „Hör mal, Marit, morgen reist du.“ — „Nein.“ — „Hör mal, ich will dir nur eins sagen, nur das Eine: du wirst reisen!“ — „Du kannst mich doch nicht in den Wagen schleppen.“ — „So? das könnte ich nicht?“ — „Nein, weil du nicht willst.“ „So? ich will nicht? Na, wart nur! Nur zum Spaß, verstehst du, nur zum Spaß will ich dir sagen, daß ich

deinem Lumpenbengel da die Rippen zerschlagen werde." — „Das wagst du doch nicht." — „Wage ich nicht? Wage ich nicht, sagst du? Oho, wer sollte mir denn was tun, he?" — „Der Schulmeister." — „Der Schu-Schu-Schulmeister? glaubst am Ende, der schert sich um ihn?" — „Ja, der hat ihn doch auch auf die Ackerbauschule gebracht." — „Der Schulmeister?" — „Ja, der Schulmeister."

„Na, kurz und gut, Marit, ich will von diesem Rumflankieren nichts mehr wissen, du mußt weg von hier. Du machst mir nur Sorge und Kummer, grad wie deine Mutter, nur Sorge und Kummer. Ich bin ein alter Mann und will dich gut versorgt sehen, ich will nicht um dieser Geschichte willen wie ein Narr im Volksmund leben. Ich will nur dein eignes Bestes, das mußt du doch anerkennen, Kind. Mit mir ist's bald vorbei, dann stehst du allein da. Wie wäre es wohl deiner Mutter ergangen, wäre ich nicht gewesen? Hör nun, Marit, sei verständig, hör zu, was ich dir sage; ich will nur dein eignes Bestes." — „Ach, das willst du gar nicht." — „So! Was will ich denn, he?" — „Deinen Willen durchsetzen, das willst du, aber nach meinem fragst du nicht." — „Solltest du am Ende gar einen Willen haben, du Küken? Solltest wohl gar dein eignes Bestes besser verstehen, du Närrchen, he? Ein bißchen Haue sollst du haben, so groß und lang du bist. Hör mal, Marit, laß doch mit dir reden, im Grunde genommen, bist du gar nicht so dumm,

du bist nur rein gestört. Hör mich mal an, ich bin ein alter, verständiger Mann. Laß uns offen miteinander reden: mit mir stehts gar nicht so gut, wie die Leute denken; ein armer, lockrer Zeisig kann leicht mit dem Wenigen, was ich besitze, auf und davon fliegen; dein Vater hat arg zugegriffen. Man muß auf dieser Welt nun mal für sich selber sorgen, besser ist sie's nicht wert. Der Schulmeister hat gut schwatzen, der hat selbst Geld. Und der Pastor auch; die können klug schnacken. Aber wir, die wir uns fürs tägliche Brot abschuften müssen, mit uns ist das was andres. Ich bin alt, ich weiß vieles und habe mancherlei gesehen. Die Liebe siehst du, die mag gut genug sein, so zum Davonschwatzen, aber sie taugt nichts; die ist gut genug für Pfaffen und so Leute, aber wir Bauern müssen die Sache anders anfassen. Erst das Brot, siehst du, dann Gottes Wort und dann ein bißchen Schreiben und Lesen und dann ein bißchen Liebe, wenn's sich gerade so macht; aber es nützt schockschwerenot nichts, mit der Liebe anzufangen und mit dem Brot zu enden. Na, was hast du nun zu sagen, Marit?" — „Ich weiß nicht." „Du weißt nicht, was du antworten sollst?" — „Doch, ich weiß schon —." — „Na also?" — „Soll ich's sagen?" — „Natürlich sollst du's sagen." — „Ich halt sehr viel auf diese Liebe." Einen Augenblick stand er ganz entsetzt da, dachte dann an die hundert ähnlichen Gespräche mit ähnlichem Ausgang, schüttelte den

Kopf, drehte ihr den Rücken zu und ging seiner Wege.

Er fiel über die Knechte her, schnauzte die Mägde an, prügelte den großen Hund und jagte einem kleinen Huhn, das sich auf den Acker hinausgewagt hatte, einen Heidenschreck ein; aber zu Marit sagte er nichts.

Als Marit diesen Abend auf ihr Kämmerlein kam, um zu Bett zu gehen, war sie so froh, daß sie das Fenster öffnete, sich hinauslehnte, lange hinausguckte und sang. Sie hatte ein kleines, feines Liebeslied bekommen, und das sang sie:

Liebster, liebst du mich?
ei so lieb ich dich
bis an meines Lebens Ende.
Sommerlust ist fort
Gras und Spiel verdorrt
kommt zurück zur Sonnenwende.

Was du sprachst vorm Jahr
ich noch heut bewahr.
Sitzt wie 'n Vöglein dort vorm Zimmer,
zwitschert Seligkeit,
pickt und prophezeiht
unterm warmen Sonnenflimmer.

Tiri liri li,
hörst du mich denn nie,
Knabe hinterm Birkenstege?
Will mein Wörtlein gehn,
kann's den Pfad nicht sehn,
dunkel ist's — zeig ihm die Wege.

Tralla lala la,
ach was tat ich da?
Sang ich etwa gar vom Küssen?
Hörtest du's mein Lieb,
ach vergieb, vergieb,
werd es widerrufen müssen.

Gute, gute Nacht,
Traumgott kommt so sacht,
zeigt mir deine lieben Augen,
heimlich schlüpft hervor
deiner Worte Chor,
die so ganz und gar nichts taugen.

So nun schließ ich zu,
willst du noch was, du?
Leis verhallt der Ton im Winde,
lockt und lacht so sehr,
willst noch immermehr?
Abend ist so weich und linde.

Zwölftes Kapitel

Jahre sind seit dem letzten Auftritte vergangen.

Es ist Herbst, der Schulmeister wandert auf Nordistuen zu, öffnet die Haustür, findet niemand zu Hause, öffnet noch eine Tür, findet immer noch niemand zu Haus und geht dann weiter, bis in das innerste Zimmer des langen Gebäudes; dort sitzt Ole Nordistuen allein vorm Bette und beguckt seine Hände.

Der Schulmeister grüßt und wird gegrüßt; er zieht sich einen Schemel heran und setzt sich vor

Ole hin. „Du hast mich rufen lassen," sagt er. — „Ja, das hab ich."

Der Schulmeister nimmt sich eine frische Kautabakprise, sieht sich in der Kammer um, nimmt ein Buch, das auf der Bank liegt, und blättert darin. „Was willst du denn von mir?" — „Ich überlege es grad."

Der Schulmeister läßt sich Zeit, holt langsam seine Brille hervor, um den Titel des Buches zu lesen, wischt die Brille ab und setzt sie auf. „Du fängst an, alt zu werden, Ole." — „Ja, eben darüber wollt ich mit dir reden. 's geht rückwärts mit mir, bald lieg ich flach." „Dann sorg dafür, Ole, daß du in Frieden liegen kannst," er klappt das Buch zu und sieht nach dem Fenster.

„Ist 'n gutes Buch, das da."

„Nicht übel; — bist du oft über den Einband hinausgekommen, Ole?" — „Ei wohl, in der letzten Zeit, — —"

Der Schulmeister legt das Buch fort und steckt die Brille wieder ein. „Mit dir steht's jetzt wohl nicht recht nach Wunsch wie, Ole?" — „Ach, das hat's nicht getan, so lang ich denken kann." — „Ja, so ist mir's auch lange Zeit ergangen. Ich lebte in Zwietracht mit einem guten Freunde und verlangte, er sollte zu mir kommen, und so lange war ich unglücklich. Da kam ich auf den Gedanken, daß ich ja zu ihm gehen könnte, und von Stund an ist es mir wieder gut ergangen." — Ole blickt auf, sagt aber kein Wort. Der Schulmeister:

„Wie findest du denn, daß es mit deinem Hofe geht?"

„Rückwärts wie mit mir selber." „Wer soll ihn denn übernehmen, wenn du fort bist?" — „Das ist's ja grade, was ich nicht weiß, und das nagt an mir."

„Bei deinen Nachbarn steht's jetzt recht gut, Ole." — „Ja die — die haben ja den — diesen — Agronomen zur Hilfe."

Der Schulmeister, während er sich gleichgültig nach dem Fenster wendet: „Du solltest auch Hilfe nehmen, Ole. Gehen kannst du nicht mehr ordentlich und von der neuen Landwirtschaft verstehst du wenig." — Ole: „Wer sollte mir wohl helfen!" — „Hast du vielleicht drum gebeten?" — Ole schweigt. Der Schulmeister: „So hab ich auch lange mit dem lieben Gott gestanden. — Du meinst es nicht gut mit mir, sagte ich zu ihm. — Hast du mich denn drum gebeten? fragte er. Nein, das hatte ich nicht; da bat ich ihn, und seitdem ist mir's recht gut ergangen." Ole schweigt, und jetzt schweigt der Schulmeister ebenfalls.

Endlich sagt Ole: „Ich habe ein Enkelkind; die weiß ganz genau, was mir Freude machen würde, ehe man mich hinausträgt, aber sie tut's nicht." — Der Schulmeister lächelt: „Vielleicht würde es ihr keine Freude machen." Ole schweigt.

Der Schulmeister: „An dir nagt mancherlei, aber so viel ich merke, dreht sich doch alles schließlich nur um den Hof." — Ole erwidert leise: „Er

ist durch viele Geschlechter unser gewesen und der Boden ist gut; was die Väter meiner Väter in saurem Schweiß zusammengearbeitet haben, liegt in ihm; aber jetzt will nichts mehr gedeihen. Auch weiß ich nicht, wer, wenn man mich hinausgefahren hat, hineinfahren wird. Vom Geschlecht wird's keiner." — „Dein Enkelkind wird das Geschlecht erhalten." — „Aber der der sie nimmt, was wird der aus dem Hof machen? Das möchte ich wissen, ehe ich mich zur Ruhe lege. Es hat Eile, Baard, mit mir und mit dem Hof."

Beide schweigen; endlich sagt der Schulmeister: „Wollen wir nicht ein wenig hinausgehen bei dem schönen Wetter und uns auf dem Hofe umsehen?" — „Ja, das wollen wir; ich habe Arbeitsleute oben an der Halde; sie sollen Laub holen, aber sie arbeiten nicht, außer wenn ich hingucke." Er humpelt nach seiner großen Mütze und dem Stock und sagt dabei: „Sie mögen nicht bei mir arbeiten, ich begreif's nicht." Als sie hinausgekommen waren und um die Ecke des Hauses bogen, blieb er stehen und sagte: „Da siehst du's! Keine Ordnung, das Holz überall herum geschmissen, das Beil nicht in den Block gehauen." Er bückte sich mühsam, hob es auf und hieb es fest. „Da ist ein Fell hinuntergefallen, aber hat wohl jemand es wieder aufgehängt?" — Er tat es selbst. „Und hier der Stabbur; was meinst du wohl, die Treppe ist weggenommen." Er trug sie selbst auf die Seite. Dann blieb er stehen, sah den Schulmeister an

und sagte: „Und so geht's einen Tag wie alle Tage." —

Als sie hinaufkamen, hörten sie von den Berghalden her munteren Gesang. „Ei, da wird ja gesungen bei der Arbeit," sagte der Schulmeister. — „Das ist der kleine Knut Östistuen, der da singt; er holt Laub für seinen Vater. Da hinten arbeiten meine Leute, die singen gewiß nicht." — — „Das ist doch keins von den Liedern der Bygde?" — „Nein, ich hör's. — Öyvind Pladsen hat in Östistuen viel zu tun gehabt; vielleicht ist es eins von den Liedern, die er mit heim gebracht hat, denn dem folgen viele Lieder." Darauf wurde nichts erwidert.

Die Wiese, über die sie gingen, gedieh nicht gut; es fehlte an der rechten Pflege. Der Schulmeister bemerkte es, und da blieb Ole stehen. — „Ich habe nicht mehr die Kraft dazu," sagte er fast wehmütig. „Fremde Arbeitsleute ohne Aufsicht sind zu kostspielig. Aber glaub mir, es tut weh, über solch 'ne Wiese zu gehen."

Als sie später auf die Größe des Gutes zu sprechen kamen, und wo eine ordentliche Bewirtschaftung am meisten Not täte, beschlossen sie, den Abhang hinaufzugehen, um das Ganze überschauen zu können. Als sie endlich einen hohen Punkt erreicht hatten und es vor ihnen ausgebreitet dalag, sagte der Alte bewegt: „Ich möchte nicht gern so davon weggehen. Wir haben alle dort unten gearbeitet, Vater, Mutter und ich, aber viel ist nicht mehr davon zu sehen."

Da tönte fast unmittelbar ihnen zu häupten ein Lied mit jener eigentümlichen Herbheit, die eine Knabenstimme hat, wenn sie so recht drauflos-jubelt. Sie standen nicht weit von dem Baume, in dessen Wipfel der kleine Knut Östistuen saß und Laub für seinen Vater schlug, und sie lauschten unwillkürlich dem Knabengesang:

Willst du wandern auf die Höhn
willst dein Bündel schnüren,
sollst du leichten Schrittes gehn,
wenig mit dir führen.
Schleppe nicht des Tales Zwang
mit auf Bergesweite,
spül's hinab mit freud'gem Sang
an des Felsens Seite.

Aus dem Zweig ein Vöglein ruft
Bygdeklatsch muß schweigen,
reiner, reiner wird die Luft,
wie wir höher steigen.
Atme tief aus froher Brust,
Kindheitsbilder necken
rosig und voll Schelmenlust
dich aus Busch und Hecken.

Stehst du still auf deinem Gang,
tief hinein zu lauschen,
wird als hehrer Hochgesang
Einsamkeit dir rauschen.
Nur ein Quell kann murmeln leis,
nur ein Stein kann rollen,
dein vergess'ner Pflichtenkreis
mahnt mit Donnergrollen.

Zittre, Herz, doch im Gebet.
Durch Erinnerungen
aufwärts hoch zum Gipfel geht,
wer die Welt bezwungen.
Dort wo Petrus Hütten baut
für den Herrn des Lebens,
hoch hinauf, auf Gott vertraut,
wanderst nicht vergebens.

Ole hatte sich niedergesetzt und sein Gesicht mit den Händen bedeckt. „Hier will ich mit dir reden," sagte der Schulmeister und setzte sich daneben.

* * *

Auf Pladsen war Öyvind gerade von einer längeren Reise zurückgekehrt; der Postwagen stand noch vor der Tür, da das Pferd Rast machte. Obgleich Öyvind als Amtsagronom jetzt guten Verdienst hatte, so wohnte er doch noch immer in der kleinen Kammer auf Pladsen und half in der Wirtschaft, wenn er freie Zeit hatte. Der kleine Hof war von einem Ende zum andern neu bewirtschaftet, aber er war so klein, daß Öyvind ihn scherzweise Mütterchens Puppenspiel nannte; denn sie war es vorzugsweise, die die Landwirtschaft betrieb.

Er hatte sich eben umgezogen, der Vater war mit Mehl bestäubt aus der Mühle gekommen und hatte sich auch umgezogen. Sie planten grade einen kleinen Spaziergang vor dem Abendbrot, als die Mutter mit einem Male ganz blaß ins Zimmer

stürzte. „Es kommt ein ganz seltsamer Besuch auf unser Haus zu, seht doch nur!“ — Beide Männer eilten ans Fenster, und Öyvind platzte zuerst heraus: „Das ist ja der Schulmeister und — ja, ich glaube fast, es ist — — ja wirklich, er ist es!“ — „Ja, das ist der alte Ole Nordistuen,“ sagte nun auch Tore, vom Fenster zurücktretend, um nicht gesehen zu werden, denn schon waren die beiden nah am Hause.

Gerade als Öyvind vom Fenster zurücktrat, warf ihm der Schulmeister von draußen einen Blick zu. Baard lächelte und sah sich nach dem alten Ole um, der sich mit seinem Stock und den kleinen, kurzen Schritten vorwärtsarbeitete, wobei das eine Bein immer höher gehoben wurde als das andere. Draußen hörte man den Schulmeister sagen: „Er scheint erst eben wieder heimgekommen zu sein, worauf Ole zweimal sagte: „So, so.“

Lange standen sie draußen im Flur. Die Mutter hatte sich in den Winkel verkrochen, wo das Milchbort war, Öyvind nahm seinen Lieblingsplatz ein, den Rücken gegen den großen Tisch gelehnt und das Gesicht nach der Türe gewendet, und der Vater saß neben ihm.

Endlich klopfte es, und herein trat der Schulmeister, der den Hut abzog, und hinter ihm Ole, der die Mütze abzog, worauf er sich nach der Tür umdrehte, um diese zu schließen. Alles das machte er sehr langsam; offenbar war er verlegen. Tore erhob sich, bat die Eintretenden Platz zu nehmen; sie setzten sich

beide nebeneinander auf die Bank am Fenster, und Tore nahm seinen alten Platz wieder ein.

Und jetzt werden wir zu hören bekommen, wie die Werbung vor sich ging.

Der Schulmeister: „Der Herbst hat uns doch noch hübsches Wetter gebracht!" Tore: „Ja, 's hat sich rausgemacht in der letzten Zeit." — „Jetzt wird sich's wohl lange halten, wo der Wind umgeschlagen hat." — „Seid ihr da oben schon mit der Ernte fertig?" — „Eben nicht; hier, der Ole Nordistuen, den du vielleicht kennst, möchte gern deine Hilfe, Öyvind, wenn sonst nichts im Wege steht." — Öyvind: „Wenn sie verlangt wird, werde ich tun, was ich vermag." — „Ja, er meinte eigentlich nicht nur so ganz vorübergehend. Es will mit dem Gute nicht recht vorwärts, und er meint, daß es an der rechten Triebkraft und Aufsicht fehle." — Öyvind: „Ich bin leider so wenig zu Hause." — Der Schulmeister guckt zu Ole hinüber; dieser merkt, er müsse jetzt ins Feuer rücken, räuspert sich ein paarmal und legt dann los: „Es war, es ist — ja, hm — — es war meine Meinung, daß du — hm — gleichsam fest — — fest, — — du solltest —, hm, da oben bei uns wie zu Hause sein, — — immer da sein, wenn du nicht auf Reisen bist." — „Schönen Dank für das Anerbieten, aber ich möchte doch am liebsten da wohnen bleiben, wo ich wohne." — Ole sieht zum Schulmeister hinüber und dieser sagt: „Dem Ole scheints heute ein bißchen wüst im Kopf herum zu gehen.

Die Sache ist wohl die, daß er früher schon mal hier gewesen ist, und die Erinnerung daran bringt ihn ein bißchen durcheinander." — „So ist es," fällt Ole rasch ein; „ich war damals ganz verrückt. Ich hab mich solange mit dem Mädel abgequält, bis das Holz faserig geworden ist. Laßt alles vergessen sein. Der Sturm schlägt das Korn, aber die Brise nicht; ein Regenstrom löst keinen großen Stein; Maischnee tut der Saat nicht weh; der Donner schlägt die Leute nicht tot."

Alle vier lachen, und der Schulmeister sagt: „Ole meint also, du sollst nicht länger daran denken, Öyvind, und auch du nicht, Tore." Ole sieht sie an und weiß nicht, ob er sich fortzufahren trauen soll. Da sagt Tore: „Der Hagedorn faßt mit vielen Zähnen, reißt aber keine Wunden. In mir sitzt sicherlich kein Dorn mehr." — Ole: „Ich kannte damals den Jungen noch nicht. Jetzt sehe ich, daß es wächst, wo er sät. Wie die Saat, so die Ernte; in seinen Fingerspitzen sitzt Geld, und drum möchte ich ihn gern haben." —

Öyvind sieht den Vater an, dieser die Mutter, die guckt seitwärts nach dem Schulmeister, und nun sehen alle ihn an. „Ole meint, er hat einen großen Hof — —." Ole unterbricht ihn: „Großer Hof, aber schlecht bestellt; ich kann nicht mehr, ich bin alt, und die Beine wollen nicht mehr wie der Kopf. Aber ich glaube, es kann sich lohnen, da oben anzupacken." — „Gut und gern der größte Hof im Kirchspiel," fällt der Schulmeister ein. —

„Der größte im Kirchspiel, ja, das ist gerade das Unglück. Zu großer Schuh fällt ab; mag das Gewehr noch so gut sein, man muß es auch heben können," und sich schnell zu Öyvind wendend: „Vielleicht könntest du's mit anfassen?" — „Ich sollte also Verwalter sein?" — „Ganz recht, ja; du sollst den Hof haben." — „Haben soll ich ihn?" — „Ja ja, ganz recht; und ihn verwalten!" — „Aber — —" — „Na? Willst du nicht?" — „Doch, natürlich will ich." — „Ja, ja, so ist's also abgemacht, sagte die Henne und flog aufs Wasser." — „Aber" — Ole guckt den Schulmeister verwundert an. — „Öyvind will auch noch gern wissen, ob er die Marit kriegt?" Ole schnell: „Die Marit mit in den Kauf, die Marit mit in den Kauf." Da brach Öyvind in ein helles Lachen aus, er sprang in die Höhe, alle drei stimmten ein, Öyvind rieb sich die Hände, lief im Zimmer auf und ab und wiederholte unaufhörlich: „Marit mit in den Kauf, Marit mit in den Kauf!" Tore lachte mit tiefem Gluckgluck, die Mutter in der Ecke sah ihren Jungen unverwandt an, bis sich ihre Augen mit Tränen füllten.

Nach einer Weile fragte Ole sehr gespannt: „Was hältst du vom Hofe?" — „Vorzüglicher Boden." — „Vorzüglicher Boden, nicht wahr?" — „Herrliche Weide." — „Herrliche Weide! Es wird also gehen?" — „Es soll der beste Hof im Amt werden!" — „Der beste Hof im Amt! Glaubst du, — meinst du wirklich?" — „So

17*

wahr ich hier stehe!" — „Siehstewohl, hab ich's nicht immer gesagt?" — Sie redeten beide gleich schnell und paßten sich ineinander wie zwei Räder an einem Wagen. „Aber Geld, siehst du, Geld! Und ich hab keins!" „Ohne Geld geht's freilich langsam, aber es geht." — „Es geht! Gehen tut's freilich! Aber hätten wir Geld, dann ginge es schneller, sagst du?" — „Doppelt so schnell." — „Doppelt so schnell? Geld sollten wir haben! Na ja, na ja, wer nicht alle Zähne hat, kann auch kauen; wer mit Ochsen pflügt, kommt auch vorwärts."

Die Mutter blinzelte Tore zu, der sie ein paarmal hastig von der Seite ansah, während er sich auf seinem Platze hin und her wiegte und mit den Händen unaufhörlich übers Knie strich; der Schulmeister blinzelte zu ihm hinüber, Tore öffnete den Mund, hustete und nahm einen Anlauf, allein Ole und Öyvind schwatzten sich unablässig in den Mund, lachten und lärmten, so daß man gar nicht zu Worte kommen konnte.

„Na, jetzt schweigt mal ein wenig, Tore hat was zu sagen," fällt der Schulmeister ihnen ins Wort. Sie verstummen und blicken Tore an. Dieser hebt endlich ganz leise an: „Von jeher ist es hier so gewesen, daß wir ne Mühle gehabt haben, in letzter Zeit haben wir sogar zwei gehabt. Diese Mühlen haben im Laufe der Zeit immer mal nen Groschen abgeworfen; weder mein Vater noch ich haben je von diesem Geld was verbraucht, außer als Öyvind draußen war. Der Schulmeister

hat es aufbewahrt, und er sagt, es hätte sich ganz hübsch vermehrt, da wo es steht; aber jetzt ist es wohl das beste, Öyvind kriegt es für Nordistuen." Die Mutter stand in ihrer Ecke und machte sich ganz klein, während sie mit leuchtenden Augen Tore betrachtete, der sehr ernst dasaß und beinah ein dummes Gesicht machte. Ole saß ihm gegenüber mit offenem Munde. Öyvind war der erste der sich von seinem Erstaunen erholte und rief: „Ist es nicht, als ob das Glück mir folgte?" Er ging auf den Vater zu und klopfte ihm auf die Schulter, so daß es dröhnte. „Ei, ei — du du, Vater!" sagte er lustig, rieb sich die Hände und ging weiter.

„Wie viel mag's wohl sein?" fragte endlich Ole den Schulmeister ganz leise. — „I, gar nicht so wenig." — „Ein paar hundert Taler?" — „Noch ein bißchen mehr!" — „Noch ein bißchen mehr?" Öyvind, hör doch, noch mehr! „Gott bewahr mich, was das für 'n Hof wird!" Er sprang auf und lachte laut.

„Jetzt geh ich mit dir zu Marit," sagt Öyvind; wir nehmen gleich den Wagen, der noch draußen steht, dann geht es schnell." — „Ja, schnell, schnell! Willst du auch immer alles schnell haben?" — „Ja, schnell und toll." — „Schnell und toll! Grad wie ich, als ich jung war, grad so." „Hier ist die Mütze und der Stock, jetzt jage ich dich raus!" „Du jagst mich fort, ha, ha, aber du kommst mit, nicht wahr, du kommst mit? Kommt mit, ihr andern, heut Abend müssen wir zusammen

bleiben, so lange noch ein Scheit auf dem Herde glüht; kommt mit." Sie versprachen nachzukommen. Öyvind half ihm in den Wagen hinein, und vorwärts ging es nach Nordistuen hinauf. Dort oben war der große Hund nicht der einzige, der sich wunderte, als Ole Nordistuen mit Öyvind Pladsen auf den Hof gefahren kam. Während Öyvind dem Greise aus dem Wagen half und Knechte und Tagelöhner sie angafften, kam Marit in den Flur hinaus, um zu sehen, was denn der Hund da so zu bellen habe, blieb aber wie angewurzelt stehen, wurde feuerrot und rannte wieder hinein. Der alte Ole rief indessen, als er eingetreten war, mit so fürchterlicher Stimme nach ihr, daß sie wieder zum Vorschein kommen mußte. „Geh hin und putz dich, Mädel; hier steht der Mann, der den Hof haben soll."

„Ist das wahr?" rief sie, ohne es selbst zu wissen, so laut und so hell, daß es klang. „Ja, es ist wahr!" erwiderte Öyvind und klatschte in die Hände; damit dreht sie sich auf dem Absatz um, wirft das, was sie gerade in der Hand hat, weit von sich und nimmt Reißaus; aber Öyvind hinterher.

Bald kamen der Schulmeister, Tore und seine Frau; der Alte hatte Lichter auf den Tisch gestellt und ein weißes Tuch aufdecken lassen; Wein und Bier wurden aufgetragen, und er selbst ging fortwährend ab und zu, hob die Beine noch höher als gewöhnlich, aber doch immer den rechten Fuß höher als den linken.

* * *

Ehe diese kleine Erzählung schließt, kann noch berichtet werden, daß Öyvind und Marit fünf Wochen später in der Kirche getraut wurden. Der Schulmeister leitete heute selbst den Gesang, da sein Stellvertreter krank war. Seine Stimme war zittrig geworden, denn er war alt; aber Öyvind fand, es sei eine Freude, ihn zu hören. Und als er Marit die Hand gereicht und sie vor den Altar geführt hatte, nickte ihm der Schulmeister vom Chore herab zu, gerade so wie er es geträumt hatte, als er an jenem Tanzabende so traurig dasaß. Er nickte wieder, während ihm die Tränen in die Augen wollten.

Jene Tränen auf dem Tanzfeste waren der Eingang zu den heutigen gewesen, und dazwischen lag sein Glaube und seine Arbeit.

Hier endet die Erzählung von einem frohen Burschen.

Der Brautmarsch

Vor mehr als hundert Jahren lebte in einem der größten Gebirgstäler Norwegens ein Spielmann, dessen Name in gewissem Sinne später mit der Volkssage verknüpft worden ist. Eine Menge von Weisen und Melodien werden ihm zugeschrieben; einige dieser Weisen hatte er der Sage nach von den Unterirdischen gehört, eine vom leibhaftigen Teufel, eine hatte er in Todesnot ersonnen, um sein Leben zu retten usw. Doch vor allem ist eine seiner Weisen berühmt geworden; denn deren Geschichte endete nicht mit seinem Leben, sondern fing erst nach seinem Tode recht eigentlich an.

Der Spielmann hieß Ole Haugen und war ein armer Häusler hoch oben im Gebirge; er hatte eine Tochter, Aslaug mit Namen, die seinen hellen Kopf und seine Musikseele geerbt hatte, wenn auch nicht im Spiel, so doch in ihrem ganzen Wesen; denn sie war leicht und keck im Reden, Singen, Gehen und Tanzen und hatte dieselbe eigentümlich weiche Stimme, die dem ganzen Geschlecht eigen war.

Da kam von langer Wanderfahrt ein junger Bursch zurück, der dritte Sohn auf dem alten

Stammhof Tingvold. Seine zwei ältern Brüder waren bei einer Überschwemmung ertrunken, und er war nun der Erbe des Hofes.

Er lernte Aslaug auf einer großen Hochzeit kennen und war ihr sofort gut. Damals war es noch etwas ganz Unerhörtes, daß ein Bauernsohn aus so alter und vornehmer Familie um ein Mädchen von Aslaugs Herkunft und Armut warb. Aber er war weit in der Welt herum gewesen, und er erklärte seinen Eltern rundweg, daß er da draußen schon sein reichliches Auskommen finden würde, und wenn er's hier zu Hause nicht haben könnte, wie er gern wollte, dann wäre ihm der ganze Hof einerlei.

Von allen Seiten prophezeite man ihm, eine solche Gleichgiltigkeit gegen alle Familientradition, und gegen den Familienbesitz würde sich schon noch mal strafen; man sagte auch, das müsse wohl Ole Haugens Werk sein — und wer weiß, ob nicht mit Hilfe eines Gewissen, vor dem allen Menschen grauen müßte.

Ole Haugen soll nämlich, während sich der Kampf zwischen dem Jungen und den Eltern abspielte, in ganz ausgezeichneter Laune gewesen sein. Und als der Sieg errungen war, habe er gesagt, den Brautmarsch für die Zwei habe er bereits fertig; der solle nie wieder aus dem Geschlecht von Tingvold heraus können — „doch wehe der Braut," hatte er weiter gesagt, „die unter seinem Klange nicht ebenso froh zur Kirche fährt, wie die Häusler-

deern von Haugen!" — Darin hatten die Leute böse Einflüsterungen gewittert!

So lautet die Sage, gleich manchen andern. Aber sicherer als die Sage ist es, daß noch heutzutage in dieser Bergbygde, wie in so manchen anderen, der Sinn für Musik und Lieder wach ist, und in jenen Tagen muß er also noch größer gewesen sein. Dieser Sinn kann nicht erhalten werden, ohne daß jemand den ererbten Schatz vermehrt und aufputzt, und darin muß Ole Haugen unübertrefflich gewesen sein.

Und weiter erzählt die Sage, daß, wie Ole Haugens Brautmarsch der glückseligste gewesen sei, den man je gehört hätte, auch das Brautpaar, das unter seinem Klang zum erstenmal bis vor die Kirchtür fuhr und dort nach beendeter Trauung wieder von ihm begrüßt wurde, das glückseligste Paar gewesen sei, das man je gesehen habe. Und obgleich das Tingvoldgeschlecht allzeit ein schönes Geschlecht gewesen war und hinfort erst recht wurde, so hält doch die Sage mit Bestimmtheit daran fest, daß diesem Paare für alle Zeiten die Krone gebühre.

Wir kommen jetzt von der Sage auf etwas festern Grund; denn mit Ole Haugen stirbt die Sage, und nach ihm beginnt die Geschichte. Diese erzählt, daß der Brautmarsch ein Erbstück wurde, das im Unterschied zu allen anderen Erbstücken, die nur selten gebraucht werden, viel gebraucht wurde, das heißt, die Weise wurde auf Tingvold geträllert, gejohlt, gesungen, gepfiffen, geblasen, gespielt von

der Stube bis zum Stall, vom Hof bis zum entlegensten Acker; mit ihm wurde das einzige Kind, das die Leutchen bekamen, gewiegt und geschaukelt und gebischt von der Mutter, vom Vater, von der Kindsmagd und allen übrigen Dienstboten; und das erste, was die Kleine nach den ersten Kunststückchen und Worten lernte, war der Brautmarsch.

Astrid hieß das Kind. Es lag Musik im ganzen Geschlecht, und nicht am wenigsten in diesem kleinen frischen Mädel, das die Weise bald ganz allerliebst trällern konnte — das Triumphlied ihrer Eltern, die Verheißung ihres Geschlechtes. Es war auch gar nicht zu verwundern, als sie erwachsen war, daß sie sich selbst einen Liebsten wählen wollte. Vielleicht ist es eine Übertreibung, was man sich von der langen Freierkette erzählt, die sie gehabt hätte — aber wie dem auch sei, Tatsache war, daß das reiche Mädchen mit dem zarten Gemüt über dreiundzwanzig Jahre alt und noch nicht verlobt war.

Da kam es heraus, was der Grund dazu war! Die Mutter hatte vor mehreren Jahren einen frischen Zigeunerbuben von der Straße aufgelesen und ins Haus genommen. Ein Zigeunerbub war er nun wohl gerade nicht, aber genannt wurde er so, und nicht zuletzt von der Mutter, als sie erfuhr, daß Astrid und er — in aller Treuherzigkeit sich weit draußen im Felde verlobt hatten — und sich seitdem unaufhörlich den Brautmarsch zujubelten, sie vom Stabburdach herab, und er oben von der Halde her.

Da kam aber der Bub schnell genug vom Hofe; denn jetzt zeigte sich's, daß niemand strenger auf Geschlechtsbrauch hielt, als die ehemalige Häuslerdeern. Und der Vater mußte wieder an jene Weissagung denken, da er ja selbst mit dem Familienbrauch gebrochen hatte. Jetzt holten also die von Tingvold sich ihre Freier schon von der Landstraße — wo sollte das enden?

Die Bygde urteilte auch nicht milder. Der Zigeunerbub — Knut hieß er übrigens — hatte sich auf den Handel verlegt, speziell den Viehhandel, und war überall bekannt. Er war der erste in jener Gegend, ja im ganzen Umkreise, der diesen Handel im Großen betrieb. Er öffnete dem Großhandel die Wege und verschaffte dadurch jenen Gegenden bessere Preise und manchem Geschlecht ansehnliche Kapitalien. Aber es war ein gut Stück Rauf- und Trinklust in dem Burschen, und das war das einzige, wovon die Leute redeten; denn was er als Handelsmann taugte, wußten sie damals noch nicht zu schätzen. Als nun Astrid dreiundzwanzig Jahre geworden war, standen die Dinge so, daß entweder der Hof aus der direkten Geschlechtslinie heraus oder Knut hinein mußte; aber die Eltern hatten durch ihre eigne Heirat die moralische Macht verloren, die sonst vielleicht als zwingend hätte auftreten können. Astrid setzte ihren Willen durch, und so zogen sie und der hübsche muntere Knut eines schönen Tages mit einem glänzenden Brautgefolge zur Kirche. Der Brautmarsch

des Geschlechtes, des Großvaters Meisterstück, warf Strahlen zurück über den ganzen Zug, und die beiden saßen da, als ob sie leise mitsummten; denn sie sahen höchst vergnügt aus. Und die Leute wunderten sich, daß auch die Eltern so vergnügte Gesichter machten — hatten sie doch so lange und so hartnäckig Widerstand geleistet.

Nach der Hochzeit übernahm Knut den Hof, und die beiden Alten wurden auf ihr Altenteil gesetzt. Aber dieses war so groß, daß es allen ein Rätsel war, wie Knut und Astrid daneben auskommen konnten; denn wohl war der Hof der größte ringsum, aber er war keineswegs gut bewirtschaftet. Doch nicht allein, daß sie auskamen, nein die dreifache Arbeitskraft wurde gedungen und alles nach neuster Mode mit in dieser Gegend unerhörten Kosten angelegt. Man prophezeite ihm den sicheren Ruin. Aber der „Zigeunerbub“, wie er auch jetzt noch genannt wurde, war vergnügter denn je, und sein munterer Sinn hatte auch Astrid längst mit angesteckt. Aus dem früher so zarten, stillen Mädchen war jetzt eine tüchtige, wohlbeleibte Hausmutter geworden. Auch die Eltern waren guten Mutes. Und endlich gingen denn den Leuten die Augen dafür auf, daß Knut nach Tingvold etwas gebracht hatte, was noch nie jemand dort gehabt hatte — nämlich Betriebskapital! Auch hatte er reiche Erfahrung von seinen Wanderfahrten her, und dazu eine besondere Gabe, mit Geld und Waren umzugehen — und Arbeiter und Dienstboten in gemütlicher und lustiger

Stimmung zu erhalten, kurz — nach zwölf Jahren war Tingvold nicht wieder zu erkennen.

Die Gebäude waren neu, der Viehstand dreimal so groß und dreimal so wohlgepflegt wie früher, und Knut selbst saß Abends im langen Tuchrock mit der Meerschaumpfeife beim Toddy mit dem Hauptmann, dem Pastor und dem Schulzen.

Astrid bewunderte ihn als den klügsten und liebenswürdigsten Mann der Welt, und sie erzählte selbst, daß er in seiner Jugend getrunken und gerauft hätte, nur damit man sich recht viel von ihm erzähle und sie dadurch bange mache — „denn er war ein Schlauberger.“

Sie folgte ihm in allem, nur nicht, daß sie ihre Tracht und Sitten geändert hätte; an der Bauernart und der Bauerntracht wollte sie festhalten. Knut ließ jeden nach seiner Fasson selig werden, und so zankten sie sich deswegen auch nicht. Er lebte nach seinem Geschmack mit seinen Freunden, und sie wartete auf. Übrigens ging es dabei bescheiden genug her, denn er war zu klug, um sich viel Umstände oder Unkosten zu machen. Man behauptete sogar, er verdiene an diesem Kartenspiel und durch das Ansehen und die Verbindungen, die es ihm verschaffe, mehr, als es ihm Ausgaben mache; aber das war wohl nur Verleumdung.

Sie hatten mehrere Kinder, deren Geschichte uns jedoch nicht interessiert; aber der älteste Sohn, Endrid, der Erbe des Hofes, sollte ja auch dessen Ruhm weiter führen. Er war schön wie

die ganze Familie; aber sein Verstand war recht alltäglich, wie das bei Kindern stark beschäftigter Eltern oft der Fall ist. Der Vater merkte das frühzeitig und wollte seinem Verstande durch eine ausgezeichnete Erziehung auf die Beine helfen. Er hielt seinen Kindern aus diesem Grunde einen Hauslehrer, und als der Junge erwachsen war, kam er auf eine der landwirtschaftlichen Schulen, die damals gerade einigermaßen in Zug gekommen waren, und später schickte er ihn in die Stadt. Er kam als ein stiller, etwas verstudierter Bursch heim — mit weniger städtischen Angewohnheiten als man erwartet hatte und als sein Vater gewünscht hätte. Endrid war nämlich überhaupt nicht gelehrig.

Auf diesen Jungen wurde nun natürlich sofort Jagd gemacht, sowohl bei Hauptmanns, wie bei Pastors, die alle beide unglaublich töchterreiche Familien hatten — aber wenn dies der Grund der immer größer werdenden Aufmerksamkeiten war, die sie Knut erwiesen, so hatten sie sich ganz eklig verrechnet; denn Knut dachte von einer Heirat mit einer armen Offiziers- oder Pastorentochter, die nichts von der Bewirtschaftung eines großen Bauernhofes versteht, so geringschätzig, daß er es nicht einmal für der Mühe wert hielt, seinen Sohn zu warnen. Übrigens war das auch gar nicht nötig; denn Endrid sah ebensogut wie sein Vater ein, daß das, was der Familie jetzt not tat, etwas andres war: es galt, dem Wohlstand frisches Blut aus

einer an Alter und Ansehen ebenbürtigen Familie hinzuzufügen.

Aber nun hatte der Junge das Pech, etwas linkisch zu sein, wenn er sich mit solchen Plänen trug, so daß die Leute Verdacht schöpften. Das wäre ja nun so schlimm nicht gewesen; allein er kam in den Ruf, er jage nach einer guten Partie, und einen, von dem das gesagt wird, scheut der Bauer. Endrid selbst merkte das bald; denn wenn er auch nicht besonders schlau war, so war er andrerseits sehr feinfühlig. Er merkte, daß es sein Ansehen keineswegs verbesserte, daß er in städtischer Kleidung und mit „Landstreichergelehrsamkeit", wie man's nannte, auftrat. Und da er im Grunde seiner Seele ein braver Kerl war, so bewirkte die Kränkung, daß er nach und nach die städtischen Kleider und die städtische Redeweise ablegte und auf seines Vaters ungeheuerm Gute tüchtig mit anzufassen begann.

Der Vater merkte alles — ja, sogar lange bevor der Junge selbst es eigentlich merkte — und er bat auch die Mutter, ja nicht dergleichen zu tun. Sie sprachen also mit dem Jungen überhaupt nicht mehr vom Heiraten; niemand ließ sich die Veränderung, die mit ihm vorging, merken, nur daß der Vater ihn immer liebevoller in seine Pläne über die Bewirtschaftung des Gutes, sowie in alle andern Dinge einweihte und ihm nach und nach die Leitung des Hofes ganz überließ. Und das hatte er nicht zu bereuen.

18*

So wurde der Junge einunddreißig Jahre alt, und vermehrte seines Vaters Vermögen und seine eigene Erfahrung und Sicherheit. In dieser ganzen Zeit hatte er keine, auch nicht die leiseste Annäherung an irgend ein Mädchen aus der Bygde oder von außerhalb versucht, und nun fingen die Eltern an, allmählich ernstlich besorgt zu werden, daß er sich das Heiraten vielleicht ganz aus dem Sinn geschlagen hätte. Aber das war nicht der Fall.

Auf dem Nachbarhofe lebte in Wohlstand und Ansehen eine Familie aus einem der vornehmsten Geschlechter der Gegend, die bereits wiederholt in das Tingvoldgeschlecht hineingeheiratet hatte. Dort wuchs ein Mädchen auf, dem Endrid seit frühester Kindheit gut gewesen war. Die hatte er sich — vermutlich in aller Stille — auserkoren; denn schon ein halbes Jahr nach ihrer Konfirmation freite er um sie. Sie war damals siebzehn, er einunddreißig. Randi, so hieß das Mädchen, war sich nicht gleich klar darüber, was sie ihm antworten solle. Sie fragte ihre Eltern um Rat, aber diese überließen die Entscheidung ihr selbst. Sie meinten aber, er sei ein braver Mann und die beste Partie, die sie machen könne. Zwar sei der Altersunterschied ja recht groß, und ob sie, bei ihrer Jugend, den Mut habe, es mit dem großen Hofe und allen den ihr so ungewohnten Verhältnissen aufzunehmen, das müsse sie eben mit sich selbst ausmachen.

Sie merkte jedoch deutlich, die Eltern wollten lieber, daß sie ja sage; aber ihr war doch recht

bang ums Herz. Sie ging also zu Endrids Mutter, die sie immer gern gehabt hatte. Sie dachte sicher, die Mutter wüßte darum, fand jedoch zu ihrer Verwunderung, daß sie von nichts wußte. Die Mutter freute sich so sehr, daß sie ihr mit aller Macht zuredete, ja zu sagen.

„Ich will dir schon helfen," sagte sie: „Vater will kein Altenteil haben; er hat genug zum Leben, und er will nicht, daß die Kinder ihn unter die Erde wünschen. Bei uns wird gleich alles geteilt, und das bißchen, wovon wir in Zukunft leben, kann geteilt werden, wenn wir tot sind. Du siehst also, Scherereien wirst du mit uns nicht haben."

Ja, daß Astrid und Knut lieb und gut wären, das wußte Randi.

„Und der Junge," fuhr Astrid fort, „ist so lieb und verständig!"

Freilich, das hatte Randi selbst erfahren; sie war auch gar nicht bange, daß sie gut mit ihm auskommen würde, wenn sie selbst nur genügte!

Ein paar Tage darauf war es entschieden, und ebenso froh wie Endrid waren seine Eltern; denn es war ja eine wohlangesehene Familie, und das Mädchen war so hübsch und so gescheit, daß er, was das anging, in der ganzen Gegend wohl keine bessre hätte finden können. Die Hochzeit, die von den beiderseitigen Eltern verabredet wurde, sollte schon im Spätsommer stattfinden; denn das junge Paar hatte ja auf nichts zu warten.

Die lieben Nachbarn jedoch nahmen diese Kunde

durchaus nicht so auf, wie die Betreffenden selbst. Man fand, das junge schöne Mädel habe „sich verkauft". Sie sei noch viel zu jung, um überhaupt zu wissen, was heiraten wäre, und der schlaue Knut habe seinem Sohne schon zugesetzt, ehe das Mädchen überhaupt heiratsfähig gewesen wäre.

Etliche von diesen Reden kamen dem jungen Mädchen zu Ohren, aber Endrid war so liebevoll, und war es in so zarter, fast demütiger Weise, daß sie es nicht übers Herz brachte, mit ihm zu brechen; aber sie war doch etwas kühler zu ihm. Die beiderseitigen Eltern hatten zwar ebenfalls das eine und das andre gehört, aber sie taten, als ob alles schön und gut wäre.

Die Hochzeit sollte in großem Stil gefeiert werden — vielleicht gerade um dem Geschwätz den Mund zu stopfen, und das war aus demselben Grunde auch Randi nicht unangenehm. Knuts nächste Freunde, der Pastor, der Hauptmann und der Schulze mit ihrem ganzen zahlreichen Bau waren ebenfalls eingeladen und sollten auch an dem Brautzug nach der Kirche teilnehmen. Aus diesem Grunde wollte Knut nicht gern einen Spielmann haben — das sei zu altmodisch und zu bäurisch; aber Astrid bestand darauf: der Familienbrautmarsch solle das junge Paar zur Kirche und von dort wieder nach Hause zurückführen; sie wäre selbst gar zu glücklich unter diesen Klängen gewesen, um am Ehrentage ihrer lieben Kinder nicht gern eine Wiederholung ihrer eigenen Seligkeit erleben zu wollen. Knut

befaßte sich nicht viel mit Poesie und solchem Zeug; er ließ seiner Frau den Willen. Die Eltern der Braut erhielten also einen Wink, daß die Spielleute bestellt werden könnten, und die alte Brautweise, die nun geraume Weile geschlummert hatte — weil dieser Zweig der Familie ohne Gesang gearbeitet hatte — wurde jetzt wieder begehrt.

Der Hochzeitstag zog leider mit strömendem Herbstregen herauf. Die Spielleute mußten, nachdem sie beim Auszug vom Hofe aufgespielt hatten, ihre Fiedeln wegstecken, und zogen sie nicht eher wieder hervor, als bis sie so nah heran waren, daß man die Glocken läuten hören konnte. Da mußte sich einer hintenaufstellen und einen Regenschirm darüber halten, und darunter hockten sie, zusammengekauert, und fiedelten drauf los. Natürlich klang bei solchem Wetter der Brautmarsch gar nicht und der Hochzeitszug, der hinterher kam, sah auch nichts weniger als lustig aus. Der Bräutigam saß mit dem Bräutigamshut zwischen den Knien und einem Südwester auf dem Kopf; über sich hatte er eine große Lederjacke gezogen und hielt einen Regenschirm über die Braut, die in allen den vielen übereinander gewickelten Tüchern — zur Schonung der Brautkrone und des übrigen Brautstaates — mehr einem nassen Heubündel als einem menschlichen Wesen glich. So kamen sie daher, Wagen nach Wagen, die Männer triefend, die Frauen ganz verpackt und eingemummt — das

ganze sah wie ein verhexter Zug aus, in dem man kein einziges bekanntes Gesicht sah, sondern nur einen Haufen zusammengeschrumpelter und -gepökelter Woll- oder Lederklumpen.

Die ausnehmend zahlreiche Volksmenge, die herbeigeströmt war und den prächtigen Brautzug sehen wollte, mußte lachen, anfangs widerstrebend, aber dann bei jedem neu ankommenden Wagen immer herzhafter und lauter. Bei dem großen Hause, wo die Gäste ausstiegen, um ihren Hochzeitsstaat zum Kirchgang ein wenig in Ordnung zu bringen, stand ein Hausierer, ein spaßiger Gesell, Aslak mit Namen, auf einem Heuwagen, der in die Ecke neben den Beischlag geschoben war. Gerade als die Braut vom Wagen gehoben wurde, rief er:

„Hihihi, hol mich der Deubel, wenn dem Ole Haugen sein Brautmarsch heut nicht übel klingt!“

Die Leute lachten — die meisten zwar nur verstohlen; aber man fühlte um so besser, was alle dachten und zu verbergen suchten.

Als man die Braut aus ihren vielen Tüchern herausschälte, sahen alle, daß sie weiß wie ein Bett-Tuch war. Sie weinte, versuchte zu lächeln, dann weinte sie wieder — und auf einmal schoß es ihr in den Sinn, sie wolle nicht in die Kirche!

Während des Tumults, der jetzt entstand, mußte sie im Nebenzimmer aufs Bett gelegt werden; denn ein Weinkrampf hatte sie befallen, der allen angst

und bange machte. Ihre würdigen Eltern standen an ihrem Bette, und als sie sie anflehte, sie möchten ihr diesen Gang doch ersparen, sagten sie, sie möge nur ruhig tun und lassen, was sie wolle.

Da fiel ihr Blick auf Endrid. Etwas so unglückliches, so hilfloses hatte sie doch noch nie gesehen; denn ihm war es mit diesem Bunde heiliger Ernst gewesen. Neben ihm stand seine Mutter; sie sagte nichts, und ihr Gesicht war unbeweglich. Aber Träne auf Träne rollte ihr über die Wangen, und ihre Augen hingen an Randis Augen. Da richtete Randi sich auf dem Ellenbogen auf und starrte eine Weile vor sich hin, noch schluckfend nach dem Weinen.

„Nein, nein," sagte sie, „ich werd's halt doch tun müssen."

Dann warf sie sich wieder auf das Bett zurück und weinte ein Weilchen ganz herzbrechend; aber dann stand sie auf. Etwas später sagte sie, sie wolle keine Musik mehr haben, und wie sie's wünschte, so geschah's. Aber die abgedankten Spielleute machten, als sie unter die Leute kamen, die Sache auch nicht gerade besser.

Es war ein gar trübseliger Brautzug, der sich da zur Kirche begab. Dank dem Regen konnten freilich Braut und Bräutigam ihre Gesichter der Neugier der Menge entziehen, bis sie in der Kirche angekommen waren; aber sie fühlten, daß sie Spießruten liefen, und sie fühlten auch, daß der ganzen großen Hochzeitsgesellschaft durchaus nicht

behaglich zumute war, da man sie ja zu einem Aufzug des Spottes gelockt hatte.

Das Grab des berühmten Spielmanns Ole Haugen lag dicht am Portal der Kirche. Dieses Grab war wie auf stillschweigende Verabredung stets gefriedet worden; einer aus dem Geschlechte hatte einen neuen Grabstein darauf gesetzt, als der alte unten morsch geworden war. Der Grabstein hatte oben die Form eines Rades — das hatte Ole selbst angeordnet. Das Grab lag an einer schattigen Stelle, und eine Fülle von Feldblumen wucherte darauf. Jeder Kirchengänger, der einmal an diesem Grabe gestanden hatte, hatte von einem oder dem andern Bekannten gehört, daß einst ein Herr hier gewesen wäre, der im Auftrage des Staates hier im Tal und auf den umliegenden Bergen Pflanzen und Blumen gesammelt und auf diesem Grabe Blumen gefunden hätte, die sonst meilenweit im Umkreise nicht zu finden wären. Daher kam es, daß die Bauern, die sonst wenig Respekt vor dem haben, was sie als „Unkraut“ bezeichnen, eine neugierige Freude an diesen Blumen, vielleicht sogar eine Art neugieriger Scheu davor hatten; einige davon waren außerordentlich lieblich.

Aber als das Brautpaar am Grabe vorbei ging, fühlte Endrid, der Randis Hand in der seinen hielt, daß ein Schauder sie durchlief; denn es war ihr, als sei Ole Haugen heute aus dem Grabe aufgestanden und habe gespukt. Gleich darauf fing sie wieder zu weinen an, kam also weinend in die

Kirche und wurde weinend an ihren Platz geführt. So war seit Menschengedenken keine Braut in diese Kirche getreten.

Sie fühlte, wie sie da saß, daß sie jetzt das Gerücht, das über sie umlief, bestätigte, daß sie wirklich verkauft sei. Die entsetzliche Schande, die für ihre Eltern darin lag, machte sie eine Weile ganz kalt, so daß sie ihren Tränen Einhalt tun konnte. Aber vor dem Altar erregte eine oder die andre Äußerung des Geistlichen sie wieder, und sofort stürmte alles, was sie heute durchgemacht hatte, wieder auf sie ein; einen Augenblick war ihr, als könnte sie nie wieder einem Menschen in die Augen sehen, und am wenigsten ihren Eltern.

So blieb es auch während des ganzen übrigen Tages, und darum mag hier nur noch mitgeteilt werden, daß sie während des Hochzeitsmahles nicht mit bei Tisch sitzen konnte, und als man sie mit Bitten und Drohungen nötigte, sich wenigstens am Abend mit zu Tisch zu setzen, verdarb sie allen die Stimmung und mußte zu Bett gebracht werden. Das Hochzeitsfest, das mehrere Tage hatte dauern sollen, wurde noch an demselben Abend aufgelöst. „Die Braut ist krank geworden“, hieß es.

Obwohl niemand, der das sagte oder sagen hörte, daran glaubte, so war es doch nur allzu wahr. Sie war wirklich krank und wurde auch nicht wieder recht gesund. Und die Folge davon war, daß ihr erstes Kind auch kränklich war. Die Liebe der Eltern zu dem Kinde wurde natürlich nicht geringer

dadurch, daß sie sich beide ganz klar darüber waren, daß sie selber gewissermaßen die Ursache der Leiden ihres Kindes waren. Sie verkehrten mit niemand sonst als mit dem Kinde; zur Kirche gingen sie nie, vor den Leuten fürchteten sie sich. Zwei Jahre lang ließ Gott ihnen dieses Glück mit dem Kinde; dann nahm er ihnen auch das.

Der erste Gedanke, den sie nach diesem furchtbaren Schlage zu fassen imstande waren, war der, daß sie ihr Kind zu lieb gehabt hätten. Darum hätten sie es verloren. Und als sie dann ein zweites bekamen, war es, als ob keines von ihnen sich so recht diesem Glück hinzugeben wage. Aber das Kind, das anfangs auch kränklich zu sein schien, machte sich heraus und wurde viel muntrer, als das erste, so daß es für sie schließlich ganz unwiderstehlich wurde. Sie konnten sich endlich einer neuen reinen Freude hingeben; sie konnten vergessen, was geschehen war, wenn sie bei ihm saßen. Als das Kind zwei Jahre alt war, nahm Gott es ihnen wieder.

Manche Menschen sind vom Schmerz geradezu auserkoren. Und zwar oft gerade die, die es am wenigsten nötig zu haben scheinen. Aber die sind es auch, die das Zeugnis des Glaubens und der Entsagung am wahrhaftigsten ablegen können. Diese beiden Menschen hatten Gott schon früh miteinander gesucht; von jetzt an war bei Ihm auch der einzige Ort, wo sie sich fanden. Das Leben

auf Tingvold war schon lange still geworden, jetzt wurde es aber wie in einer Kirche, bevor der Pastor eintritt. Die Arbeit ging ihren unbeirrten Gang, doch zwischen den Arbeitszeiten hatten die beiden ihre gemeinsamen Erbauungsstunden, wo sie mit den teuern Heimgegangenen verkehrten. Auch als Randi kurze Zeit nach dem letzten Verlust ein Mädchen bekam, trat keine Unterbrechung darin ein; die beiden Gestorbenen waren Knaben gewesen, und schon aus dem Grunde war ein Mädchen ihnen unwillkommen. Und zudem wußten sie ja gar nicht, ob sie es behalten dürften. Aber die Gesundheit und die Freudigkeit, deren die Mutter sich kurz vor dem Tode des zweiten Knaben erfreut hatte, waren dem Kinde, das sie unter dem Herzen trug, zugute gekommen. Es zeigte sich bald, daß es ein ungewöhnlich lebhaftes Mädchen war, der Mutter holdselige Schönheit in der Knospe. Wieder trat die Versuchung an das vereinsamte Paar heran, sich in Hoffnung und Freude mit dem Kinde zu beschäftigen; aber das verhängnisvolle zweite Jahr war noch nicht erreicht, und als es verflossen war, war es ihnen, als hätten sie doch nur eine Frist erhalten. Sie wagten nicht mehr zu hoffen.

Die beiden Alten hatten sich sehr zurückgehalten. Denn das Gemüt des jungen Paares war dem Trost oder fremder Freude nicht zugänglich. Zudem war Knut viel zu weltlich lebhaft, um es lange in so einer Trauerstube auszuhalten oder sich zu

Andachtsübungen einzustellen. Er siedelte daher nach einem anderen Hofe über, den er besaß und den er bisher verpachtet hatte. Diesen Hof übernahm er jetzt selbst und richtete alles so schön und so bequem für seine geliebte Astrid ein, daß diese, die doch am liebsten auf Tingvold geblieben wäre, blieb, wo er war, und mit ihm lachte, anstatt mit ihren Kindern zu weinen.

Da war Astrid eines Tages bei ihrer Schwiegertochter zu Besuch. Sie sah die kleine Mildrid, und sah, wie das Kind ganz und gar sich selbst überlassen war; die Mutter wagte es kaum anzurühren. Und als der Vater herein kam, sah sie auch bei ihm dieselbe schwermütige Zurückhaltung gegen sein eignes einziges Kind. Sie verschwieg, was sie sich dabei dachte; allein als sie heim kam zu ihrem lieben Knut, setzte sie ihm auseinander, wie verkehrt die Dinge auf Tingvold stünden; dort sei jetzt ihr Platz. Klein-Mildrid müsse jemand haben, der sie lieb zu haben wagte; denn in diesem Kinde blühe der Familie ein gar feines und holdseliges Knöspchen auf.

Knut ließ sich von ihrem lebhaften Eifer hinreißen — und die beiden Alten packten ihre Siebensachen und siedelten wieder nach Tingvold über.

Mildrid kam nun oft zu den Großeltern hinüber, und die zwei Alten lehrten die Jungen ihr Kind lieben. Aber als Mildrid fünf Jahre alt war, bekamen sie noch ein Töchterchen, das sie

Beret nannten, und so kam es, daß Mildrid sich vorzugsweise bei den Alten aufhielt.

Jetzt wagten die eingeschüchterten Eltern wieder an das Leben zu glauben! Dazu trug nicht wenig die veränderte Stimmung ihrer Umgebung bei. Nach dem Verluste des zweiten Kindes konnte man ihnen stets ansehen, daß sie geweint hatten, aber nie, daß sie weinten; ihre Trauer war ganz still.

Das schöne, gottesfürchtige Leben auf Tingvold hatte die Leute an den Hof gebunden, und sie verstreuten eitel Lob über ihre Herrschaft. Das fühlten sie auch selbst. Verwandte und Freunde fingen sie wieder aufzusuchen an, und kamen immer wieder, trotzdem die Leute von Tingvold sich nicht revanchierten.

Aber in der Kirche waren sie seit jenem Hochzeitstage noch nicht gewesen! Das heilige Abendmahl nahmen sie zu Hause, und ihre Andachten hielten sie selbst. Aber als sie das zweite Töchterchen bekamen, wollten sie gern selbst Gevatter stehen und wagten sich zum erstenmal wieder in die Kirche. Da besuchten sie zusammen die Gräber ihrer Kinder, da gingen sie zusammen an Ole Haugens Grab vorbei, stumm und ohne Erregung, und die ganze Gemeinde zollte ihnen Ehrerbietung. Allein sie fuhren fort, für sich zu leben, und eine fromme Stille lag über ihrem Hause.

Hier bei der Großmutter sang eines Tages Klein-Mildrid die Brautweise. In blassem Schrecken hielt die alte Astrid in ihrer Arbeit inne und

fragte, wo in aller Welt sie das denn gelernt habe. Das Kind antwortete, von ihr selbst habe sie's gelernt.

Der alte Knut, der in der Stube saß, brach in ein herzliches Gelächter aus. Denn er wußte ja, daß Astrid die Gewohnheit hatte, das Brautlied vor sich hin zu summen, wenn sie bei einer stillen Beschäftigung saß. Aber jetzt baten sie alle beide Klein-Mildrid, die Weise ja nie so zu singen, daß die Eltern es hörten. Ein Kind fragt natürlich gleich: „Warum?" Aber Mildrid erhielt auf ihre Fragen keine Antwort. Da hörte sie den neuen Hirtenjungen eines Abends beim Holzhacken auch den Marsch singen. Das erzählte sie der Großmutter, die es auch gehört hatte, aber die antwortete nur:

„Na, der wird hier schon nicht alt werden!" — und richtig — am folgenden Tage mußte er fort. Ein Grund wurde ihm nicht angegeben; er bekam seinen Lohn ausgezahlt und mußte gehen. Jetzt wurde Mildrid aber so neugierig, daß Großmutter versuchen mußte, ihr die Geschichte des Brautmarsches zu erzählen. Die achtjährige Kleine faßte sie gut auf, und was sie jetzt nicht verstand, das wurde ihr später klar. Diese Geschichte gewann einen Einfluß auf ihr ganzes Kindheitsleben, der nichts andres bisher gehabt hatte oder je erhalten konnte; sie wurde die Grundlage ihres Verhältnisses zu den Eltern.

Kinder haben ein unglaublich früh waches Verständnis und rege Teilnahme für einen, der nicht glücklich ist.

Mildrid fühlte, bei den Eltern sollte es am liebsten still sein. Und das einzuhalten war nicht schwer, denn die Eltern waren so sanft und sprachen so unablässig, aber ganz leise, mit ihr von dem großen Kinderfreund im Himmel, daß es einen Zauberglanz in die Stube warf.

Aber die Geschichte des Brautmarsches gab ihr ein rührendes Verständnis dafür, was die Eltern durchgemacht hatten. An den wehen Erinnerungen ging sie behutsam vorüber, aber in alles, was sie mit ihnen teilen durfte, legte sie eine zurückhaltende, und dennoch innige Liebe hinein — und das waren ihre Gottesfurcht, ihre Wahrhaftigkeit, ihre Sanftmut, ihr Fleiß. Und Beret lernte allmählich, wie sie heranwuchs, dasselbe; denn der Erzieherberuf ist im Weibe schon von frühester Kindheit an wach.

Bei den Großeltern strömte dann das Leben, das sich bei den Eltern nicht Luft machen durfte, frei heraus. Hier wurde gesungen und getanzt und gespielt, und hier gab's Märchen. Und so teilte sich die Zeit der heranwachsenden Schwestern zwischen der tiefen Hingebung an die schwermütigen Eltern dort in der stillen Stube und dem fröhlichen Treiben im Hause der Großeltern; aber so behutsam wurde sie geteilt, daß die Eltern die Mädchen aufforderten, zu den Alten zu gehen, um sich zu amüsieren, und die Alten sie baten, wieder heimzugehen und „recht brave Mädel zu sein."

Wenn ein Mädchen im Alter zwischen zwölf und sechzehn Jahren eine Schwester im Alter von

sieben bis elf Jahren ganz in ihr Vertrauen aufnimmt, dann erhält sie zum Lohn eine grenzenlos hingebende Liebe. Aber die Kleine wird dadurch leicht etwas frühreif. Mildrid selbst dagegen gewann viel dadurch, daß sie immer die Nachsichtige, die Tröstende, die Mitteilsame, die Empfängliche war, und sie war die stete stille Freude ihrer Eltern und Großeltern.

Nun gibt's nichts mehr zu erzählen, bis Mildrid ihr fünfzehntes Jahr erreichte; denn da starb der alte Knut, rasch und leicht. Es war kaum ein Übergang zwischen dem einen Augenblick, wo er noch ganz munter im Zimmer saß und spaßte, und dem nächsten, wo er starr und tot dalag.

Von da an war es der Großmutter liebstes, Mildrid zu ihren Füßen auf dem Kinderschemel zu haben, wo das Kind von klein auf gesessen hatte, und dann entweder selbst von Knut zu erzählen oder Mildrid das Brautlied leise vor sich hin trällern zu hören. In diesem Klang sah die alte Astrid seinen kräftigen braunen Kopf in ihrer dämmernden Kindheit auftauchen; in ihm folgte sie ihm auf die Bergweiden hinauf, wo er als Hirtenbub die Melodie geblasen hatte; in ihm fuhr sie an seiner Seite zur Kirche, — in ihm lebte sein fröhliches, kluges Bild am hellsten wieder auf! Aber in Mildrids Seele begann es sich in einer ganz neuen Weise zu regen. Während sie da saß und der Großmutter die Weise vorsang, fragte sie sich selber: „Wird sie wohl je für mich gespielt werden?“

Von der Stunde an, wo diese Frage erwacht war, wuchs sie in ihr; das Brautlied barg ein still leuchtendes Glück in sich. Sie sah im Sonnenschein des Liedes eine Brautkrone glänzen, und vom Brautlied aus ging eine lange lichte Zukunft, in die sie hineinfuhr. Sechzehn Jahre war sie alt — und sie fragte sich: „Ob ich wohl — ja, ob ich wohl je selber beim Klange des Brautmarsches zur Kirche fahre — und Vater und Mutter hinter mir . . . vorüber an einer Gemeinde, die nicht lacht . . . und dann fröhlich aussteige, wo Mutter damals weinte . . . an Ole Haugens blühendem Grabe vorbei, und hinauf zum Altar in leuchtender Wonne! . . . so daß Vaters und Mutters gekränkte Ehre wieder aufgerichtet wird?"

Dies war die erste Gedankenreihe, die sie Beret nicht anvertraute. Und allmählich wurden ihrer mehr. Beret, die jetzt in ihr zwölftes Jahr ging, merkte wohl, daß sie gegen früher vernachlässigt wurde, aber sie konnte nicht eher fassen, daß sie ganz überflüssig geworden war, bis eine andre in ihre Rechte eingesetzt wurde. Es war Inga, ein achzehnjähriges frischgebackenes Bräutchen, ihr Bäschen vom Nachbarhof. Wenn Beret die beiden engumschlungen — so wie junge Mädchen gern gehen — flüsternd und lachend über die Wiesen gehen sah, dann hätte sie sich hinwerfen und vor Eifersucht weinen mögen.

Mildrid ging in den Konfirmandenunterricht. Da lernte sie Altersgenossinnen kennen, und einige

19*

von denen besuchten sie dann Sonntags auf Tingvold. Sie tummelten sich entweder auf den Wiesen herum oder saßen in Großmutters Stube. Tingvold war ja für die Jugend lange ein verschlossener, aber höchst ersehnter Ort gewesen. Freilich kamen auch jetzt nur Mädchen dorthin, die ein gewisses sanftes Wesen hatten; denn es ließ sich nicht leugnen, daß Mildrid etwas Gedämpftes an sich hatte, was nur einzelne anzog.

Zu jener Zeit war die Jugend sehr liederfroh. So etwas ist nie ein bloßer Zufall; aber es hat seine Zeiten, und diese Zeiten haben dann wieder ihre Vorsänger. Unter diesen war merkwürdigerweise wiedermal einer aus dem Haugengeschlecht. In einem Volke, in dem einst, wenn auch vor vielen hundert Jahren, fast jeder Mann und jede Frau im Gesang den Ausdruck für ihre stärksten Seelenerlebnisse gesucht und gefunden haben, und das sich selbst die Verse dazu als Träger dieser Seelenausbrüche hat machen können — da kann diese Kunst nie ganz aussterben: in einem oder dem andern Tal muß sie weiterleben, und wo sie schlummert, kann sie leicht wieder zum Leben erweckt werden.

Aber hier in unsrer Bygde war seit undenklichen Zeiten immer gedichtet und gesungen worden. Daß Ole Haugen gerade hier geboren war, war ja nicht umsonst geschehen und kein bloßer Zufall. Und der, dem jetzt wieder die Gabe der Töne verliehen war, war sein Enkelkind, der Sohn seines

Sohnes. Ole Haugen hatte, nachdem seine Tochter nach Tingvold hinein geheiratet hatte, noch einen Sohn bekommen, der so viel jünger war, daß jene als verheiratete Frau bei dem kleinen Bruder Gevatter gestanden hatte.

Dieser hatte nach vielen Schicksalen und Erlebnissen als sehr alter Mann das kleine Eigentum seines Vaters oben in den Bergen übernommen und sich, seltsam genug, noch in späten Jahren verheiratet. Er bekam mehrere Kinder, und unter ihnen einen Knaben, den er Hans taufte — und dieser schien die Gabe des Großvaters geerbt zu haben — das heißt, nicht eigentlich fürs Fiedeln, obgleich er auch das konnte, sondern weit mehr die Gabe, alte Lieder zu singen und neue zu machen. Der Ruf von dieser Begabung wuchs nicht wenig dadurch, daß nur wenige ihn kannten, obgleich er mitten unter ihnen lebte. Ja, es waren nicht einmal sehr viele, die ihn auch nur vom Sehen gekannt hätten. Die Sache war nämlich die, daß sein alter Vater ein eifriger Jäger gewesen war, der mit seinen Jungen, als sie noch ganz kleine Buben waren, auf den Hügel ging und sie laden und zielen lehrte. Seine Freude soll übergroß gewesen sein, als sie sich mit der Flinte das Pulver und das Schrot, das sie verpufften, selbst verdienen konnten. Viel weiter durfte er sie nicht verfolgen. Auch die Mutter starb kurze Zeit nach ihm, so daß die Kinder sich selbst versorgen mußten; und das taten sie. Die Knaben gingen auf die Jagd, und die Mädchen

bewirtschafteten das kleine Besitztum am Fuße des Gebirges. Es erregte Aufsehen, wenn sie sich ein einzelnes Mal unten im Tale zeigten; aber oft geschah das nicht; denn im Winter war es gar zu unwegsam, so daß sie sich mit den wenigen Fahrten nach der Bygde begnügen mußten, die nötig waren, um ihr Wild zu verkaufen oder zu verschicken; — im Sommer wohnten oben im Gebirge Sommerfrischler bei ihnen.

Der kleine Ort lag am höchsten von allen im Tal und war berühmt wegen jener reinen Bergluft, die Brustkranke und nervenschwache Leute besser zu heilen vermag als irgend ein bisher bekanntes Heilmittel. Darum war's da oben in den Bergen auf Haugen Jahr um Jahr voll von Leuten aus der Stadt und aus dem Auslande. Sie bauten mehrere Nebengebäude; und alle füllten sich. Dadurch hatte sich diese früher so arme, ja kümmerlich arme Geschwisterfamilie zu Wohlstand emporgeschwungen. Der Verkehr mit den vielen Fremden hatte ihnen ein ganz eigentümliches Gepräge verliehen; sie verstanden sogar ein wenig von fremden Sprachen. Hans hatte vor mehreren Jahren schon seinen Geschwistern den Platz abgekauft, so daß das ganze auf seinen Namen betrieben wurde. Er war jetzt achtundzwanzig Jahre alt.

Nach Tingvold zu den Verwandten hatte keins von ihnen je auch nur einen Fuß gesetzt. Endrid und Randi Tingvold legten sich freilich keine Rechenschaft darüber ab; aber sie konnten den

Namen Haugen ebensowenig ertragen, wie den Brautmarsch selbst. Das hatte der arme Vater der Kinder gelegentlich erfahren, und Hans hatte seinen Geschwistern deshalb verboten, je dorthin zu gehen. Aber die Töchter auf Tingvold, die sehr sangesfrohe Mädchen waren, wünschten sehnlichst, ihn kennen zu lernen, und schämten sich, weil ihre Eltern die Verwandten so vernachlässigten. In den jetzigen Mädchengesellschaften auf Tingvold wurde von Hans Haugen und seinen Geschwistern mehr erzählt und geredet, als von irgend etwas anderm.

In dieser köstlichen liederfrohen und gesellschaftsreichen Zeit wurde Mildrid konfirmiert — sie war siebzehn Jahre alt. Die Zeit vorher war alles still und ruhig; die Zeit nachher ebenso. Aber im Frühling, oder vielmehr im Sommer, sollte sie dies Jahr wie alle Mädchen, wenn sie konfirmiert sind, mit dem Vieh auf die Alm. Sie freute sich schrecklich darauf! Ihre verlobte Freundin Inga sollte auf der Nachbaralm hausen.

Beret sollte mit auf die Alm hinauf, und Mildrids Sehnsucht packte auch sie. Aber als sie auf der Alm angekommen waren, wo Beret von allem dem Neuen ganz hingenommen wurde, ergriff Mildrid dieselbe Unruhe. Rastloses Arbeiten mit dem Vieh und der Milchwirtschaft — aber in der vielen freien Zeit, die ihr blieb, konnte sie sich nicht so recht wohl fühlen. Stundenlang war sie drüben bei Inga und hörte sie von ihrem Herzliebsten erzählen;

aber dann mochte sie wieder tagelang nicht zu ihr hin. Kam dann Inga zu ihr, so war sie froh und zärtlich, als bereue sie ihre Treulosigkeit — aber bald war sie ihrer wieder überdrüssig. Mit Beret sprach sie fast gar nicht, und oft, wenn Beret sie anredete, gab sie keine andre Antwort als ja und nein. Dann lief Beret weinend hinter der Herde her und hielt sich zu den Hirtenbuben. Mildrid fühlte, daß in dem allen etwas Zerrissenes war; aber sie konnte es mit dem besten Willen nicht wieder zusammenflicken.

So saß sie eines Tages in der Nähe des Weideplatzes. Ein paar Ziegen hatten es sich in den Kopf gesetzt, sich von dem übrigen Jungvieh fortzustehlen, und sie mußte aufpassen. Es war am Vormittag, und der Tag war heiß. Sie saß im Schatten eines Hügelrückens, der mit Birken und Gestrüpp bewachsen war. Ihre Jacke hatte sie abgeworfen und sich an ihr Strickzeug gemacht. Sie wartete auf Inga. Es raschelte hinter ihr. „Da ist sie ja!“ dachte sie und blickte auf.

Aber das Geraschel kam ihr doch gar zu laut vor, als daß es von Inga hätte herrühren können; Gebüsch wurde heruntergebrochen und geknickt — Mildrid wird blaß und steht auf — sie sieht etwas zottiges und darunter blinkt etwas — das muß ein Bärenkopf sein!

Sie will schreien, bringt aber keinen Ton aus der Kehle; sie will weglaufen, kann sich aber nicht rühren. Da richtete sich das bewußte ganz auf,

und was war's? Ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und einer Flinte in der Hand. Er machte jäh Halt im Gebüsch und sah sie an. Ein scharfer Blick, der sich aber sofort veränderte — er ging ein paar Schritte, machte einen Sprung und stand neben ihr auf der Wiese. Irgend etwas schnüffelte an ihrem Bein, sie stieß einen leisen Schrei aus; es war sein Hund, den sie bis jetzt nicht bemerkt hatte.

„Hu," sagte sie. „Ich dachte schon, es wär ein Bär, der da durchs Gebüsch bräche, drum hab ich mich so erschreckt."

Sie versuchte zu lachen.

„Ja, viel fehlt auch nicht dran," sagte er, und er sprach auffallend leise. „‚Scharf' und ich, wir sind grad einem Petzen auf der Spur; aber wir haben die Spur verloren — und hab ich ein Vardöger*), das mir folgt, so muß es sicherlich ein Bär sein."

Er lachte leise. Sie sah ihn an. Was mochte das für ein Bursch sein? Hochgewachsen, breitschultrig; die Augen mit fortwährend wechselndem Ausdruck, so daß sie gar nicht hineinsehen konnte, und außerdem stand er dicht vor ihr, wie aus der Erde hervorgeschossen, mit der Büchse und dem Hund; sie hatte Lust, zu sagen: „Geh von

*) Vardöger — Folgegeist, Kobold oder Tier, das einem Menschen vorangeht und ein Symbol für dessen Wesen und Charakter ist. Alter Bauernaberglaube, der noch heute in vielen Gegenden lebendig ist.

mir!" — aber statt dessen trat sie selbst ein paar Schritte zurück und fragte: „Wer bist du?" Denn ihr war wirklich bange.

„Hans Haugen," antwortete er zerstreut, denn er hatte seine Aufmerksamkeit schon wieder dem Hunde zugewendet, der offenbar dem Bären neuerdings auf der Spur war.

Er wendete sich rasch zu ihr hin, um adieu zu sagen; aber als er sie ansah, da sah er, daß das Mädchen über und über rot geworden war — blutrot über Wangen, Hals und Brust.

„Na?" sagte er verwundert.

Sie wußte nicht, wo sie hinsollte: ob sie fortlaufen oder sich umdrehen oder sich setzen sollte. —

„Wer bist du?" fragte er.

Aber zum zweitenmal wurde sie von Glut übergossen; denn ihm sagen, wie sie hieß, hieß ihm ja alles sagen.

„Wer bist du?" fragte er noch einmal, als sei das die natürlichste Frage von der Welt, die wohl eine Antwort verdiene — und die konnte sie ihm ja auch nicht verweigern, sie schämte sich nur so schrecklich ihrer selbst und ihrer Eltern wegen, die ihre eignen Verwandten so links hatten liegen lassen. Aber der Name mußte heraus.

„Mildrid Tingvold," flüsterte sie und brach in Tränen aus.

Allerdings — mit Wissen und Willen hatte er bisher kaum einen von den Leuten von Tingvold

begrüßt. Aber was jetzt geschah, war anders, als er sich's gedacht hatte; er sah sie mit großen Augen an. Es schwebte ihm unklar durch die Erinnerung, daß ja ihre Mutter an ihrem Hochzeitstage in der Kirche so sehr geweint hatte; „vielleicht liegt das in der Familie", dachte er und wollte so schnell wie möglich davon fort.

„Sei nicht bös, daß ich dich erschreckt hab," sagte er und ging dem Hunde nach; rasch ging's den Hügel hinan.

Als sie wieder aufzusehen wagte, hatte er gerade den Kamm erreicht und wendete sich um und sah sie an. Nur einen Augenblick lang, denn in demselben Moment bellte der Hund auf der andern Seite, es gab einen Ruck in ihm, er hob die Büchse und jagte davon.

Mildrid stand noch immer und sah da hinauf, wo er gestanden hatte, als ein Schuß sie zusammenfahren machte. Der Bär? Sollte er ihr so nah gewesen sein? . . . Und schnell kletterte sie hinauf, wo er eben hinaufgeklettert war, und stand nun, wo er gestanden hatte, beschattete die Augen mit der Hand gegen die Sonne, und — ganz richtig: da lag er — halb verdeckt von Buschwerk, auf den Knieen über einem großen Bären.

Ehe sie sich's versah, war sie schon zu ihm hinuntergesprungen. Er lachte ihr entgegen und erzählte, immer mit leiser, weicher Stimme, wie es gekommen war, daß sie die Spur des Bären verloren hatten, trotzdem er doch so nah gewesen

war; er erzählte, warum der Hund nicht eher wieder Witterung bekommen hatte, als bis sie dem Bären ganz nahe gewesen waren — und inzwischen hatte sie die Tränen und die Schüchternheit vergessen, und er hatte sein Messer hervorgezogen; er wollte das Tier sofort abziehen. Das Fleisch war zu dieser Jahreszeit so gut wie wertlos; das wollte er also gleich einscharren; das Fell aber wollte er mitnehmen.

Und sie hielt, und er trennte das Fell vom Fleisch. Dann lief sie zur Hütte hinauf, um ihm Axt und Spaten zu holen, und obgleich sie sich vor dem Bären fürchtete und der auch sehr übel roch, fuhr sie fort, ihm zu helfen, bis alles getan war.

Inzwischen war es mehr als Mittag geworden, und er meldete sich selber bei ihr zum Essen an. Er wusch sowohl sich selbst als auch das Bärenfell, was beides ein tüchtiges Stück Arbeit war, und als er fertig war, setzte er sich zu ihr in die Hütte, denn sie war — zu ihrer Schande — mit dem Mittagessen noch nicht fertig.

Er plauderte von gar mancherlei, leicht und angenehm, aber immer mit jener leisen Stimme, die Leuten eigen ist, die meistens einsam leben. Mildrid gab die einsilbigsten Antworten; aber als sie ihm am Tische gegenüber saß, konnte sie weder reden noch essen, so daß es oft still wurde. Als er fertig war, drehte er sich auf dem Schemel um, stopfte seine Pfeife und rauchte. Auch er war

etwas stiller geworden, und nach einem Weilchen stand er auf.

„Ich hab's weit bis nach Hause," sagte er, und indes er ihr die Hand hinhielt, fügte er noch leiser hinzu: „Sitzt du alle Tage dort unterm Hügel, wie heut?"

Er behielt ihre Hand ein Weilchen in seiner, als warte er auf Antwort. Sie wagte nicht aufzusehen, geschweige denn zu antworten. Da fühlte sie, wie er ihre Hand hastig drückte:

„Schönen Dank für alles!" sagte er leise, und ehe sie sich zu besinnen vermochte, sah sie ihn mit dem Bärenfell über der Schulter, der Büchse in der Hand und dem Hund an der Seite schon über die Heide gehen. Sie sah seine Gestalt gegen den Himmel; denn die Berge lagen seitwärts; sein leichter, kräftiger Gang trug ihn rasch fort; sie ging hinaus und sah ihm nach, bis er verschwunden war.

Jetzt erst merkte sie, daß ihr das Herz so heftig klopfte, daß sie beide Hände darauf pressen mußte. Noch ein Weilchen — und sie lag auf der Wiese, das Gesicht auf ihren Arm gedrückt — und durchlebte auf's genaueste alle Ereignisse dieses Tages noch einmal. Sie sah ihn aus dem Gebüsch auftauchen, sah ihn breitschultrig mit dem rasch wechselnden Blick vor sich stehen; sie fühlte seine Überlegenheit und ihre Angst und ihr albernes Weinen; sie sah ihn auf dem Kamm des Hügels im Sonnenschein; sie hörte den

Schuß, sie lag auf den Knien vor ihm, während er das Fell abzog; sie hörte noch einmal jedes Wort, das er gesagt hatte; und die weiche Stimme, die so vertraulich klang, daß es sie durchbebte, wenn sie nur dran dachte — sie hörte wieder die Stimme von dem Schemel vor dem Herde her, während sie gekocht hatte, und am Tische beim Essen; sie fühlte, daß sie ihm da nicht mehr in die Augen sehen konnte, und sie fühlte, daß sie schließlich auch ihn verlegen gemacht hatte, denn auch er war verstummt. Sie hörte ihn noch einmal sprechen, als er ihre Hand nahm, und sie fühlte seinen Händedruck — es ging ihr noch bis in die Fußspitzen! Sie sah ihn über die Heide gehen — weiter und immer, immer weiter gehen! . . . Ob er wohl jemals wiederkäme? Da sie sich so benommen hatte — sicher nicht! Gott, wie stark, wie schön, wie mannhaft war alles, was sie von ihm gesehen hatte! . . . Und wie dumm und zimperlich alles, was er von ihr gesehen hatte! Ja, zimperlich — von ihrem ersten Angstschrei vor dem Hunde bis zu dem dummen Rotwerden und den Tränen, von der linkischen Hilfe, die sie ihm geleistet hatte, bis zum Mittagbrot, das nicht rechtzeitig fertig gewesen war! Und daß sie ihm nie geantwortet hatte, ja nicht einmal, wenn er sie ansah — und zuletzt, als er sie gefragt hatte, ob sie alle Tage da unten am Hügel säße — daß sie da nicht nein gesagt hatte, denn sie saß doch gar nicht alle Tage am Hügel. Mußte er ihr Schweigen nicht so auslegen, als ob sie ihn

bitte, stillschweigend bitte, doch zu kommen und nachzusehen! . . . Ihre ganze klägliche Hilflosigkeit — mußte er die nicht in gleicher Weise auslegen? . . . O wie sie sich schämte! Die Glut brannte ihr am ganzen Körper, besonders im Gesicht, das sie tiefer und tiefer vergrub — und wieder rief sie sich das Bild vor die Seele, seine Herrlichkeit und ihre Kläglichkeit, und dann wieder neue, noch heißere Scham!

Als die Herdenglocken verkündeten, daß das Vieh heimkehrte, lag sie da noch immer; aber jetzt sprang sie rasch auf, um alles in Ordnung zu bringen. Beret kam jetzt auch und merkte sofort, daß hier etwas nicht richtig war; denn Mildrid stellte ganz verrückte Fragen und gab ganz verkehrte Antworten, und benahm sich überhaupt so verwirrt, das Beret ein paarmal stutzte und sie groß ansah. Und als sie zu Abend essen sollten, und Mildrid sagte, sie möge nichts, und sich statt zu essen draußen vor die Tür setzte, da fehlte nur noch, daß Berets Ohren sich nach vorn gespitzt hätten, um das ganze Mädel vollständig zu einem Jagdhund, der etwas wittert, zu machen.

Beret aß und zog sich aus; die Schwestern schliefen zusammen in einem Bett, und als Mildrid nicht kam, stand Beret mehrere Male leise auf, um nachzusehen, ob sie noch da säße, und ob sie allein da säße. Ja, sie saß noch da, und immer allein. Es wurde elf — es wurde zwölf, es wurde ein Uhr, und Mildrid saß draußen, und Beret konnte

nicht schlafen. Allerdings, als Mildrid dann endlich kam, stellte sie sich, als schliefe sie, und Mildrid ging so leise, so leise! Aber die Schwester hörte sie seufzen, als sie ins Bett gekommen war, hörte sie so schwer und bang ihr gewohntes Abendgebet beten, hörte sie flüstern: „Ach, hilf mir durch, lieber, lieber Gott!" „Wobei soll Gott ihr denn durchhelfen?" dachte Beret. Sie konnte nicht einschlafen, sie hörte auch, wie die Schwester sich vergebens zum Schlafen zurecht legte, bald auf die eine, bald auf die andre Seite; sie sah sie schließlich ganz verzweifelt die Bettdecke von sich schieben, die Hände unter den Kopf legen und mit weit offnen Augen vor sich hinstarren. Mehr sah oder hörte sie nicht, denn jetzt schlief sie ein.

Als Beret am Morgen aufwachte, war die Schwester nicht mehr im Bett. Sie sprang auf: die Sonne stand hoch am Himmel, die Herde war längst auf dem Wege. Sie fand ihr Frühstück bereit, aß schnell, ging hinaus und fand Mildrid bei der Arbeit; aber sie sah angegriffen aus!

Beret sagte, sie wolle gleich hinter der Herde her. Die andre antwortete nichts, aber sie sah sie mit einem Blick an, der fast dankbar war. Beret überlegte noch ein Weilchen und ging dann.

Mildrid sah sich um: ja, sie war allein. Nun eilte sie, die Milchkübel in Ordnung zu bringen; das übrige mußte eben gehen, wie es wollte. Sie

wusch sich und kämmte sich und lief in die Hütte, um andre Kleider anzuziehen, nahm ihr Strickzeug und ging nach dem Hügel zu.

Sie fühlte nicht des neuen Tages neue Kraft in sich, denn sie hatte ja kaum geschlafen und seit vierundzwanzig Stunden so gut wie nichts genossen. Sie ging in einem einzigen Traum herum, und ihr war, als könne sie keine Klarheit hineinbringen, ehe sie an den Platz gekommen wäre, wo sie gestern gesessen hatte.

Aber kaum hatte sie sich dort gesetzt, als sie dachte: wenn er nun käme und mich hier fände, er müßte ja denken . . .? Unwillkürlich stand sie auf. Da sah sie seinen Hund auf dem Hügel! Der blieb stehen und sah sie an, dann kam er angesprungen und wedelte mit dem Schwanze.

Ihr Blut stockte. Da! Da stand er ja, mit der Büchse, im Sonnenschein, genau wie gestern; er war heute einen andern Weg gekommen! Er lächelte ihr zu, blieb ein Weilchen zögernd stehen, kletterte dann herunter und stand bald vor ihr.

Sie hatte einen leichten Schrei ausgestoßen und war dann ins Gras zurückgesunken. Trotz aller Anstrengung war sie nicht imstande, aufzustehen, das Strickzeug fiel ihr aus der Hand, sie wendete das Gesicht ab.

Er sagte kein Wort. Aber sie hörte, wie er sich vor ihr ins Gras legte, seine Augen fest in die ihren senkend, der Hund legte sich neben ihn, die Augen auf seinen Herrn gerichtet. Sie fühlte,

daß er ihr Erröten, ihre Augen, ja ihr ganzes Gesicht sehen konnte, obgleich sie abgewendet saß. Sein hastiger Atem machte auch ihren Atem fliegen; es war ihr, als fühlte sie seinen Hauch auf ihrer Hand; aber sie wagte nicht, sich zu rühren. Sie wollte nicht, daß er etwas sage, und doch war es furchtbar, daß er schwieg. Er mußte ja erraten, warum sie hier saß, und eine größere Scham als die, die sie empfand, hat wohl nie die Sonne beschienen. Aber es war doch auch wirklich nicht recht von ihm, daß er gekommen war, und noch weniger, daß er jetzt hier saß.

Da fühlte sie, wie ihre Hand ergriffen und festgehalten wurde, und dann die andre, sie mußte sich dabei ein wenig wenden, und stark und gütig zog er sie mit Auge und Hand sanft an sich. Sie glitt im Gras an seiner Seite nieder, so daß ihr Kopf an seine Brust sank. Sie fühlte, wie er mit der einen Hand ihr Haar streichelte; aber sie wagte nicht aufzublicken. Ihr ganzes Benehmen däuchte sie so tief unwürdig — und jetzt brach sie in leidenschaftliches Weinen aus!

„Ja, weine du nur, dann lach ich," sagte er; „was uns beiden geschehen ist, ist freilich zum Lachen und zum Weinen!" Aber seine Stimme bebte. Und nun flüsterte er zu ihr hinunter, wie er gestern, als er von ihr gegangen war, ihr doch immer näher und näher gekommen sei. Und das sei so stark in ihm geworden, daß er, als er zu seiner Gebirgshütte gekommen war, nicht anders gekonnt

hätte, als seinen Reisekameraden, den Deutschen, sich selbst zu überlassen, und er sei wieder in die Berge gerannt. So habe er sich die ganze Nacht im Hochgebirge herumgetrieben, zum Frühimbiß sei er heimgegangen, aber dann gleich wieder davon.

Er sei achtundzwanzig Jahre, also kein Bub mehr; aber das fühle er, entweder müsse das Mädel sein werden, oder es sei aus mit ihm. Dann hätte es ihn wieder nach der Stelle von gestern hingetrieben, er hätte gar nicht daran gedacht, sie dort zu finden, und hätte nur ein Weilchen still für sich da sitzen wollen. Als er sie dort gesehen hätte, wäre ihm zuerst bange geworden, dann aber hätte er geahnt, daß es mit ihr ebenso stehen müsse wie mit ihm, und da wäre es gleich sicher in ihm gewesen, daß er einen Versuch machen müsse — und als er da gesehen hätte, daß es wirklich mit ihr genau so stünde wie mit ihm, da . . . ja da . . .

Und er zog ihr Köpfchen zu sich empor, und sie weinte nicht mehr, und seine Augen hatten einen wunderbaren Glanz, und in diesen Glanz mußte sie hineinschauen, und dann wurde sie rot und ließ den Kopf wieder sinken.

Er aber fing wieder zu sprechen an, mit der weichen, flüsternden Stimme. Die Sonne lugte durch die Baumkronen an der Halde, die Birken zitterten im leisen Morgenwinde, das Vogelgezwitscher mischte sich mit dem Gemurmel des Bächleins unter den Steinen neben ihnen. Wie lange die beiden dort miteinander saßen, darüber legten sie sich

20*

nicht Rechenschaft ab; aber endlich schreckte sie doch einer auf, und das war der Hund. Er hatte schon verschiedne Streifzüge unternommen und sich jedesmal wieder auf seinen Platz gelegt; jetzt aber sprang er bellend hinunter.

Sie fuhren beide auf und standen eine Weile lauschend. Aber nichts zeigte sich. Sie sahen sich wieder an, und da nahm er sie auf seine Arme. Seit ihrer Kinderzeit war sie nicht mehr getragen worden, und es lag etwas darin, was sie ganz hilflos machte. Er war ihr Beschützer, ihre Zukunft, ihr ewiges Glück, und sie mußte ihrem Gefühle gehorchen. Kein Wort wurde gesprochen. Er hielt fest und sie hielt fest. Er ging mit ihr nach der Stelle, wo er zuerst gesessen hatte; dort setzte er sich hin und zog sie behutsam zu sich nieder. Sie senkte ihr Köpfchen noch tiefer, um nicht von ihm gesehen zu werden, jetzt, da sie so ganz verzaubert war. Gerade wollte er ihren Kopf zu sich wenden, als dicht neben ihnen jemand „Mildrid"! rief — so recht im Tone der allergrößten Verwunderung.

Es war Inga, die dem Hunde nachgegangen war. Mildrid sprang auf, sah die Freundin eine flüchtige Sekunde lang an, ging dann zu ihr, schlang den Arm um ihren Hals und legte den Kopf an ihre Schulter. Inga umarmte sie.

„Wer ist es denn?" flüsterte sie, und Mildrid fühlte, wie sie bebte.

Aber Mildrid rührte sich nicht. Inga wußte

ganz gut, wer er war, denn sie kannte ihn; aber sie wagte ihren eignen Augen nicht zu trauen! Da kam Hans näher.

„Ich dachte, du kenntest mich," sagte er ruhig; „ich bin Hans Haugen."

Bei dem Klang seiner Stimme hob Mildrid den Kopf. Er streckte seine Hand aus, und sie kam und nahm die Hand und sah in einem Glutgemisch von Scham und Freude zu der Freundin hinüber.

Er nahm seine Büchse, sagte Lebewohl und flüsterte Mildrid zu:

„Ich komme natürlich bald wieder, nach dem was heute geschehen ist!" — Beide begleiteten ihn hinunter bis zur Alm und sahen ihn verschwinden, da wo er auch gestern verschwunden war. Sie standen da, so lange noch etwas von ihm zu sehen war. Mildrid lehnte sich an Inga, und diese fühlte, daß sie sich nicht rühren und nicht reden dürfe. Aber als sie sich ihr entzog, lehnte Mildrid ihren Kopf an Ingas Schulter.

„Frag mich nicht," sagte sie, „ich kann's nicht erzählen." So standen sie noch ein Weilchen eng aneinander geschmiegt, und dann gingen sie in die Hütte. Da fiel Mildrid ein, daß sie ja alles hatte stehen und liegen lassen, und Inga half ihr. Während der Arbeit sprachen sie nicht sonderlich viel, jedenfalls von nichts anderm, als von der Arbeit.

Mildrid trug das Mittagessen auf, konnte

jedoch selbst nur wenig essen, obgleich sie Bedürfnis zum essen wie zum schlafen fühlte. Inga ging, sobald sie konnte; sie merkte, daß Mildrid am liebsten allein sein wollte. Als Inga fort war, legte sich Mildrid aufs Bett und wollte gerade einschlafen. Aber sie mußte doch noch einmal aus den Ereignissen dieses Tages etwas herausgreifen, was er gesagt hatte, etwas von dem Allerherrlichsten. Dadurch kam sie dazu, sich selbst zu fragen, was sie eigentlich geantwortet habe. Und da wurde es ihr mit einem Male bewußt, daß sie nicht ein einziges Wort gesagt hatte — nein, nicht ein einziges Sterbenswort während ihres ganzen Zusammenseins!

Sie richtete sich im Bett auf. Sicherlich hatte es nicht lange gedauert, ehe auch ihm das eingefallen war — und was sollte er da nur denken? Daß sie ein Wesen sei, das willenlos wie eine Nachtwandlerin umhergehe! Wie konnte er sich da auf die Dauer zu ihr hingezogen fühlen? Auch gestern hatte er ja erst, als er von ihr weggewesen war, entdeckt, daß er sie lieb hatte; — und sie zitterte bei dem Gedanken, was er wohl heute entdecken würde . . . Wieder setzte sie sich draußen vor die Hütte, wie gestern.

Mildrid war ja ihr ganzes Leben lang daran gewöhnt gewesen, auf sich selbst zu passen; alles in den sie umgebenden Verhältnissen war ja so vorsichtig! Darum fand sie in allem, was sie seit gestern getan, weder Takt noch Überlegung — ja

nicht einmal Ehrbarkeit! Sie kannte so etwas weder aus Büchern noch aus Erfahrung; sie sah es mit den Anschauungen des Bauern an, und keiner hat so strenge Gebräuche wie der Bauer. Es ziemt sich, seine Gefühle zu dämpfen; es ist ehrbar, sie nur langsam und zögernd zu äußern. Und nun hatte sie, die mehr als alle andern ihr Leben lang so gewesen war und darum aller Achtung genossen hatte — sich an einem einzigen Tage einem Manne ergeben, den sie nie vorher gesehen hatte! Auf die Dauer mußte ja gerade er sie am tiefsten nichtachten! Wenn es sich nicht mal erzählen ließ, nicht mal ihrer Freundin Inga — wie schrecklich mußte es da wohl sein!

Als Beret beim ersten Glockengebimmel mit der Herde ankam, fand sie die Schwester ganz wie erstarrt vor der Hütte. Sie blieb stehen, bis Mildrid nicht anders konnte, als den Kopf heben und ihr in die Augen sehen. Mildrids Augen waren verweint, ihr ganzer Ausdruck leidend. Aber als sie Beret ansah, wechselte sie den Ausdruck; denn Berets Gesicht war ganz empört.

„Was fehlt dir?“ brach's aus ihr heraus.

„Nichts!“ antwortete Beret und blieb vor ihr stehen, die Augen so starr auf Mildrid gerichtet, daß die ihre Augen niederschlagen mußte; sie wendete sich ab und stand auf, um an die Arbeit zu gehen.

Erst beim Abendessen trafen sie sich wieder, wo sie einander gegenübersaßen. Da Mildrid selbst nicht imstande war, mehr als ein paar Löffel zu

essen, sah sie von Zeit zu Zeit geistesabwesend die andern an, am meisten jedoch Beret, die überhaupt nicht fertig werden konnte. Sie aß nicht, sie schlang wie ein ausgehungerter Hund.

„Hast du denn heute nichts zu essen bekommen?" fragte Mildrid.

„Nein," antwortete Beret und aß weiter.

Nach einer Weile fragte Mildrid wieder:

„Bist du nicht mit den Hirtenbuben gewesen?"

„Nein," antwortete sie gleichzeitig mit den beiden Hirtenbuben. Mildrid wollte in deren Gegenwart nicht weiter fragen, und später machte ihr eignes krankes Gemüt sie so unfähig, auf die Schwester zu achten — ja, auch, wie sie meinte, geradezu unwürdig —, daß sie nichts mehr sagte. Und das wurde nur noch eine Zugabe mehr zu den nagenden Vorwürfen, die sie gleich Hammerschlägen auf ihre Seele fallen ließ, einen nach dem andern, als sie am Abend und in der Nacht wieder auf ihrem Platze draußen vor der Hütte saß.

In dem blutroten Abend, in der eisgrauen Nacht kein Frieden und nicht das leiseste Bedürfnis nach Schlaf! . . . Das arme Kind war noch nie in Seelennot gewesen. O wie heiß sie betete! Sie hörte auf, und fing wieder an. Sie stammelte alle die Gebete, die ihr einfielen, und stammelte eigne Worte, und zu Tode ermattet, suchte sie endlich ihr Bett auf. Dort sammelte sie wieder ihre ganze Seele zum Gebet, aber sie hatte keine Kraft mehr; sie konnte nur immer und immer wieder sagen: „Hilf

mir, lieber, lieber Gott! Ach hilf mir!" — und das wiederholte sie, bald leise, bald laut; denn sie kämpfte mit sich, ob sie von ihm lassen sollte oder nicht. Da fuhr sie auf und stieß einen Schrei aus; denn Beret hatte sich blitzschnell auf die Kniee erhoben und beugte sich jetzt über sie.

„Wie heißt er?" flüsterte sie.

Ihre großen Augen sprühten Funken, ihr heißes Gesicht und ihr keuchender Atem zeugten von der heftigsten Gemütsbewegung.

Mildrid, im Banne ihrer Selbstpeinigungen, ermattet an Leib und Seele, vermochte nicht zu antworten; sie hatte sich so erschreckt, daß sie dem Weinen nah war.

„Wie heißt er?" wiederholte die andre drohend, noch dichter an ihrem Gesichte. „Deine Heimlichtuerei hilft dir gar nichts; ich hab euch heute gesehen, die ganze Zeit!"

Mildrid hielt wie zum Schutz die Arme über sich; aber Beret nahm sie und bog sie herunter.

„Wer ist es, frag ich!"

Sie sah ihr fest in die Augen.

„Beret, Beret!" klagte die Schwester; „bin ich jemals anders als lieb zu dir gewesen, seit du noch ganz klein warst? Warum bist du denn so häßlich zu mir, wenn ich leide?"

Beret gab Mildrids Arme frei, denn die Schwester weinte. Aber Berets Gesicht brannte und ihr Atem keuchte, als wollte er die Brust sprengen.

„Ist es Hans Haugen?“ flüsterte sie.

Atemlose Stille.

„Ja,“ flüsterte endlich die Schwester und weinte.

Da zog Beret noch einmal die Arme der Schwester herunter; sie wollte ihr in die Augen sehen.

„Warum hast du mir's nicht gesagt, Mildrid?“ fragte sie mit demselben brennenden Eifer.

„Ach Beret, ich hab ihn ja bis gestern nie gesehen. Und wie ich ihn gesehen hab', gleich hab' ich mich ihm hingegeben; das ist's ja grad', was mich so quält, daß ich meine, ich muß sterben!“

„Du hast ihn bis gestern nie gesehen!“ rief Beret in höchster Überraschung, ja ungläubig.

„In meinem ganzen Leben nicht,“ antwortete Mildrid bestimmt. „Kannst du dir so eine Schande denken, Beret!“

Aber da warf Beret sich über sie, schlang ihre Arme um sie und küßte sie unzählige Male.

„Liebe, süße Mildrid, das ist ja zu himmlisch!“ flüsterte sie und sprühte Funken vor Wonne. „Nein, zu herrlich!“ wiederholte sie und küßte die Schwester; „und paß mal auf, wie fein ich schweigen kann, Mildrid!“

Sie schmiegte sich stürmisch an sie und setzte sich wieder aufrecht.

„Und du — — sowas zu denken, ich könnte nicht schweigen!“ — und ihre Stimme klang plötzlich betrübt. „Ich nicht schweigen, wenn es dich angeht, Mildrid!“

Sie weinte.

„Warum hast du mich in der letzten Zeit so ganz vergessen? Warum hast du Inga mir vorgezogen? Ach, wie entsetzlich traurig du mich gemacht hast! Wenn du wüßtest, wie lieb ich dich hab', Mildrid!“

Und sie schmiegte sich wieder an sie. Aber jetzt umschlang Mildrid sie und küßte sie, und versicherte ihr, daß sie wirklich gar nicht so recht darüber nachgedacht hätte, bis jetzt, aber nun wolle sie sie nie, nie wieder zur Seite schieben, und gerade ihr alles, alles anvertrauen, weil sie so lieb und gut und ehrlich sei — und sie streichelte sie. Beret erhob sich wieder auf die Kniee; sie mußte die Augen der Schwester sehen, im Licht der Sommernacht, die schon im Morgendämmern zu erröten begann.

„Mildrid, und wie schön er ist!“ war ihr erster strahlender Ruf. „Wie kam er denn? Wie hast du ihn zuerst gesehen? — Was sagte er? Wie ist alles gekommen?“

Und was Mildrid vor wenigen Stunden noch keinem Menschen erzählen zu können geglaubt hatte, das erzählte sie jetzt der Schwester. Sie wurde nur dadurch unterbrochen, daß Beret ihr ein paarmal um den Hals fiel und sie an sich drückte; aber dadurch wurde es Mildrid nur eine noch größere Wonne, zu erzählen; sie lachten und sie weinten; den Schlaf hatten sie ganz vergessen, so fand sie die Sonne; die eine liegend oder auf den Ellbogen

gestützt, hingerissen von ihrem eigenen Abenteuer, die andre neben ihr auf den Knieen mit halb geöffneten Lippen, glänzenden Augen und von Zeit zu Zeit sich jubelnd über die Schwester werfend.

Zusammen standen sie auf, zusammen verrichteten sie ihre Arbeit, und als sie damit fertig waren und nur zum Schein ein bißchen gegessen hatten, kleideten sie sich zusammen an, um ihm zu begegnen. Er mußte ja bald kommen. Sie setzten sich beide in ihren Festkleidern unten an den Hügel, und Veret zeigte ihr, wo sie gestern gelegen hatte — der Hund wäre oft dicht bei ihr gewesen. Der einen Schwester Erzählen löste das der anderen ab; das Wetter war auch heute schön, nur ein paar Wolken zeigten sich.

Sie hatten sich bald über die Zeit, wo sie Hans erwarteten, hinweggeplaudert; sie fuhren fort zu schwatzen, und vergaßen es, um dann wieder daran zu denken, und Veret sprang ein paarmal auf und kletterte auf den Kamm hinauf, um zu spähen; aber sie sah und hörte nichts von ihm. Nun wurden sie ungeduldig, und Mildrid plötzlich so sehr, daß Veret ordentlich erschrak. Sie stellte ihr vor, er sei ja doch nicht sein eigener Herr; zwei Tage lang habe er seinen Gast, den Deutschen, nun schon allein fischen und jagen und sich sein Essen kochen lassen, das ginge doch nicht so weiter — und Mildrid fand diesen Grund einigermaßen stichhaltig.

„Was wohl Vater und Mutter dazu sagen

werden?" sagte Beret, um Mildrids Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Aber sowie die unbedachten Worte heraus waren, bereute sie sie. Mildrid wurde blaß und starrte Beret an, und die starrte Mildrid an. Hatte Mildrid denn gar nicht daran gedacht? O doch; aber nur wie man an etwas ganz Fernliegendes denkt. Die Angst, was Hans Haugen wohl von ihr denken könnte, die Scham über ihre eigene Schwäche und Dummheit hatten sie so ganz erfüllt, daß sie alles andere beiseite geschoben hatte. Jetzt trat das Gegenteil in sein Recht: die Eltern nahmen mit einem Male ihr Denken ganz und gar in Anspruch!

Beret versuchte sie wieder zu trösten. Wenn sie ihn nur erst sähen, so würden sie Mildrid schon recht geben; sie würden ihr Kind nicht unglücklich machen wollen — sie, die bisher ihre größte Freude gewesen wäre; und Großmutter würde ihr auch helfen; kein Mensch könne was gegen Hans Haugen zu sagen haben, und er würde sie schon nicht aufgeben!

Alles das sauste an Mildrid vorüber, aber sie dachte an etwas andres, und um recht ungestört nachdenken zu können, bat sie Beret, doch das Mittagessen zu machen. Beret ging langsam fort und drehte sich mehrmals nach ihr um.

Aber was Mildrid sich jetzt überlegte, war: Soll ich's Vater und Mutter gleich sagen? Sie war ja so tief erschöpft von der ungeheuern Spannung dieser Tage, da wuchs diese Frage zu einem Berge.

Sie fand, sie begehe eine Sünde, wenn sie jetzt mit ihm zusammenträfe. Sie hätte sich ohne die Einwilligung der Eltern nicht verloben dürfen; aber sie konnte doch wirklich nichts dafür! . . . Und da es nun mal geschehen war, sofort zu den Eltern!

Sie stand auf, es leuchtete vor ihren Augen. Was recht war, mußte geschehen. Wenn Hans wieder hier stand, mußte sie mit den Eltern gesprochen haben. „Nicht wahr?“ fragte sie laut, aber ohne zu fragen — und „ja“ schien es zu antworten, obwohl niemand antwortete. Sie lief schnell nach der Alm, um es Beret zu sagen. Aber Beret war nicht auf der Wiese und nicht in der Hütte.

„Beret!“ rief sie. „Beret — Beret!“

Das Echo rief's ihr von allen Seiten nach; aber keine Beret! Sie suchte überall nach der Schwester, fand sie aber nicht. Erregt war sie schon, jetzt wurde sie ängstlich; Berets große Augen und ihre Frage: „Was werden wohl Vater und Mutter dazu sagen?“ wurden immer größer.

Beret war doch nicht am Ende zu ihnen gegangen? So etwas sähe ihr ganz ähnlich. Stürmisch wie Beret war, wollte sie die Sache gleich klar machen, damit Mildrid sich wieder beruhige. Ganz sicher, sie war nach Hause gegangen! . . . Aber wenn Beret vor ihr kam, würden die Eltern alles mißverstehen — und . . . rasch entschlossen schlug sie den Weg zur Bygde ein! Einmal unter-

wegs, ging sie immer schneller, getragen von stets wachsender Spannung; sie achtete nicht darauf, aber es sauste ihr im Kopfe, es schnürte ihr die Brust zusammen, ihr Atem versagte. Sie mußte sich ein wenig setzen und ausruhen. Aber im Sitzen fand sie keine Erholung, sie mußte liegen. Sie warf sich ins Gras, legte den Kopf auf den Arm und — schlief ein.

Zwei Tage und zwei Nächte lang hatte sie kaum geschlafen und kaum etwas genossen — und welche Macht das über Seele und Leib eines Kindes gewinnen mußte, das bisher seine Mahlzeiten und seinen Schlaf ruhig und regelmäßig im Vaterhause erhalten hatte, das wußte sie nicht.

Aber Beret war gar nicht zu den Eltern gegangen, sondern schnurstracks zu Hans Haugen! Sie hatte einen weiten Weg bis dahin, teils durch unbekannte Gegenden, am Rande eines Waldes entlang und dann höher hinauf über Hochebnen, die nicht ganz geheuer waren wegen der wilden Tiere, was sich ja vor kurzem gezeigt hatte. Aber sie schritt tapfer drauflos, denn Hans mußte kommen, oder es ginge schief mit Mildrid; sie kannte ihre Schwester ja kaum wieder.

Sie war frisch und froh, das Märchen der Schwester hüpfte neben ihr her. Hans Haugen war das Herrlichste, was sie auf Erden kannte, und gerade für Mildrid war ja das Herrlichste eben gut genug. Kein Wunder, daß Mildrid sich ihm gleich hingegeben hatte, und ebensowenig, daß er bei

Mildrids Anblick gleich ganz weg war. Wollten die Eltern das nicht einsehen, na, dann müßten sie's eben bleiben lassen, und die beiden müßten sich durchzwingen — grad wie's ihr Urgroßvater und ihr Großvater auch gemacht hatten — und sie stimmte den Brautmarsch des Geschlechtes an. Der jubelte dahin über die öden Gebirgshöhen und verhallte in der halbverschleierten Luft. Oben angekommen, blieb sie stehen und rief: „Hurra!" Nur einen Streifen von dem fernsten und obersten Teile der Bygde konnte sie hier oben sehen; an der einen Seite sah sie den äußersten Rand des Waldes, weiter hinten Heide, und hier, wo sie stand, nichts als nacktes Gestein und Klippen in starren Wellenlinien.

Weiter flog sie darüber hin in der leichten Luft. Sie wußte: dort in der Richtung des Schneeberges, dessen Gipfel über die anderen emporragte, mußte seine Gebirgshütte liegen, und nach einer Weile merkte sie, daß es nicht mehr weit sein konnte. Um sich zu orientieren, kletterte sie auf einen großen losen Stein hinauf und sah dicht unter sich einen Bergsee. Ob das, was sie da am Wasser liegen sah, eine Hütte oder ein Stein war, konnte sie nicht unterscheiden; denn bald war es eine Hütte und bald ein Stein. Aber an einem Bergsee sollte ja seine Gebirgshütte liegen. Ja, da mußte es sein, denn da kam ja auch ein Boot um die Landspitze herum gerudert mit zwei Männern darin; das mußten doch er und sein Deutscher sein.

Sie sprang vom Stein auf und lief weiter. Aber was ihr so nah ausgesehen hatte, lag noch weit, weit weg, und sie lief und lief. Es war solch ein spannendes Bewußtsein, Hans Haugen bald zu sehen!

Hans Haugen saß in aller Gemütsruhe bei seinem Deutschen im Boote, ohne zu ahnen, welche Aufregung er verursacht hatte. Ihm selbst war gar nicht bange gewesen, er war nur so innig froh und machte gerade einen neuen Text zum Brautmarsch.

Er war nicht etwa ein besonderer Dichter; aber er reimte doch etwas zusammen, von der Brautfahrt nach der Kirche, und der Refrain jedes Verses war ihre Begegnung im Walde. Er pfiff und fischte und war seelenvergnügt. Der Deutsche fischte auch und ließ ihn in Ruh.

Da hörten sie vom Strande her etwas jodeln, und beide sahen auf, er und der bärtige Deutsche, und sahen ein Mädchen, das ihnen zuwinkte. Sie besprachen sich einen Augenblick und ruderten dann ans Land. Hans sprang aus dem Boot und vertaute es, und beide nahmen Flinten, Mäntel, Fische und Fischgerätschaften mit sich; aber während der Deutsche direkt nach der Hütte ging, ging Hans mit seiner Bürde auf Beret zu, die ein wenig abseits auf einem Steine stand.

„Wer bist du?“ fragte er.

„Beret, Mildrids Schwester,“ antwortete sie.

Er wurde rot, und sie wurde auch rot. Aber gleich darauf wurde er ganz blaß.

„Es ist doch nichts passiert?“

„Nein — nichts andres, als daß du kommen mußt. Wenn sie jetzt lange allein bleibt, geht's schief."

Er sah sie ein Weilchen an. Dann machte er kehrt und ging nach der Hütte. Der Deutsche stand vor der Hütte und hatte seine Angelgerätschaften aufgehängt. Dasselbe tat nun auch Hans, und dabei sprachen sie miteinander.

Aus der Hütte heraus hatten seit Verets Jodler zwei Hunde aus Leibeskräften gebellt. Die Männer gingen zusammen hinein; aber als sie die Tür öffneten, stürmten die beiden Hunde heraus, wurden jedoch von ihren Herren sofort wieder barsch hereingerufen. Nun wurde es still, und es dauerte lange, ehe Hans wieder heraus kam. Er hatte jetzt einen andern Rock an und hatte seine Büchse und einen Hund bei sich. Der Deutsche begleitete ihn bis vor die Tür. Dann schüttelten sie sich die Hände, als nähmen sie Abschied für längere Zeit. Gleich darauf war Hans bei Veret.

„Kannst du rasch gehen?" fragte er.

„Na, und ob!"

Und er ging und sie lief; der Hund voran.

Da er sich gar nichts andres hatte vorstellen können, als daß Mildrid ihrer Verlobung eben so sicher und ebenso froh sei wie er selbst, so kam diese Botschaft ihm wie eine Botschaft nach neuen Gedanken. Natürlich — sie war ihrer Eltern wegen in Unruhe! Auch war sie erschreckt durch die Hast, mit der das alles über sie gekommen war —

natürlich! Das wurde ihm mit einem Male so klar, daß es ihn höchlich wunderte, daß es ihm nicht schon lange eingefallen war — und er schritt rasch aus! Sogar auf ihn hatte ja sein Zusammentreffen mit Mildrid zuerst den Eindruck eines Überfalls gemacht — was mußte da erst sie, ein Kind, still, zurückhaltend wie ihr Elternhaus, empfinden, da sie in diesen Sturm hinausgeworfen wurde! . . . Und er schritt rasch aus.

Während dieses Sturmmarsches sprang Beret an seiner Seite, das Gesicht nur ein ganz klein wenig zu ihm gewendet. Von Zeit zu Zeit warf er einen flüchtigen Blick auf ihre großen Augen und ihre glühenden Backen; aber die Gedanken hatten einen zu dichten Ring um ihn geschlagen — er achtete kaum auf sie, und zuletzt sah er sie überhaupt nicht mehr.

Er drehte sich um: sie war ein gutes Stück zurückgeblieben, lief aber aus allen Kräften, um ihn einzuholen. Sie war zu stolz gewesen, um zu sagen, daß sie einen solchen Marsch nicht aushalten könne. Aber als er nun stehen blieb und wartete, bis sie ihn endlich ganz außer Atem erreicht hatte, standen ihr die Tränen in den Augen.

„O! — ich geh wohl zu schnell?“ sagte er und streckte ihr die Hand entgegen. Sie atmete so heftig, daß sie gar nicht antworten konnte.

„Na, dann wollen wir uns mal bißchen setzen,“ sagte er und zog sie an sich. „Komm,“ sagte er und zog sie neben sich. Sie wurde

21*

womöglich noch röter und sah ihn nicht an; sie atmete, als wolle die Brust ihr zerspringen.

„Ich bin so durstig!" war das erste, was sie herausbrachte. Sie standen wieder auf, und er sah sich um; aber es war kein Bach in der Nähe.

„Ein Stückchen noch, dann kommen wir an einen Bach," sagte er; „es würde dir auch nicht gut bekommen, wenn du jetzt sofort trinken wolltest."

Er setzte sich wieder, und sie setzte sich auf den Stein vor ihm.

„Ich bin den ganzen Weg gelaufen," sagte sie, wie um sich zu entschuldigen. „Und dann hab ich auch nicht zu Mittag gegessen," sagte sie nach einer Weile, „und auch nicht geschlafen heut nacht," fügte sie noch hinzu.

Statt aller Teilnahme fragte er nur hastig:

„Dann hat wohl Mildrid auch nicht zu Mittag gegessen und vielleicht auch nicht geschlafen heut nacht?"

„Mildrid — die hat natürlich auch gestern Nacht nicht geschlafen, und gegessen hat sie nicht, seit — ich hab's genau gesehen . . . seit" — sie dachte ein wenig nach — „seit ner Ewigkeit."

Er stand auf.

„Na? geht's jetzt wieder?"

„Ja, ich glaube."

Er nahm sie bei der Hand, und der Eilmarsch begann von neuem. Doch nach einem Weilchen merkte er wohl, daß es auf die Weise nicht weiterginge; er zog also seine Jacke aus, gab

ihr die und nahm das ganze Mädel auf den Arm. Das wollte sie durchaus nicht zugeben. Aber er trug sie so leicht, und Beret hielt sich an seinem Hemdkragen fest, denn ihn selbst wagte sie nicht zu berühren.

Nach einer Weile behauptete sie, jetzt habe sie sich verpustet, jetzt könne sie wieder laufen. Er setzte sie auf die Erde, nahm seine Jacke, hängte sie über die Büchse — und weiter ging's. Am Bache machten sie Halt und ruhten ein wenig aus, ehe sie trinken durfte. Als sie aufstand, sah er sie lächelnd an. „Du bist ein niedliches kleines Ding," sagte er.

Es ging schon auf Abend zu, als sie ankamen. Vergebens suchten sie auf der ganzen Alm und am Hügel nach Mildrid. Ihre Rufe verhallten ins Leere, und beide bekamen es mit der Angst, als Hans merkte, daß der Hund an etwas schnüffelte. Sie liefen hin; es war Mildrids Halstuch. Sofort gab Hans dem Hunde ein Zeichen, daß er die Eigentümerin des Tüchleins suchen sollte — und der jagte auf und davon.

Sie folgten dem Hunde den Berg hinauf und nach der anderen Seite, also in der Richtung nach Tingvold. Sie war doch nicht am Ende heimgegangen? Beret erzählte von ihrer unvorsichtigen Frage und deren Wirkung, und Hans antwortete, das könne er sich freilich denken. Beret fing zu weinen an. Sollten sie ihr folgen oder nicht? Beret rief: „Ja ja!" — sie war ganz außer sich. Aber dann

mußten sie erst bei der Nachbaralm vorbeigehen, und dort um Hilfe bitten, um das Vieh einzuholen. Während sie das noch besprachen und dabei immer hinter dem Hunde hergingen, sahen sie ihn plötzlich stehen bleiben und sich schweifwedelnd umgucken. Schnell liefen sie hin, und da lag Mildrid!

Das Köpfchen hatte sie auf ihren Arm gelegt, das Gesicht war halb im Heidekraut versteckt. Leise traten sie näher, der Hund leckte ihr Hand und Backe, sie strich mit der Hand darüberhin und legte sich ein wenig anders, schlief aber ruhig weiter.

„Laß sie nur schlafen," flüsterte Hans; „geh du und laß das Vieh ein; ich höre die Glocken."

Beret lief, aber er kam ihr noch einmal nach.

„Bring was zu essen mit, wenn du wiederkommst," flüsterte er.

Dann setzte er sich ein Stückchen von Mildrid ins Gras, nahm den Hund zu sich, zwang ihn, sich niederzulegen, und hielt ihn fest, um zu verhindern, daß er bellte, wenn etwa ein Vogel oder sonst ein Tier vorüberstriche.

Der Abendhimmel war bewölkt, Hügel und Berge lagen grau, alles ringsum war still; nicht einmal ein Vöglein war zu hören. Mit der einen Hand den Hund haltend, saß oder lag er da. Was besprochen werden sollte, wenn Mildrid aufwachte, darüber war er mit sich bald im reinen. Die Zukunft lag wolkenlos vor ihm; unbekümmert lag er da und schaute in den Himmel hinauf. Er

wußte ja, daß es ein Wunder war, wie sie sich gefunden hatten. Gott selbst hatte ihnen gesagt, daß sie zusammen durch das Leben gehen sollten!

Er mühte sich wieder mit dem Brautlied ab; Freude lag verschleiert über seiner Seele, und er fing die Gedanken darin ein.

Es war wohl acht Uhr vorbei, als Beret zurückkam; sie brachte ein wenig Essen mit. Mildrid war noch immer nicht aufgewacht. Beret setzte alles ins Gras, sah die beiden ein Weilchen an und setzte sich dann selbst auch, aber ein Stück von den andern entfernt. Wieder warteten sie eine gute Stunde, und Beret mußte mehrmals aufstehen, um nicht einzunicken.

Gegen neun erwachte Mildrid. Sie drehte sich ein paarmal auf die Seite, schlug endlich die Augen auf, merkte, wo sie lag, erhob sich halb und sah die andern. Sie war noch halb duselig vom Schlaf, deshalb erfaßte sie nicht gleich klar, wo sie eigentlich war und was sie da sah, bis dann Hans aufstand und lächelnd auf sie zukam. Da streckte sie ihm ihre beiden Hände entgegen.

Er setzte sich neben sie.

„Jetzt hast du aber fein geschlafen, Mildrid,“ sagte er.

„Ja, o so gut geschlafen.“

„Und jetzt bist du hungrig, nicht?“

„Ja, jetzt bin ich hungrig,“ — und Beret kam mit dem Essen.

Sie sah das Essen an und dann die beiden.

„Ich hab wohl lange geschlafen?“ fragte sie.

„Freilich; 's ist schon nach neun — guck nur, wo die Sonne steht!“

Erst jetzt kam ihr alles wieder in die Erinnerung zurück.

„Habt ihr lange da gesessen?“

„O — nein . . . aber iß doch.“

Sie fing an.

„Du warst wohl auf dem Wege nach Hause, nicht?“ fragte Hans, indem er den Kopf zu ihr hinüberneigte.

Sie wurde rot.

„Ja,“ flüsterte sie.

„Morgen, wenn du ganz, ganz ordentlich ausgeschlafen hast, gehen wir alle beide hinunter.“

Ihre Augen hingen an seinen — zuerst groß und verwundert, dann lächelnd, dankerfüllt; aber sie sagte nichts. Jetzt schien sie erst ganz aufzuleben; sie fragte Veret, wo sie gewesen sei, und Veret erzählte ihr, sie habe Hans geholt, und er erzählte das übrige. Mildrid aß und hörte zu, und man sah ihr an, wie allmählich der alte Zauber sie wieder umfing. Es machte ihr Spaß, zu hören, daß der Hund sie gefunden und ihr das Gesicht geleckt hatte, ohne daß sie erwacht war. Der Hund saß gerade vor ihr und verfolgte mit gierigen Augen jeden Bissen auf seinem Wege zum Munde; da begann sie ihr Mahl mit ihm zu teilen.

Als sie fertig war, gingen sie langsam nach der Alm hinauf, und nicht lange nachher lag Veret

im Bett. Die beiden setzten sich draußen vor die Tür. Es fing ganz leise zu regnen an; aber das Dach sprang weit vor, so daß sie nichts davon merkten. Der Nebel hüllte die Hütte dichter und dichter ein, sie saßen wie in einem Zauberring. Der Abend war, da es trübes Wetter war, eher dunkel als hell. Gedämpfte Worte fielen, und jedes brachte mehr Vertraulichkeit mit sich. Zum erstenmal konnten sie wirklich miteinander reden. Er bat sie so lieb und schön um Verzeihung, weil er gar nicht bedacht hatte, daß sie anders sein müsse als er, und daß sie Eltern zum beraten habe.

Sie gestand ihm ihre Befürchtungen, und daß sie von dem Augenblick an, da sie ihn gesehen hätte, überhaupt gar nicht sie selbst gewesen sei, ja sogar ihre Eltern ganz vergessen habe. . . Sie hatte offenbar noch mehr auf dem Herzen, aber sie wollte damit nicht herausrücken. Doch in dieser zitternden Glückseligkeit sprach ja alles, alles bis auf den leisesten Atemzug. Das erste feine Aufgehen von Seele in Seele begann — was bei andern meist vorausgeht als Vorbereitung zu der ersten Umarmung, was aber bei diesen beiden hinterher kam. Die ersten schüchternen Fragen glitten in das Zwielicht hinein, die ersten zagen Antworten kamen zurück. Leicht wie ein Hauch, weich wie Daunen schwebten die Worte herüber und hinüber. Da endlich fand Mildrid den Mut, leise tastend zu fragen, ob er nicht finde, daß sie sich recht wunderlich benommen habe. — Er versicherte, das habe er

durchaus nicht gefunden, nein, nicht ein einziges Mal. — Ob er nicht darauf geachtet hätte, daß sie gestern während ihres ganzen Zusammenseins nicht ein einziges Wort gesagt hätte? — Nein, das hätte er gar nicht bemerkt. — Ob er nicht gefunden habe (sie wollte erst lange nicht heraus damit, aber dann kam es doch im Flüsterton und mit abgewendetem Gesicht), daß sie zu schnell bereit gewesen wäre? — Nein, er habe nichts andres gedacht, als daß alles so wunderschön zugegangen sei. — Aber was er sich denn nur dabei gedacht hätte, daß sie damals das erstemal geweint habe? — Ja, das hätte er freilich damals nicht recht begreifen können, aber jetzt könne er's schon; — und er sei froh, daß sie so wäre, und nicht anders.

Alle seine Versicherungen beglückten sie so sehr, daß sie sich danach sehnte, allein zu sein, und als ob auch er das erraten hätte, stand er leise auf und bat sie, jetzt schlafen zu gehen. Auch sie stand auf. Er nickte ihr zu und ging langsam nach dem Kuhstall, wo er übernachten sollte; sie aber eilte hinein und zog sich aus — und erst im Bette faltete sie ihre Hände und dankte Gott — o so heiß und innig; dankte ihm für ihren Hans, für seine Liebe, für seine Nachsicht, seine Herrlichkeit — sie fand nicht Worte genug; dann dankte sie Gott für alles andre, für alles, alles, auch für den Schmerz dieser zwei Tage; denn wie war durch ihn die Freude so groß geworden! — sie dankte Gott für die Einsamkeit hier in den Bergen

und bat ihn, sie auch aus ihr heraus hinunter ins Tal zu den Eltern zu geleiten — wendete dann ihre Gedanken wieder zu Hans und dankte Gott noch einmal für ihn, o und wie sehr!

Als sie am Morgen heraus kam — Beret schlief noch — stand Hans auf dem Hofplatze; der Hund hatte gerade Prügel bekommen: er hatte ein Schneehuhn gescheucht und lag jetzt da und tat schön. Als Hans Mildrid sah, erlöste er den Hund aus dem Banne, und dieser sprang nun bald an ihm, bald an ihr in die Höhe, bellte und wedelte und war ein lebendiger Ausdruck ihres eignen taufrischen Glückes.

Hans half ihr und den Jungen bei der Morgenarbeit, und als sie sich endlich zu Tisch setzten, um zu frühstücken, kam auch Beret zum Vorschein. Jedesmal, wenn Hans Beret ansah, wurde sie feuerrot, und als Mildrid nach dem Frühstück mit seiner Uhrkette spielte, während sie mit ihm redete, rannte Beret hinaus. — Sie war kaum zu finden, als die beiden gehen wollten.

„Hör, Mildrid,“ sagte er, als sie ein Stück gegangen waren, während er näher heran kam und langsamer ging; „ich hab mir was ausgedacht; gestern abend bin ich nicht dazu gekommen, es dir zu sagen!“

Er sagte das so ernsthaft, daß sie zu ihm aufsehen mußte. Er sprach langsam und ohne sie anzusehen.

„Ich wollte dich bitten — wenn Gott will, daß

wir beide uns bekommen sollen —, daß du mir nach der Hochzeit in mein eignes Heim folgst."

Sie wurde rot und antwortete schließlich ausweichend:

„Was werden aber Vater und Mutter dazu sagen?"

Es dauerte ein Weilchen, bis er antwortete:

„Ich dachte, wenn wir beide nur einig wären, dann käm's nicht so genau darauf an, was die meinten."

Das war das erstemal, daß er etwas sagte, was ihr wehe tat. Sie antwortete nicht.

Er schien zu warten und setzte dann endlich leiser hinzu:

„Ich möchte so gern, daß wir beide erst mal ganz für uns allein wären — uns aneinander gewöhnten."

Jetzt fing sie an, ihn besser zu verstehen; allein sie konnte noch nicht antworten.

Er ging wie vorhin, langsam und mit abgewendetem Gesicht, er war jetzt ganz verstummt.

Ihr war beklommen zumute, und sie sah verstohlen forschend zu ihm auf. Da sah sie, daß er ganz blaß geworden war.

„Aber Hans!" rief sie und blieb stehen, ohne sich dessen recht bewußt zu sein.

Hans blieb auch stehen, sah flüchtig erst sie und dann seine Büchse an, die er auf die Erde gestellt hatte und herumdrehte.

„Magst du nicht mit mir kommen?" sagte er.

Seine Stimme klang gedämpft, aber sein Blick war jetzt mit einem Male voll und fest.

„Doch, natürlich mag ich!“ beeilte sie sich zu antworten.

Ihr Auge ruhte fest in dem seinen, eine Röte überflog sein Gesicht, er nahm die Büchse aus der rechten in die linke Hand und streckte ihr die rechte hin.

„Dank dir!“ flüsterte er und drückte ihr warm die Hand. Dann gingen sie weiter.

Den einzigen Gedanken, den dies in ihr wachrief, spann sie weiter, und endlich konnte sie ihn nicht mehr für sich behalten.

„Du kennst meine Eltern nicht,“ sagte sie.

Er ging eine Weile, ehe er antwortete:

„Nein — aber wenn du zu mir ziehst, dann bekomme ich schon Gelegenheit, sie kennen zu lernen.“

„Sie sind so gut!“ fügte sie hinzu.

„Das hab ich oft sagen hören.“

Das sagte er fest, aber kalt.

Ehe sie noch etwas andres denken oder sagen konnte, fing er von seinem Heim zu erzählen an, von seinen Geschwistern, von der Not, aus der sie sich herausgearbeitet hätten, von der Tüchtigkeit, der Treue und dem Frohsinn seiner Schwestern, von den Sommergästen und der Arbeit, die das machte, von den Häusern und besonders von dem neuen Gebäude, das er jetzt aufführen wolle und das für sie beide bestimmt sei — sie solle von jetzt an die Oberaufsicht über alles haben, aber auch Hilfe genug

bei allem, ja, alle alle würden sie auf Händen tragen, und nicht am wenigsten er! Je länger er redete, desto rascher gingen sie; er sprach sich warm, kam näher an sie heran und ging schließlich Hand in Hand mit ihr.

Und wirklich: seine Liebe zu seinem Heim und den Seinen machte Eindruck auf sie, und das Unbekannte zog an; aber im tiefsten Winkel saß doch etwas andres, etwas, was sie als Unrecht gegen ihre herzensguten Eltern empfand. Sie fing daher wieder an:

„Du, Hans, Mutter und besonders Vater sind nicht mehr jung; sie haben viel gelitten — sie brauchen Hilfe; sie haben sich viel geplagt und . . .“ Sie wollte oder konnte nicht mehr. Er ging jetzt langsamer und sah sie lächelnd an.

„Mildrid, du meinst also, sie hätten dir den Hof zugedacht?“

Sie wurde rot, antwortete aber nicht.

„Nun ja — kommt Zeit, kommt Rat. Wollen sie uns dereinst zur Ablösung haben, so können sie uns ja darum bitten!“

Er sagte das freundlich; allein sie fühlte doch, was darin lag. Zartfühlend wie sie war und gewöhnt, die Gedanken andrer eher als ihre eigenen zu lesen, gab sie nach. Aber nach einer Weile kamen sie dahin, wo man Tingvold unter sich liegen sah. Und da sah sie vom Hofe fort zu ihm hinauf, als sollte dieser für sich selbst sprechen! Die großen lichtgrünen Wiesenhalden in ihrem Kranz von

Wäldern, die Häuser im halben Sonnenschein, still, aber mächtig und solid, nahmen sich herrlich aus. Tief drunten das Tal, und der Fluß rauschend und vielfach gewunden, Hof an Hof unten auf der Ebene und weiter hinauf an der anderen Seite des Gebirges, und Hof an Hof auf dieser Seite; aber keiner, keiner wie Tingvold, so blühend, so stattlich, so verborgen in seiner eigenen Gemütlichkeit und doch so leuchtend nach allen Seiten! Als sie sah, wie der Anblick ihn packte, wurde sie vor Freude rot.

„Ja," antwortete er — denn sie hatte doch wohl gefragt! — „ja, es ist wahr, Tingvold ist ein prächtiger Hof; er hat kaum seinesgleichen."

Er lächelte und beugte sich zu ihr herunter.

„Aber du bist mir doch mehr als Tingvold, Mildrid — und vielleicht bin auch ich dir ein bißchen mehr."

Ja, wenn er die Sache so anfaßte, dann konnte sie natürlich nur schweigen. Übrigens sah er so froh aus, und jetzt setzte er sich hin, und sie setzte sich neben ihn.

„Jetzt will ich dir was vorsingen," flüsterte er.

Darüber war sie ganz glücklich, „Ich hab dich noch nie singen hören," sagte sie.

„Nein, das ist wahr, und obgleich so viel Wesens draus gemacht wird, mußt du ja nicht denken, daß was dran wäre, es ist nur das mit meinem Singen, daß ich fühle, ich muß singen."

Und nachdem er eine Weile sinnend dagesessen

hatte, sang er ihr die Brautfahrt nach der Melodie des Familienbrautmarsches. Ganz leise sang er, aber so viel Jubel hatte sie noch nie in einer Stimme gehört! Da lag der Hof vor ihr, der Hof, von dem die Fahrt ausgehen sollte, sie verfolgte den Weg zur Brücke über den Fluß, und auf der andern Seite zur Kirche dort oben im Birkenhain auf dem Hügel, und dicht dabei eine Gruppe von Häusern. Das Bild strahlte nicht, denn der Tag war nicht klar; allein so paßte es am besten zu dem gedämpften Bild in ihrem Innern; denn wie viele hundertmal hatte sie nicht in Gedanken diese Fahrt gemacht — nur daß sie nicht gewußt hatte, mit wem! Worte und Töne bezauberten sie; die eigentümliche, warme, leise Stimme schloß ihr tiefstes Seeleneigentum auf; ihre Augen waren feucht, aber sie weinte nicht, sie lachte auch nicht; ihre Hand ruhte auf seiner, und so saß sie und sah bald ihn an, bald ins Tal hinunter, und als in diesem Augenblick aus dem Schornstein des elterlichen Hauses der Rauch von dem ersten Feuer unter den Mittagskochtöpfen aufstieg — da wendete sie sich und zeigte dorthin. Hans war gerade fertig und saß still da, und schaute.

Nach einer Weile waren sie wieder auf dem Wege durch den Birkenwald hinunter, und Hans hatte nicht wenig Mühe mit dem Hunde, der sich ruhig verhalten sollte. Mildrid bekam jetzt Herzklopfen. Er verabredete mit ihr, er wolle sich in der Nähe halten; aber sie solle allein vorausgehen.

Er trug sie über ein paar sumpfige Stellen, und da fühlte er, daß ihre Hand vor Angst feucht war.

„Denk nur gar nicht darüber nach, was du sagen willst," flüsterte er; „sprich ruhig, wie's dir grad in den Sinn kommt."

Sie gab keinen Laut zur Antwort und sah ihn auch nicht an. Sie kamen jetzt aus dem Walde hinaus, der hier hoher ernster Föhrenwald war; im Walde waren sie langsamer gegangen, und er hatte ihr flüsternd von der Werbung ihres Urgroßvaters um seine Muhme Aslaug erzählt — alte, wunderliche Geschichten, die sie nur mit halbem Ohr hörte, die ihr aber doch etwas Kraft gaben — nun kamen sie aus dem Waldesdunkel in die Helligkeit der Felder und Wiesen — und da verstummte selbst er. Sie sah ihn an, und ihre Angst war so sichtlich und so groß, daß ihm ganz unbehaglich zumute wurde. Er fand kein helfendes Wort, die Sache war eben zu sehr auch seine eigene. Sie gingen Seite an Seite; ein kleines Gehölz verdeckte sie noch nach der Seite des Hofes zu. Als sie so nah waren, daß er fand, jetzt müsse sie allein weitergehen, pfiff er leise dem Hunde, und sie wußte gleich; das war das Zeichen, daß sie sich trennen müßten. Sie blieb stehen und sah so totunglücklich und verlassen aus, daß er ihr zuflüstern mußte:

„Ich will hier bleiben und für dich beten, Mildrid — und — wenn du mich brauchst, dann komme ich."

Sie dankte ihm mit den Augen, aber nur halb;

denn sie vermochte weder klar zu denken noch zu sehen. Und dann ging sie. Sobald sie aus dem Gehölz heraus war, konnte sie direkt in die große Stube des Hauptgebäudes hineinsehen, ja sogar quer hindurch, denn die Stube hatte Fenster nach beiden Seiten hin, sowohl hinten nach dem Walde als vorn nach der Bygde hinaus. Hans setzte sich mit dem Hunde neben sich hinter das nächste Gebüsch — er konnte also so gut wie sie alles in der Stube sehen, aber die Stube war jetzt leer. Einmal sah sie sich um, als sie an der Scheune war; da nickte er ihr zu. Sie bog um die Scheune — und ging über den Hofplatz.

Hier war alles in altgewohnter Ordnung, und überall war es still. Ein paar Hühner spazierten auf der Scheunenbrücke. An der Stabburwand waren noch vom letzten Male die Gestelle zum Heutrocknen aufgestellt — sonst war keine Veränderung zu sehen.

Sie wollte nach rechts, nach dem Großmutterstübchen zu, abbiegen — es war wohl die Angst, die sich vor der Begegnung mit den Eltern noch eine kleine Galgenfrist schaffen wollte, doch o weh, zwischen den beiden Häusern am Haublock stand der Vater und schäftete eine Axt. Er hatte seine gestrickte Jacke an, und die Hosenträger darüber. Der Kopf war bloß; der leichte Wind, der jetzt eben vom Tal heraufwehte, blies ihm das lange, dünne Haar nach vorn. Er sah so wohl, fast fröhlich bei seiner Arbeit aus, daß sein Anblick ihr

Mut machte. Er bemerkte sie gar nicht, so leise und vorsichtig kam sie über die Steinfliesen gegangen. „Guten Tag!“ flüsterte sie.

Er sah sie eine Weile höchst erstaunt an.

„Nanu? du? ... Ist doch nichts passiert?“ fügte er rasch hinzu und sah ihr forschend ins Gesicht.

„Nein,“ sagte sie und errötete leicht.

Aber seine Augen blieben fest an ihren hangen, und sie schlug die ihren nicht auf. Er stellte die Axt fort.

„Komm, wir gehen zur Mutter hinein,“ sagte er.

Auf dem Wege dahin erkundigte er sich nach allem auf der Alm und bekam befriedigende Auskunft. Jetzt sieht Hans uns hineingehen, dachte Mildrid, als sie in der Lücke zwischen Scheune und Stabbur hervorkamen. Als sie in der Stube waren, ging der Vater an die Küchentür und rief in die Küche hinaus:

„Komm mal rein, Mutter, Mildrid ist da.“

„Mein Gott, es ist doch nichts passiert?“ kam es aus der Küche zurück.

„Nein,“ antwortete Mildrid hinter dem Vater, kam nun selbst in der Tür zum Vorschein und ging auf die Mutter zu, die vor dem Herde saß und Kartoffeln schälte und aufsetzte.

Jetzt sah die Mutter Mildrid ebenso forschend an, wie vorhin der Vater, und wieder hatte es dieselbe Wirkung. Randi stand auf, nachdem sie die Schüssel von sich gestellt hatte, ging nach der Tür an der andern Seite, rief ein paar Worte hinaus,

22*

kam zurück, band die Küchenschürze ab, wusch sich die Hände und kam wieder hervor — dann gingen alle drei in die Stube.

Mildrid kannte ihre Eltern; sie wußte, diese Vorbereitungen bedeuteten, daß sie etwas Ungewöhnliches erwarteten. War ihr Mut schon vorher nicht groß gewesen, so schrumpfte er jetzt ganz zusammen. Der Vater setzte sich neben den Hochsitz, also an das äußerste der Fenster, die nach der Bygde zu gingen. Die Mutter hatte sich auf dieselbe Bank gesetzt, aber näher der Küche. Mildrid setzte sich auf den „Vorsitz“, das heißt, die lange Bank vor dem Tische. Dort konnte Hans sie sehen; er konnte auch dem Vater gerade ins Gesicht sehen, aber von der Mutter kaum etwas.

Wie vorhin der Vater, so fragte jetzt die Mutter nach der Almwirtschaft und bekam den gleichen Bescheid, und noch ein wenig dazu; denn sie fragte ausführlicher. Obgleich beide Teile das Gespräch ganz augenscheinlich in die Länge zu ziehen suchten, war das Thema gar bald erschöpft. Während der Stille, die jetzt eintrat, sahen beide Eltern Mildrid an. Diese wich den Blicken aus und fragte, was es neues in der Bygde gebe. Aber auch dieses Thema, obgleich es so lang wie möglich gedehnt wurde, nahm schließlich ein Ende. Wieder dieselbe Stille, dieselben erwartungsvoll auf die Tochter gerichteten Blicke. Jetzt wußte die nichts mehr zu fragen und fing mit der flachen Hand über die Bank zu streichen an, auf der sie saß.

„Bist schon bei der Großmutter gewesen?" fragte die Mutter — sie fing an, ängstlich zu werden.

„Nein."

Das war ein Zugeständnis, daß Mildrid in einem bestimmten Anliegen zu den Eltern wollte, und jetzt konnte schicklicherweise nicht länger gezaudert werden.

„Ich hätt' euch wohl was zu sagen —" brachte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen und stetem Wechseln der Farbe heraus.

Die Eltern sahen einander besorgt an. Mildrid hob mit großen, flehenden Augen den Kopf.

„Was ist es, mein Kind?" kam ihr die Mutter angstvoll entgegen.

„Ich hab' mich verlobt," sagte Mildrid, senkte den Kopf und brach in Tränen aus.

Ein betäubenderer Schlag hätte in diesen stillen Kreis nicht fallen können! Bleich, stumm sahen die Eltern einander an. Die sanfte, gesetzte Mildrid, für deren vorsichtiges Wesen und deren Gehorsam die Eltern so oft Gott gedankt hatten, hatte ohne ihren Rat, ohne ihr Wissen den wichtigsten Schritt ihres Lebens getan — diesen Schritt, der auch über die Vergangenheit und die Zukunft der Eltern entschied.

Mildrid fühlte in diesem Augenblick jeden ihrer Gedanken, und die Angst trocknete ihre Tränen. Langsam und mild fragte der Vater:

„Und mit wem denn, mein Kind?"

Nach langem Zögern kam die Antwort, flüsternd: „Mit Hans Haugen."

Nun war wohl seit mehr als zwanzig Jahren weder ein Name noch eine Begebenheit von den Haugens in dieser Stube genannt worden. Nach Auffassung der Eltern war von Haugen her nur Böses über Tingvold gekommen. Wieder erriet Mildrid ihre Gedanken; sie saß unbeweglich, ihrer Verurteilung harrend.

Allein ebenso langsam und milde sagte der Vater: „Wir kennen diesen Mann nicht — weder ich noch Mutter . . .

„Wir wußten auch nicht, daß du ihn kanntest."

„Ich? ich hab ihn ja auch nicht gekannt," sagte Mildrid.

Die erstaunten Eltern sahen einander an.

„Wie kann das zugegangen sein?" Diesmal war's die Mutter, die fragte.

„Ach, das weiß ich ja eben selbst nicht," sagte Mildrid.

„Aber liebes Kind, man muß sich doch beherrschen können!"

Mildrid antwortete nicht.

„Wir haben immer von dir geglaubt," setzte der Vater zaghaft hinzu, „daß wir deiner sicher sein dürften."

Mildrid antwortete nicht.

„Aber wie ist es denn nur gekommen?" wiederholte die Mutter dringender; „das mußt du doch wissen?"

„Nein, ich weiß es nicht . . . Ich weiß nur, daß ich nichts dafür konnte . . . wahrhaftig nicht . . .“

Sie hielt sich mit beiden Händen an der Bank fest.

„Aber um Gottes Willen, Kind, Kind — was ist denn nur in dich gefahren?“

Mildrid antwortete nicht.

Da dämpfte der Vater abermals das Gespräch. Mit ruhiger Freundlichkeit fragte er:

„Warum hast du nur mit keinem von uns davon geredet, mein Kind?“

Auch die Mutter faßte sich jetzt und sagte leise:

„Du weißt, wie lieb wir unsre Kinder haben — wir haben ja so einsam gelebt — und wir dürfen wohl sagen, besonders dich, Mildrid; denn du bist uns am meisten gewesen.“

Mildrid fühlte den Platz nicht mehr, auf dem sie saß.

„Ja, daß du uns so verlassen würdest, das hätten wir nie gedacht.“

Es war der Vater, der dies sagte. So leise diese Worte auch herauskamen, so weh taten sie doch.

„Ich will euch ja nicht verlassen,“ stammelte sie.

„So was mußt du nicht sagen,“ antwortete er, ernster als vorhin; „du hast uns ja schon verlassen.“

Mildrid fühlte, daß es wahr war, und doch auch wieder nicht wahr; aber sie konnte es nicht auseinanderwirren. Die Mutter sagte:

„Was nützt es uns nun, daß wir in Liebe

und Gottesfurcht mit unsern Kindern gelebt haben? . . . Bei der ersten Probe . . ."

Mehr wollte sie um Mildrids willen nicht sagen. Aber jetzt konnte die es nicht mehr aushalten.

„Ich will euch ja gar nicht verlassen . . . ich will euch nicht weh tun . . . aber ich konnte nicht . . . ach Gott, ich konnte nicht anders!"

Sie warf sich über den Tisch auf ihren Arm, dem Vater zugewendet, und schluchzte.

Keins von den Eltern war imstande, zu der Reue, die sie zu empfinden schien, noch Vorwürfe hinzuzufügen. Darum wurde es still. Das hätte lange dauern können; aber jetzt fühlte Hans Haugen an seinem Platze, daß es Zeit sei, ihr zu Hilfe zu kommen. Sein Jägerauge hatte sie sich über den Tisch werfen sehen, und er war aufgesprungen.

Bald hörte man seinen leichten Schritt im Hausflur. Er klopfte, alle fuhren auf, aber niemand sagte: „Herein!" Mildrid erhob sich halb, rot unter Tränen; die Tür ging auf; mitten in der Türöffnung stand Hans mit Büchse und Hund, blaß aber ruhig, wendete sich um und schloß die Tür hinter sich, während der Hund wedelnd auf Mildrid zulief. Hans war zu erregt gewesen, um zu bemerken, daß der Hund mit hereingekommen war.

„Guten Tag!" sagte er.

Mildrid sank auf die Bank zurück, atmete tief auf und sah ihn erleichtert an; ihre Angst, ihr böses Gewissen waren weg, sie hatte ja recht, ja,

sie hatte recht — jetzt mochte kommen, was Gott wollte! . . .

Niemand hatte seinen Gruß beantwortet; niemand bat ihn, näher zu treten.

„Ich bin Hans Haugen," sagte er leise, setzte die Flinte auf den Boden und hielt sie mit der Hand fest.

Nachdem die Eltern mehrmals Blicke gewechselt hatten, fuhr er fort, aber in stetem innerm Kampfe:

„Ich habe Mildrid hierher begleitet — denn wenn sie etwas Verkehrtes getan hat, dann ist's meine Schuld allein."

Irgendetwas mußte jetzt gesagt werden; die Mutter sah den Vater an, und dieser sagte endlich, alles sei so ganz ohne ihr Wissen gekommen, und Mildrid könne ihnen keine Erklärung geben, wie es sich zugetragen habe. Aber Hans antwortete, das könne er auch nicht.

„Ich bin kein Schulbub mehr," sagte er, „ich bin achtundzwanzig Jahre, und trotzdem kam es so über mich, daß ich, wo ich mich doch bisher um keine gekümmert hab, von dem Augenblick an, als ich sie gesehen hatte, nichts andres mehr hab denken können. Hätte sie nein gesagt — ja ich weiß nicht — aber dann wär wohl jetzt mit mir nicht viel mehr los gewesen."

Die schlichte, ehrliche Weise, in der er dies sagte, tat wohl. Mildrid erbebte, denn sie fühlte, daß dies ein ganz andres Bild von der Sache gab. Er hatte seine Mütze auf dem Kopfe; denn es

war in jener Gegend nicht üblich, daß ein Fremder die Mütze abnahm, wenn er herein kam; aber jetzt nahm er sie unwillkürlich ab, hängte sie über den Flintenlauf und legte die Hände darüber. Es war etwas in dem ganzen Jungen, was um Höflichkeit bat.

„So jung, wie die Mildrid noch ist," sagte die Mutter, „hätte keiner von uns gedacht, daß sie schon jetzt mit sowas anfangen würde."

„Das mag schon sein; aber da bin ich halt um so älter," antwortete er; „und die Wirtschaft bei mir daheim ist nicht groß; die macht nicht viel Mühe, und außerdem — Hilfe hab ich genug.

Die Eltern sahen erst einander, dann Mildrid, dann ihn an.

„Sollte sie denn mit dir ziehen?" fragte der Vater ungläubig, ja fast mit einem kleinen Anflug von Hohn.

„Ja," sagte Hans; „ich freie nicht um den Hof."

Er wurde rot, und Mildrid auch.

Wäre der ganze Hof in die Erde versunken, die Eltern hätten nicht erstaunter sein können, als darüber, daß er verschmäht wurde — und daß Mildrid dazu schwieg, zeigte ihnen, daß sie im Einverständnis mit ihm war. Immerhin stellte dieser Entschluß des jungen Paares die Eltern unwillkürlich etwas außerhalb der eigentlichen Entscheidung; sie fühlten sich gedemütigt.

„Und dabei hast du gesagt, du wolltest uns nicht verlassen," sagte die Mutter mit leisem Vorwurf.

Das traf.

Aber Hans kam ihr zu Hilfe.

„Euch verlassen? wenn ein Kind sich verheiratet, muß es doch wohl seine Eltern verlassen.“

Er lächelte und setzte freundlich hinzu:

„Die Reise ist nicht weit, es ist kaum mehr als dreiviertel Meilen von hier bis Haugen!“

Aber in solchen Situationen sind es im Grunde weniger die Worte, auf die es ankommt; die Gedanken gehen trotzdem ihre eignen Wege. Die Eltern fühlten sich verlassen, ja verraten durch den Beschluß des jungen Paares. Daß auf Haugen gut sein war, das wußten sie sehr wohl; die Fremden hatten den Ort zu Ansehen gebracht; es war sogar dann und wann in der Zeitung davon die Rede gewesen — aber Haugen war eben doch Haugen, und daß Mildrid, ihr Liebling, die Reise des Geschlechts nach Haugen zurück machen wollte, das war doch wirklich zu viel! Unter solchen Umständen wären andre vielleicht böse geworden; aber diese beiden waren so, daß sie sich am liebsten um eine Sache, die ihnen unangenehm war, herumdrückten. Sie wechselten daher einen Blick des Verständnisses und der Vater sagte behutsam:

„Das ist zu viel auf einmal, wir können jetzt noch nicht gut darauf antworten.“

„Nein,“ sagte auch die Mutter; „wir dachten nicht, so Wichtiges zu erfahren — und gar auf solche Weise.“

Hans zögerte ein wenig, ehe er antwortete:

„Es ist freilich wahr, Mildrid hätte erst ihre Eltern fragen sollen. Aber wenn nun doch keins von uns was davon wußte, bevor es zu spät war? Ja, so war es nämlich. — Da konnten wir doch nichts andres tun, als, nachdem es geschehen war, beide hierher kommen, und das haben wir getan. — Ihr dürft auch nicht zu streng sein."

Danach war im Grunde gegen ihr Benehmen nichts mehr zu sagen, und sein ruhiges Auftreten machte es noch wahrhaftiger. Überhaupt merkte der Vater, daß er dem andern nicht gewachsen war, und da er sehr wenig Zutrauen zu sich selbst hatte, wollte er um so lieber davon kommen.

„Wir kennen dich ja nicht," sagte er mit einem Blick auf seine Frau; „wir müssen Bedenkzeit haben."

„Ja, das ist gewiß das beste," meinte Randi; „denn den Mann, dem wir unser Kind geben sollen, müssen wir doch kennen."

Mildrid fühlte das Kränkende dieser Antwort, aber sie sah bittend zu Hans hinüber.

„Das mag wahr sein," antwortete Hans und fing an, die Büchse unter der einen Hand zu drehen — „ob zwar, glaub ich, nicht viele im Tal so bekannt sind wie ich. Oder hat mir vielleicht jemand was Böses nachgesagt?"

Er sah zu ihnen auf. Mildrid war verlegen in die Seele ihrer Eltern hinein, und diese fühlten selbst, daß sie vielleicht einen Verdacht in ihm erweckt hatten, und das wollten sie nicht.

„Nein, wir haben nichts Böses von dir gehört," sagten beide auf einmal, und die Mutter beeilte sich, hinzuzufügen, es sei wirklich nur das, daß sie ihn so gar nicht kennten, denn sie hätten sich so selten um die Leute auf Haugen gekümmert.

Sie hatte damit durchaus nichts Böses gemeint; aber erst, als es ihr über die Lippen geschlüpft war, merkte sie, daß sie sich nicht taktvoll ausgedrückt hatte, und sie sah ihrem Manne und Mildrid an, daß sie das auch fanden.

Die Antwort ließ eine Weile auf sich warten.

„Haben die von Tingvold sich nicht um die Haugener gekümmert, so ist das nicht unsre Schuld — wir sind bis vor wenigen Jahren arme Schlucker gewesen."

In diesen wenigen Worten lag ein Vorwurf, der von allen dreien als berechtigt empfunden wurde, und zwar gründlich. Aber noch nie bis zu diesem Augenblick war es dem Manne oder der Frau auch nur eingefallen — sie waren ja so scheu und so erfüllt von ihrem Kummer gewesen — daß sie da eine Pflicht versäumt hatten; noch nie hatten sie darüber nachgedacht, daß sie die armen Verwandten auf Haugen nicht für ihr eignes Mißgeschick hätten leiden lassen dürfen; denn daran waren sie ja doch ganz unschuldig. Sie warfen sich verstohlen verlegne Blicke zu und guckten dann in echter, tiefer Beschämung vor sich nieder.

Hans hatte das sehr rücksichtsvoll gesagt, trotzdem die Antwort der Frau ihn doch hätte reizen

müssen. Beide fühlten daher, daß sie einen braven Kerl vor sich hatten, und daß hier in doppelter Hinsicht etwas wieder gut zu machen war. So ging es zu, daß der Vater sagte:

„Laß uns noch etwas Zeit zur Überlegung; kannst du nicht hier bleiben und bei uns Mittag essen? Da können wir immerhin ein bißchen miteinander schwatzen."

„Komm doch näher und setz dich," fügte die Mutter hinzu. Beide standen auf.

Hans stellte die Flinte mit der Mütze drauf fort und ging auf Mildrid zu, die aber sofort aufstand; sie wußte selbst nicht warum. Die Mutter meinte, sie müsse jetzt ein wenig in der Küche nach dem Rechten sehen, und ging hinaus. Der Vater machte Miene, ihr zu folgen; aber Mildrid wollte nicht allein mit Hans sein, so lange die Eltern ihre Einwilligung verweigerten; sie ging daher auf die andre Tür zu, und kurz darauf sah man sie über den Hof nach dem Großmutterhäuschen gehen. Da konnte der Vater Hans nicht gut allein lassen, und so machte er Kehrt und setzte sich wieder.

Die beiden Männer sprachen von lauter gleichgiltigen Dingen; zuerst von der Jagd und von den Wirtschaften oben in den Sommerhütten im Gebirge, von dem Verdienst, den sie abwarfen, usw. Dann kamen sie auf Haugen und die Sommergäste zu sprechen, und auf die Ackerwirtschaft da oben, und aus allem erhielt der Vater den Eindruck,

daß auf Haugen jetzt Wohlstand und reges Leben herrsche. Die Mutter ging bei ihren Vorbereitungen zum Mittagessen aus und ein, so daß sie allerlei mit zu hören bekam, und man sah den beiden Alten an, daß ihre anfängliche Scheu sich nach und nach in Zutrauen verwandelte; denn ihre Fragen gingen jetzt näher an die Sache heran.

Bei Tisch bemerkten alle das gewandte Wesen von Hans. Er saß an der Wand, der Mutter und Mildrid gegenüber; der Vater saß am Ende des Tisches auf dem Hochsitz. Die Leute hatten schon vorher in der Küche gegessen, wo sonst auch die Familie mit ihnen zusammen zu essen pflegte. Aber die Sache war wohl die, daß sie Hans heute den Leuten nicht gerne vorführen wollten. Bei Tische fühlte Mildrid, daß die Mutter sie ansah, wenn Hans lächelte. Er war einer von denen, die für gewöhnlich ein ernstes Gesicht haben, das sich aber beim Lächeln seltsam verschönt. Dies und andres legte Mildrid sich zusammen zu der Summe, die sie am liebsten herausbekommen wollte. Aber leichter fühlte sie sich doch nicht, denn die Spannung im Zimmer lag so schwer auf ihr, daß sie sich am allerliebsten gedrückt hätte; gleich nach Tisch lief sie wieder zur Großmutter hinüber.

Die Männer machten einen Rundgang durch das ganze Gut, doch wurde der so eingerichtet, daß sie nicht dahin kamen, wo die Leute arbeiteten, auch nicht dahin, wo die Großmutter sie hätte sehen können. Dann setzten sie sich wieder in die Stube.

Und jetzt war auch die Mutter fertig und konnte sich zu ihnen setzen. Das Gespräch wurde nach und nach vertraulicher, wie zu erwarten war, und wie die Zeit verstrich — freilich erst gegen Abend — faßte die Mutter sich ein Herz und bat ihn, doch zu erzählen, wie eigentlich das mit ihm und Mildrid gekommen sei; Mildrid selbst habe ja gar keinen Bescheid geben können. Vielleicht war es hauptsächlich weibliche Neugier, die der Mutter diese Frage eingab; aber Hans war die Frage außerordentlich willkommen.

Nun erzählte er; nicht von ihren ersten Begegnungen; denn das konnte er nicht; aber umständlich und mit tiefer Freude erzählte er von dem gestrigen Tage, von Beret, die ihn im Sturmmarsch geholt hatte, weil Mildrid der Eltern wegen von Seelenangst gequält wurde; und dann kam er auf Mildrid selbst und ihre Flucht zu den Eltern, und wie sie, erschöpft an Leib und Seele, ein wenig habe ruhen wollen und darüber eingeschlafen sei, unglücklich und verlassen — da meinten die Alten, daran erkennten sie ihr Kind wieder; und jetzt fehlte nicht viel daran, daß sie einsahen, besonders die Mutter, daß sie vorhin zu streng gewesen waren.

Aber während der Junge so von Mildrid erzählte, erzählte er ja auch, ohne es zu wissen, von sich selbst; denn aus jedem Worte leuchtete seine Liebe zu Mildrid hervor, und das machte die Eltern froh. Das fühlte er zuletzt und wurde

nun selber auch froh, und die beiden Alten, denen eine so schlichte Freimütigkeit und Kraft etwas Ungewohntes war, fühlten etwas wie eine wirkliche Glücksempfindung. Diese steigerte sich mehr und mehr, so daß die Mutter unwillkürlich lächelnd zu ihm sagte:

„Na, ihr zwei beiden scheint mir schon bis zur Hochzeit gekommen zu sein — noch ehe eins von uns gefragt ist?“

Der Vater lachte mit, wie um der Frage vorwärts zu helfen, und Hans antwortete, wie es der Augenblick mit sich brachte, indem er leise eine Zeile des Brautmarsches vor sich hinträllerte:

„Spiel nur zu, spiel nur zu, haben's eilig, ich und du!“

und dann lachte er, war jedoch bescheiden genug, das Gespräch sofort auf etwas andres zu lenken. Zufällig sah er dabei Randi an und sah, daß sie ganz blaß geworden war. Hans fühlte im Nu, daß er da was Dummes gemacht hatte, indem er die Erinnerung an jenen Marsch wach gerufen hatte, und noch dazu gerade jetzt. Endrid sah ängstlich seine Frau an, deren Erregung immer heftiger wurde, bis es zuletzt in ihr so aufbrauste, daß sie es nicht mehr im Zimmer aushalten konnte. Sie stand auf und ging hinaus.

„Na, da hab ich wohl ne schöne Dummheit gemacht,“ sagte Hans erschrocken.

Der Mann antwortete nicht. Ganz unglücklich stand Hans auf, um ihr zu folgen und sie um Entschuldigung zu bitten, setzte sich jedoch wieder

und versicherte, er habe es doch wirklich nicht bös gemeint.

„Freilich, ja, du konntest das ja auch nicht so wissen," antwortete Endrid.

„Kannst du ihr nicht nachgehen und es wieder gut machen?"

Er hatte ein solches Vertrauen zu diesem Manne gefaßt, daß er es wagte, ihn um so was zu bitten. Aber Endrid antwortete:

„Nein, nein, das muß man sie mit sich allein abmachen lassen, ich kenne sie."

Hans, der sich noch eben dem Ziel seiner Wünsche so nahe gewähnt hatte, fühlte sich in die bitterste Enttäuschung hinuntergestürzt und konnte nicht wieder in Stimmung kommen, wie geduldig sich Vater Endrid auch Mühe gab. Dabei kam ihm der Hund, der jetzt herankam, zu Hilfe, Endrid fragte Hans unermüdlich über ihn aus, und erzählte dann umständlich von einem Hunde, den er selbst gehabt hatte, und der ihm sehr viel gewesen war, wie das bei einsamen Leuten gewöhnlich der Fall ist.

Aber Randi war vors Haus gegangen und hatte sich dort auf die Steintreppe gesetzt. Der Entschluß ihrer Tochter machte ja, daß der Brautmarsch noch heftiger gegen die Erinnerungen anprallte, die sie im Herzen trug. Sie hatte nicht wie die Tochter sich dem Manne ihrer Liebe hingegeben. Die Schande, die über ihrer Brautfahrt lag, war ja gerecht gewesen, denn sie hatte nicht in Wahrhaftigkeit an der Seite ihres Bräutigams gesessen. Und jene

Schande und all das Herzweh und der Verlust ihrer Kinder, alle die Leiden und Kämpfe der langen Jahre stürmten wieder auf sie ein. Alles, was sie um dieses Schmerzes willen gelesen und gebetet hatte, hatte also nichts genützt, sie saß in heftigster Erregung da! Die Verzweiflung darüber, daß ihr das noch immer passieren konnte, stürzte sie in die bittersten Selbstanklagen; wieder fühlte sie den Hohn der Gemeinde über ihre falsche Brautfahrt; wieder peitschte sie schonungslos auf ihre eigene Erbärmlichkeit los; daß sie damals ihren Tränen nicht Halt geboten hatte, daß sie heute die Erinnerungen nicht zu bannen vermocht hatte — daß sie durch den Mangel an Selbstbeherrschung ihre Eltern in ein falsches Licht gestellt, ihre eigene Gesundheit zerstört und dadurch die Kinder, die sie unter dem Herzen trug, getötet hatte — und daß sie bei alledem eine Frömmigkeit geheuchelt hatte, die sie ganz und gar nicht besaß; denn das zeigte sich ja jetzt! Ach, Gott, daß sie noch nicht weiter gekommen war! So erbärmlich, so erbärmlich fühlte sie sich, daß sie nicht zu Gott emporzusehen wagte; denn wie hatte sie sich selbst und ihn getäuscht! Aber warum, mußte sie sich fragen — warum regte sich gerade jetzt all das Häßliche in ihr, das sich um ihre Seele geschlungen hatte? War sie denn neidisch auf Mildrid? Neidisch auf ihre eigne Tochter? Nein, das war sie nicht, das fühlte sie — und sie begann sich wieder aufzurichten! Jetzt sollte ja die Tochter gerade ihre eigne Sünde wieder gut

23*

machen; das war doch ein herrlicher Gedanke! Können die Kinder das? Ja, so wahr sie unser Werk sind, können sie das; denn die Wahrhaftigkeit, die in Mildrid lag, hatte doch sie, die Mutter, trotz aller ihrer Schwäche in dem Kinde groß gezogen. Aber sollte diese ihr jetzt zugute kommen, dann mußte sie auch aus voller Seele dabei sein, in Reue und in Dankbarkeit.

Und ehe Randi sich besinnen konnte, konnte sie wieder beten und sich in tiefer Demut und Zerknirschung vor dem Herrn beugen, der ihr wieder einmal gezeigt hatte, was sie ohne ihn war! Um Gnade flehte sie, wie einer um sein Leben fleht; denn jetzt wurde ihr das Leben zum zweiten Mal geschenkt, das fühlte sie! Jetzt war die Schuldsumme gestrichen; das war die letzte Abrechnung gewesen, und die hatte sie überwältigt! Und sie stand auf und sah empor, während ihre Tränen strömten; sie fühlte sich so frei, so wohl. Der da oben hatte jetzt den Schmerz von ihr genommen! Hatte sie das nicht auch früher oft gefühlt? Nein, nie, nie so, wie jetzt; erst jetzt war der Sieg errungen! Und sie ging, und fühlte es; sie hatte sich selbst wiedergefunden! Irgend eine Fessel, die sie bisher gebunden hatte, war zerrissen; bei jeder Regung fühlte sie, daß sie jetzt frei war, frei an Seele und Leib! . . . Und durfte sie nächst Gott ihrem Kinde dafür danken, dann sollte dieses nun auch ihre Glückseligkeit in vollem Maße genießen!

Sie kam in den Flur vor Großmutters Stübchen; aber niemand da drinnen erkannte ihren Schritt. Sie drückte die Türklinke nieder und öffnete, als sei sie eine ganz andere.

„Mildrid, komm her zu mir!“ sagte sie, und Mildrid und die Großmutter sahen sich an; denn das war doch nicht die Mutter!

Mildrid lief auf sie zu: „Was ist denn geschehen?“

Die Mutter nahm sie am Arme, machte die Tür hinter sich zu, so daß sie allein waren, und dann fiel sie ihr um den Hals und weinte und weinte, während sie sie mit einer Wärme und Seligkeit umarmte, die Mildrid, geadelt durch ihre Liebe, von ganzem Herzen erwiedern konnte. „Gott segne dich ewig, ewig, mein Kind!“ flüsterte die Mutter.

Die Männer in der Stube sahen die zwei Hand in Hand über den Hof kommen, und zwar so schnell, daß die Luft sich mit Ahnungen füllte. Die Tür ging auf, die beiden kamen herein und auf sie zu. Aber statt sie ihm zu übergeben oder zum Vater oder zu ihm etwas zu sagen, zog Randi die Tochter noch einmal an sich und rief wieder in neu ausbrechender Rührung: „Gott segne dich in alle Ewigkeit!“ . .

Eine Weile darauf saßen alle vier im Großmutterstübchen. Die Alte war froh; sie wußte ja längst durch das junge Volk, wer Hans Haugen war, und sie faßte diesen Bund sofort als einen

Sühneakt im Leben ihrer eignen Kinder auf. Die lebensfrohe Alte fand Hans außerdem so hübsch! Sie blieben alle vier bei ihr, und der Tag endete damit, daß der Vater, nachdem sie alle einen Choral gesungen hatten, aus einem Gebetbuch vorlas, und mit den Worten begann: „Der Herr ist in unserm Hause gewesen!“

* * *

Aus ihrem fernern Leben will ich nur noch zwei Tage hervorheben, und aus jedem nur eine bestimmte Situation.

Der erste ist der Hochzeitstag des jungen Paares. Inga, Mildrids Bäschen, die jetzt selbst junge Frau war, war gekommen, um die Braut zu schmücken. Die Brautschmückung fand im Stabbur statt; die alte Truhe, in der der silberne Brautschatz der Familie verwahrt lag: Krone, Gürtel, Halsband, Broschen, Ringe, war hervorgezogen. Großmutter hatte den Schlüssel dazu, sie war selbst beim Öffnen der Truhe dabei, und Beret folgte ihr als Adjutant.

Mildrid hatte ihr Brautkleid und ihren ganzen eignen Staat schon an, als die Herrlichkeiten — die Beret und Großmutter vorige Woche geputzt hatten — an den Tag kamen, glänzend und schwer. Stück für Stück wurde anprobiert. Beret hielt der Braut den Spiegel vor. Die Alte erzählte, wie viele von ihrem Geschlecht dieses Silber an ihrem

Ehrentage getragen hätten, aber am glückseligsten von allen war darin doch ihre eigne Mutter, Aslaug Haugen, gewesen. In demselben Augenblick klang von draußen der alte Familienbrautmarsch zu ihnen herein; alle im Stabbur horchten auf und eilten an die Tür, um zu sehen, was es sei.

Der erste, den sie sahen, war Endrid, der Brautvater. Er hatte Hans Haugen und seine Geschwister auf den Hof zufahren sehen; Endrid hatte nur sehr selten einen Einfall über das Alltägliche hinaus — aber diesmal war es ihm doch eingefallen, sie mit dem Familienbrautlied zu empfangen! Er holte die Spielleute heraus und ließ sie aufspielen. Er selbst stand neben ihnen vor dem Stabbur, mit dem silbernen Krug voll schäumenden Hochzeitsbiers in der Hand. Einige andre hatten sich angeschlossen. Hans und seine treuen Geschwister kamen in zwei Wagen auf den Hof gefahren, und man sah ihnen an, wie dieser Empfang sie rührte.

Eine Stunde drauf wurde der Brautmarsch dann von neuem angestimmt. Das war, als die Braut, der Bräutigam und die Brauteltern und die Großmutter und Beret und die Geschwister des Bräutigams paarweis aus dem Hause kamen, voran die Spielleute, um in die Wagen zu steigen. Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo alle günstigen Zeichen zusammen treffen und so fuhr das Brautgefolge heute in strahlendem Frühlingswetter von Tingvold ab. Bei der Kirche war der Andrang so

groß, daß niemand sich erinnerte, je etwas Ähnliches erlebt zu haben. Jeder in dieser Gemeinde kannte die Geschichte des Geschlechts und wußte, wie eng diese mit dem Brautmarsch, der da so jubelnd im Sonnenschein über dem Brautpaar und dem fröhlichen Hochzeitszug kreiste, verwebt war.

Und weil aller Gedanken sich in diesem einen begegneten, nahm der Geistliche auch einen Trautext, aus dem heraus er entwickeln konnte, daß die Kinder unseres Lebens Krone sind, leuchtend durch unsere Ehre, unsere Entwicklung und unsere Arbeit.

Als sie aus der Kirche kamen, blieb Hans vor der Kirchentür stehen. Er sagte etwas. Die Braut hörte es in ihrem überirdischen Glücke nicht, aber sie ahnte es. Er wollte gern, daß sie einen Blick auf Ole Haugens Grab werfe, das in üppigem Blumenschmuck dalag. Das tat sie, und sie nahmen ihren Weg so, daß sie dicht an seinem Grabstein vorbei streiften. Die Eltern hinterdrein.

Der zweite Moment in ihrem Leben, den wir hervorheben müssen, ist Endrids und Randis erster Besuch als Großeltern. Hans hatte wirklich durchgesetzt, daß das junge Ehepaar nach Haugen zog, obgleich er versprechen mußte, Tingvold zu übernehmen, sobald die Alten einmal nicht mehr könnten, oder nicht mehr wollten, und die uralte Großmutter gestorben sei.

Bei diesem ganzen Besuch ist es jedoch nur

eine einzige kleine Begebenheit, die uns interessiert: Als Randi nach festlichem Empfang und reichlicher Bewirtung mit dem Kindchen ihrer Tochter auf dem Schoße dasaß, begann sie es sanft zu wiegen und dazu zu summen — und was sie summte, war nichts andres als der Brautmarsch! Mildrid schlug vor Verwunderung die Hände zusammen, beherrschte sich aber sofort, und schwieg; Hans forderte den Vater auf, doch noch etwas zu trinken, was dieser abschlug; aber das war von beiden Seiten nur ein Vorwand, um einen Blick miteinander wechseln zu können.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILIT
A 001 276 945 1